



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Migration und Verwandtschaft.
Migrationsräume und Zugehörigkeit
in den Erinnerungen von
Elke Schapiro, Prive Friedjung und Minna Lachs“

verfasst von / submitted by

Mag. Richard Kisling

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2020 / Vienna, 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 190 333 313

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium Unterrichtsfach Deutsch, Unterrichtsfach
Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung

Betreut von / Supervisor:

Univ. Prof. Dr. Margareth Lanzinger

Inhalt

Dank	3
Einleitung	4
Migrations- und Verwandtschaftsforschung	4
Dazugehören?	4
Migrationsräume, Verwandtschaftsnetze – Vernetzte Räume	4
Grenzregime und Migrationswege	11
Flucht und Migration	12
Fragestellungen und Aufbau der Arbeit	14
Lebenserinnerungen als Quellen	16
Zu den Namen und den Namensbezeichnungen in dieser Arbeit	19
Zur Entstehungsgeschichte der Erinnerungen	20
Erinnerungen im Vergleich – Zur Analyse der Texte	22
Der Komplex Migration und Verwandtschaft	29
Grenzen und Migrationsräume	29
Migration im Netzwerk von Bekannten und Verwandten	36
Migrationsmuster	36
Migrationsketten – Kettenmigration	38
Vernetzte Migration – Familie und Verwandtschaft Prive Friedjungs	43
Exkurs: Deportation und Vernichtung	47
Die Flucht aus Galizien bei Elke Schapiro, Manès Sperber und Minna Lachs	50
Nähe und Distanz	52
Geflüchtete aus Galizien und der Bukowina im Ersten Weltkrieg	60
Anknüpfungspunkte und Vernetzung am Zielort	64
Der Komplex Zugehörigkeit	71
Staatszugehörigkeit und Niederlassung	71
Minna Lachs	84
Elke Schapiro	85
Prive Friedjung	89
Österreichische StaatsbürgerInnen – Ein Vergleich	92
Zugehörigkeit als Prozess der Selbstverortung	96
Minna Lachs	99
Elke Schapiro	104
Prive Friedjung	107
Zugehörigkeiten – Ein Vergleich	112
Vorstellungen von Zusammenleben und sozialer Fürsorge	114
Wohlfahrt im Spannungsfeld von „privat“ und „öffentlich“ – Geschlechterrollen	114
Hilfseinrichtungen für Geflüchtete im Ersten Weltkrieg	122
Kontinuitäten im modernen Fürsorgewesen der 1920er Jahre	125
Handlungsspielräume abseits der städtischen Fürsorge – Elke Schapiro und Prive Friedjung	128
Conclusio	135
Verwendete Literatur	138
Quellen:	138
Gedruckte Quellen:	138
Ungedruckte Quellen:	139
Sekundärliteratur:	139
Nachschlagewerke:	139
Forschungsliteratur:	139

Dank

Diese Arbeit ist der Abschluss meines zweiten Studiums, das mir ohne die Ermutigung, Anteilnahme und große Geduld einiger Menschen kaum gelungen wäre. Meine Frau Claudia Leitner unterstützte den Plan, ein weiteres Studium aufzunehmen und einen Wechsel zum Lehrerberuf zu vollziehen, von Anfang an. Die zeitlichen und finanziellen Belastungen trug sie mit, ebenso wie unsere Söhne Tobias und Johannes. Ihnen gilt der Satz aus einer von Prive Friedjung überlieferten Geschichte über einen jüdischen Rabbiner, dessen Hilfsbereitschaft und Leidensfähigkeit sie mit jener der von ihr so hochgeschätzten Sowjetmenschen vergleicht:

„Engel? Ah, ob nicht noch höher.“

Bei ihnen, aber auch bei meinen Eltern, Christa und Erich Kisling, und meinen Schwiegereltern, Edi und Maria Leitner, durfte ich die Erfahrung machen, was verwandtschaftliche Unterstützung ausmacht. Sie ermöglichten Vormittage, Nachmittage und viele Nächte des Lernens, Lesens und Schreibens. Dass ich all diese Arbeiten mit Freude durchführen konnte und nicht einfach nur erledigen musste, verdanke ich vor allem ihnen.

Ich danke meiner Betreuerin Frau Univ.-Prof. Dr. Margareth Lanzinger, die mir in einem Seminar das Thema der Verwandtschaftsforschung näher brachte, mich in der Vorbereitung dieser Arbeit auf die zentrale Kategorie der Zugehörigkeit aufmerksam machte, die sich in der Analyse der Texte als ausgesprochen wertvoll erwies. Es waren ihre Literaturhinweise und Tipps, die der Arbeit entscheidende Impulse gaben. Zudem lernte ich von ihr, wie auch anderen Lehrenden am Institut für Geschichte, den für mich als Lehrer wichtigen Grundsatz: Eigenständiges Lernen und Denken zu ermöglichen und Ideen zu fördern.

Herr Mag. Günter Müller legte mir, als ich nach Lebenserinnerungen von ArbeitsmigrantInnen nach Wien fragte, die Geschichte von Prive Friedjung ans Herz. Dass die vorliegende Arbeit nun auf den Lebenserinnerungen von drei jüdischen Frauen aus der Bukowina und Galizien basiert, verdanke ich zuallerst dieser Empfehlung.

Einleitung

Migrations- und Verwandtschaftsforschung

Dazugehören?

Wer von uns hat einen „Migrationshintergrund“? In dieser Frage steckt eine Dichotomie zwischen jener Bevölkerung, die sich als „alteingesessen“ ansieht und jener, die erst kürzlich, oder vor fünfzig oder sogar schon vor hundert Jahren in ein Land oder eine Stadt zugewandert ist. Werden dabei keine nationalstaatlichen Grenzen überschritten, mag diese Abgrenzung mit einem harmlosen Spott formuliert sein (etwa in Wien, Studierenden aus anderen Bundesländern gegenüber); sie verschärft sich, wenn von deutschen „Numerus clausus“-Flüchtlingen die Rede ist, und mag sich angesichts von KollegInnen aus fernen Ländern abschwächen, die man mit einigem Stolz an einer heimischen Universität studieren sieht. Sie scheint in Fragen grundsätzlicher Natur überzugehen, wenn sie auf junge Frauen mit Kopftüchern trifft und stellt scharf und polemisch die Vermutung an, dass jemand nur zur Verlängerung eines Visums eingeschrieben sei. MigrantInnen, das sind die anderen, jene, die eben einen bestimmten kulturellen Hintergrund haben, an dem eine deutliche Trennlinie zu den „Sesshaften“ gezogen wird. Es *ist* nicht ein Hintergrund, sondern gerät allmählich in den Hintergrund, wird vergessen oder vergessen gemacht. Denn das Normale, das ist das lange Dazugehören, das immer dann am glaubwürdigsten ist, wenn es ein Schon-lange-Dazugehören, ein über den Beginn des eigenen Lebens hinüberreichendes Dazugehören ist.

Schon seit vielen Jahren lehrt uns die Migrationsforschung etwas ganz anderes: So stellt sich die Behauptung der Normalität als Akt der Selbstvergewisserung heraus, der nicht unbedingt die realen Verhältnisse widerspiegelt, sondern oftmals nur eine relativ kurze Periode. Die Behauptung, dass die Normalität der Sesshaftigkeit in der Geschichte nur zeitweise unterbrochen würde von individueller Migration, innerhalb eines bestimmten Lebensabschnitts oder von Phasen massenhafter Migration, die letztlich wieder in die Normalität der Sesshaftigkeit zurückführe, ist eine Konstruktion des 19. Jahrhunderts, eine Konstruktion, die Ruhepole wie die Intimität der kleinen Familie als Vorbild für menschliches Zusammenleben suchte.

Migrationsräume, Verwandtschaftsnetze – Vernetzte Räume

Aufgrund der proklamierten Trennung von beruflicher und privater Sphäre, einer Entpolitisierung der Kernfamilie wurde zu Unrecht darauf geschlossen, dass in der Ausdifferenzierung der modernen Arbeitswelt(en) verwandtschaftliche Beziehungen zunehmend in den Hintergrund geraten wären. Untersuchungen der bürgerlichen Familie und ihrer politischen und sozialen Netzwerke

zeigen immer engere „horizontale Verbindungen“ zwischen den Familien und Verwandten. Feststellen lässt sich „eine markante langfristige Zunahme von Heiraten zwischen Blutsverwandten bis in die Zeit um 1900“¹. Die in zahlreichen Bildern und (literarischen) Beschreibungen dargestellte Intimität verdeckte eine starke Vernetzung der Familien untereinander, die diese Konstellationen und sozialen Verbände zur Kontrolle wichtiger politischer Funktionen in den Gemeinden nützten und den Aufbau von Klassen und klassenmäßiger Trennung unterstützten.² Simon Teuscher und David Sabeau zeigen in dem von ihnen und Jon Mathieu edierten Sammelband *Kinship in Europe*, dass Verwandtschaft von einer teleologischen Fokussierung auf die Familie (oder auch die Kernfamilie) immer wieder als aussterbende und abgelöste Form des Zusammenlebens konstatiert wurde. Zahlreiche Einzelstudien belegten, dass die wiederholt als Auslaufmodell konstatierte Verwandtschaft eine wesentliche größere Rolle in sozialen Beziehungen spielt, als dies eine auf kleinere familiäre Verhältnisse fokussierte Forschung wahrnehmen konnte. Die Neuorientierung eröffnete den Blickwinkel für eine große Vielfalt an Austausch und Kommunikation, hinsichtlich „patterns of inheritance and succession, systems of marriage alliance, the circulation of goods, and the patterned practices of relationship, among blood relations and allied families“.³ Im ländlichen Raum, so die These Jon Mathieus, würden sich bei arbeitsintensiven Prozessen auch die Auswirkungen von Heiratsallianzen in einer verstärkten Zusammenarbeit von Verwandten zeigen. Matthieu listet für die von ihm untersuchten Dörfer im Unterengadin verschiedene Arbeiten auf, bei denen diese Kooperationen nachweisbar sind.⁴ Über regelmäßiges gemeinsames Arbeiten, das Maiskolbenauslösen im Herbst, berichtet auch Prive Friedjung aus Żadowa im Norden der Bukowina. Sie betont allerdings an einer anderen Stelle, dass die Familien „irgendwie sehr abgeschlossen“⁵ lebten und sie sich nicht an Freundschaften der Eltern erinnern könne. Die Situation in dem jüdischen Shtetl ist durch andere verwandtschaftliche Beziehungen strukturiert. Die Zugehörigkeit zur selben Klasse ebenso wie die finanzielle Absicherung zählten bei Heiratsallianzen, weniger wohl aber die räumliche Nähe zu der anderen Familie. Einen kleinen Teil des Einkommens in Friedjungs Familie bestritt ihre Mutter durch die Verarbeitung und den Verkauf landwirtschaftlicher Produkte, doch waren ihre und auch die anderen Familien im Shtetl in der Regel keine Bauern, sondern, wie ihre Brüder, als kleine Handwerker, Händler oder als Pächter

1 Jon Mathieu, „Ein Cousin an jeder Zaunlücke“. Überlegungen zum Wandel von Verwandtschaft und ländlicher Gemeinde, 1700–1900. In: Margareth Lanzinger, Edith Saurer (Hg.), *Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht* (Göttingen 2007) 55–71, hier 58.

2 Vgl. Mathieu 58f.

3 David Warren Sabeau, Simon Teuscher, *Kinship in Europe. A new Approach to Long Term Development*. In: David Warren Sabeau, Simon Teuscher, Jon Mathieu (Hg.), *Kinship in Europe. A new Approach to Long Term Developments (1300–1900)* (New York 2010) 1–31, hier 2.

4 Vgl. Mathieu 61.

5 Prive Friedjung, „Wir wollten nur das Paradies auf Erden“. Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Herausgegeben und bearbeitet von Albert Lichtblau und Sabine Jahn (Damit es nicht verlorengeht ... 31, Wien/Köln/Weimar 1995) 92.

einer Gastwirtschaft tätig. Friedjungs Vater war als Schächter bei der jüdischen Gemeinde angestellt. Die Töchter in eine Handwerkerfamilie zu verheiraten, war, wie Friedjung schreibt, verpönt. Sie wurden auch nicht im selben Ort, sondern in eine kleine Stadt im Süden der Bukowina verheiratet. Für Friedjung selbst war der potentielle Bräutigam ein junger Mann aus Galizien. Ein weiterer Aspekt dieser Ehen war die Vermittlung durch einen *Schadchan*, einen Heiratsvermittler, der auch den „Überblick am Heiratsmarkt einer Region“⁶ hatte. Am Fall der Eltern von Elke Schapiro zeigt sich, dass dabei auch Grenzen zwischen Staaten überschritten wurden, wiewohl die EhepartnerInnen dieser sozialen Schicht – Schapiros Vater entstammte ebenso wie ihre Mutter einer Familie, deren Väter Melameds, jüdische Lehrer auf der untersten Ebene des (religiösen) Bildungsweges, waren – weder über ausreichende finanzielle Mittel noch ausreichende Kontakte, geschweige denn behördliche Lizenzen wie Pässe oder Aufenthaltstitel verfügten und daher ihre prekäre Existenz unter der ständigen Bedrohung einer Ausweisung führen mussten. Die Stärke dieser Allianzen zeigte sich nicht in einer Verstärkung der regionalen Präsenz und Einflussphäre. Entscheidend war vielmehr die Zugehörigkeit zu einem überregionalen Netzwerk chassidischer Juden, die etwa Anhänger desselben „Wunderrebben“ waren. Minna Lachs’ Großvater Benno Schiffmann war Anhänger des Rabbiners von Charkow, genoss an dessen Hof großes Ansehen und wollte seinen begabten Sohn in dessen Nähe sehen. An dieser Stelle verschränkten sich verwandtschaftliche Allianzen besonders augenfällig mit bestimmten Migrationsmustern. Wiewohl jüdische Familien im Shtetl eine Welt für sich gewesen sein mochten und meistens getrennt von der Lebenssphäre polnischer oder ukrainischer Bauern lebten, lässt dies keineswegs den Schluss auf die „Normalität“ und Kontinuität sesshaften Lebens zu. Weitgespannte, interregionale Netzwerke und Überseewanderungen zeugen am eindrucksvollsten von der Mobilität der Menschen, verdecken aber oft kleinere regionale und schrittweise Migrationen zwischen kleinen Orten und Städten, die wie oben gezeigt, in enger Verbindung mit Heiratsallianzen und neuen verwandtschaftlichen Verbindungen standen.

Dieser Paradigmenwechsel „lehrt uns, dass Migration ein Teil der menschlichen Verhaltensmuster ist, unentbehrlich für das Funktionieren von Familien und relevant für die Regulierung des Arbeitsmarktes. Die meisten bedeutenden Entscheidungen, die Menschen treffen – wie die Wahl ihres Berufes oder Partners –, bringen es häufig mit sich, dass sie die Heimat verlassen.“⁷

In den theoretischen Grundlagen zur Migration folge ich in dieser Arbeit Definitionen, die Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen und Jochen Oltmer in der Einleitung für die *En-*

6 Martha Keil, „Siehe, du bist mir angeheiligt nach dem Gesetz von Moses und Israel...“. Ehe und Scheidung im Judentum. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung Liebeslust und Ehefrust an der Karl-Franzens-Universität Graz, gehalten am 28. April 2010, online unter <http://www.injoest.ac.at/media/keil_siehe_du_bist_mir_angeheiligt.pdf> (5. Oktober 2019) 1–9, hier 3.

7 Jan Lucassen, Leo Lucassen, Alte und neue Perspektiven in der Migrationsgeschichte. In: Mathias Beer, Dittman Dahlmann (Hg.), Über die trockene Grenze und über das offene Meer. Binneneuropäische und transatlantische Migrationen im 18. und 19. Jahrhundert (Essen 2004) 17–42, hier 17.

zyklopädie *Migration in Europa* machen. Migration als „umfassender Kultur- und Sozialprozeß zwischen geographischen und sozialen Räumen“⁸ fasst das Phänomen in einer Bandbreite, in denen die Grenzen, die in der Migration überschritten wurden, auch soziale oder kulturelle Grenzen sein konnten, die zwar weniger sichtbar als staatliche oder von Verwaltungsbehörden errichtete waren, oftmals aber schwerer zu überwinden waren als jene. Dass MigrantInnen Personen aus allochthonen Gruppen sind, steht damit nicht nur im Blickfeld der *Enzyklopädie*, sondern ist nach dieser Definition ein Charakteristikum, da sonst nicht von dem Überwinden sozialer oder kultureller Grenzen die Rede sein kann. Problematisch ist diese Definition, wenn es Migrationsphänomene zu beschreiben gilt, zu deren wichtiger Zielsetzung es gehört, die Grenzen zwischen diesen kulturellen und sozialen Räumen möglichst zu verringern oder unkenntlich zu machen, Räume, zwischen denen ein reger Transit erfolgte und die selbst so beschaffen waren, dass ähnliche Regeln und Gesetze, Lebensbedingungen im Allgemeinen, Unterkünfte, Rangordnungen, etc. beider Räume einander möglichst ähnlich gestaltet waren. Ein Beispiel dafür ist die Untersuchung von Tamara Hareven zur *Amoskeag Manufacturing Company*, einer Textilfabrik zwischen 1880 und 1936. Das Unternehmen hatte selbst über einen gewissen Zeitraum den Zuzug der Verwandten seiner MitarbeiterInnen aus Kanada gefördert. Es entstand ein sehr dichtes Migrationsnetzwerk, Ausgangs- und Zielregion waren eng miteinander verbunden, sodass sie bis zu einem gewissen Grad als ein gemeinsamer sozialer Raum betrachtet werden können.⁹ Vergleichbar damit sind die Ergebnisse von Matthias Kaltenbrunner, der die Migrationsmuster ukrainischer Auswanderer nach Kanada auf verschiedenen Ebenen untersuchte und dabei auf die enge Verbindung zwischen Abwanderungs- und Zuwanderungsregion fokussierte. Im „global vernetzten Dorf“ hatten Veränderungen (etwa der Arbeitsmärkte oder der Einwanderungsformalitäten) unmittelbar Auswirkungen, die tief in den sozialen und kulturellen Bereich eingriffen. Die Interaktionen der MigrantInnen untereinander, aber auch zwischen MigrantInnen und NichtmigrantInnen bezeichnet Kaltenbrunner als globale Vernetzung.¹⁰ Migrationsnetzwerke waren auch dazu angetan, kulturelle und soziale Grenzen zu überwinden, einerseits in Auseinandersetzung mit der Gesellschaft in den Zielräumen, in „mitunter Generationen übergreifende[r] Integration/Assimilation“,¹¹ andererseits aber in Verbindung von Herkunfts- und Zielregion zu einem großen Migrationsraum.

In diesen Migrationsnetzwerken ist, vereinfacht gesagt, allein die Verteilung von Verwandten und Bekannten, verstanden als ein Möglichkeitsraum, der sich potentiellen MigrantInnen

8 Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer, Die Enzyklopädie: Idee – Konzept – Realisierung. In: Dies. (Hg.), Enzyklopädie Migration Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Paderborn 2007) 19–27, hier 21.

9 Tamara K. Hareven, Familiengeschichte, Lebenslauf und sozialer Wandel (Campus Historische Studien 26, Frankfurt/New York 1999).

10 Vgl. Matthias Kaltenbrunner, Das global vernetzte Dorf. Eine Migrationsgeschichte (Frankfurt/New York 2017) 19f.

11 Bade et al. 21.

bot, als relevant in Betracht zu ziehen. MacDonald und MacDonald führten als Erste den Begriff der „Chain-Migration“ ein und definierten diese mit der Weitergabe von Informationen über Arbeitsmöglichkeiten, Transport und Hilfe vor Ort im Zuwanderungsraum durch bereits vorher Zugewanderte.¹² Tilly und andere ordneten den Begriff der Kettenmigration als eigenen Migrationstypus ein. Tilly sprach von der Migration von „sets of related individuals or households“.¹³ Diese Definition fokussiert stärker auf Verwandte und Haushalte als Teil von Migrationsketten. Es waren nicht nur Informationsnetzwerke von mehr oder weniger gut bekannten Personen, sondern persönliche Beziehungen. Der Unterschied besteht schon allein darin, dass auch private Wünsche, etwa verwandte Familienmitglieder nachzuholen oder auch von der Migration abzuhalten, sowie persönliche Schilderungen der eigenen Lebenssituation zusammen mit „faktischen“ Informationen über konkrete Arbeitsmöglichkeiten etc. die Menschen in den Ausgangsregionen erreichten. Haug betont, dass eine Migrationskette davon gekennzeichnet sei, „dass beim Zustandekommen die persönlichen Beziehungen der Migranten untereinander und nicht andere Aspekte der Arbeitsmigration im Vordergrund stehen“.¹⁴ Diese Weitergabe von Informationen muss mit Vorsicht analysiert werden, da sie, etwa in Form eines persönlichen Briefes, bei den Empfängern durchaus andere Reaktionen hervorrufen konnte, als von den Absendern intendiert. Die Auswanderungsmotive konnten bei den bereits Migrierten völlig andere sein als die Migrationsüberlegungen im Ausgangsraum verbliebener Verwandten. Es konnten sich die äußeren Bedingungen, die politische Situation, Ausreise- und Einreisebestimmungen, Transportkosten etc. geändert haben. Nachkommende MigrantInnen hatten zudem aufgrund von anderen Informationen, anderen Anknüpfungspunkten auch andere Reise- und Startbedingungen als die „Pioniermigranten“. Ebenso hatten sich aber auch die Erfahrungen und Einstellungen der bereits migrierten Personen im Vergleich zu ihren Verwandten geändert. Verhaltensregeln ebenso wie etwa religiöse Vorschriften oder Gebräuchlichkeiten standen in den Zielländern unweigerlich in einer Relation zu den dort vorhandenen Gesellschaften. Es

„führen einseitig an vermeintlichen oder tatsächlichen Wanderungsmotiven bzw. wanderungsbestimmenden Faktoren orientierte Zuschreibungen von Gruppenidentitäten schon deshalb in die Irre, weil sich bei Kettenwanderungen bzw. ‚reifen‘ Migrationsprozessen die Motivation der Pioniermigranten sowohl im Zuwanderungsland wie im Wanderungsgeschehen selbst nicht ‚vererben‘: Nachfahren von im Ausgangsraum aus religiös-konfessionellen Gründen Verfolgten und deshalb Zugewanderten bleiben im Zuwanderungsraum nicht ‚Glaubensflüchtlinge‘.“¹⁵

12 Vgl. Sonja Haug, Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung 31, Opladen 2000) 15.

13 Charles Tilly (1978), *From mobilization to revolution* (New York u.a. 1978) 53, zitiert nach Haug 15.

14 Haug 15.

15 Bade et al. 22f.

Haug führte 2000 als Desideratum an, dass ein Erklärungsansatz für den Kettenmigrationsprozess noch nicht vorliege. Es fehlten Studien zur Mikroebene „der Individuen, Familien, Verwandtschaftsnetze und Dörfer“.¹⁶ Matthias Kaltenbrunner begab sich in seiner Untersuchung zum Zusammenhang zwischen der Migration aus galizischen (ukrainischen) Dörfern nach Kanada auf diese Mikroebene. Für die von ihm untersuchten Gebiete standen reichhaltige Quellen sehr verschiedener Art zur Verfügung, d.h. nicht nur zahlreiche Briefe aus Übersee,¹⁷ sondern auch Beschreibungen und Stellungnahmen aus den Auswanderungsgebieten, vor allem dem Dorf Rusiv im Bezirk Snjatyn im Osten Galiziens an der Grenze zur Bukowina. Diese Quellen ermöglichten eine weitreichende Untersuchung der Migrationskette von der ersten Verbreitung des Wissens über die Bedingungen des Landerwerbs in Kanada, den anfangs vereinzelt Auswanderern („Pionieren“) bis hin zur gruppenweisen Auswanderung, die insgesamt mit Fokus auf das gesamte Einzugsgebiet als typische „Massenmigration“ bezeichnet werden kann. Die Untersuchung von Tamara Hareven bietet einen ebenso tiefen Einblick in soziale Konstellationen sowohl im Ausgangs- als auch im Zuwanderungsgebiet.

Als Überblick sind folgende fünf Punkte aus Kaltenbrunners Darstellung „des global vernetzten Dorfes“ und des von Hareven dargestellten Migrationsnetzwerkes für diese Arbeit von großer Relevanz:

1. Verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Kontakte spielten eine wesentliche Rolle hinsichtlich der Entscheidungskriterien für ein bestimmtes Ziel.
2. Migration war zumindest ab einer gewissen Größe der Migrationsbewegung keine ziellose Suche oder Wanderung, sondern folgte bestimmten Mustern, die wiederum durch gut etablierte Systeme vereinfacht wurden, d.h. das Risiko der Migration wurde verringert.
3. Ein einschränkender Blickwinkel auf die „bürgerliche“ Kernfamilie verliert zwischen Verwandten und Bekannten gespannte Netzwerke aus dem Blick, die oftmals sehr wichtig für MigrantInnen waren, sowohl was die Reise selbst, als auch die sozialen und beruflichen Beziehungen am Zielort betrifft.
4. Funktionale verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Beziehungen an einem Zielort waren bei der Vermittlung von Arbeit und Unterkunft wichtig, damit einher gingen veränderte Beziehungsstrukturen und auch eine Neubewertung der Beziehungen.
5. Verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Beziehungen im Herkunftsort bildeten ein wichtiges soziales Back-up, das wiederum das Risiko (des Scheiterns) verringerte.

¹⁶ Haug 16.

¹⁷ Diese Briefe sind eine sehr reichhaltige Quelle: „Mindestens hundert Millionen private ‚Auswandererbriefe‘ sind zum Beispiel 1820–1914 aus den USA nach Deutschland geschickt worden und kursierten in den Herkunftsgebieten im Verwandten- und Bekanntenkreis.“ Vgl. Jochen *Oltmer*, Einführung: Europäische Migrationsverhältnisse und Migrationsregime in der Neuzeit. In: *Geschichte und Gesellschaft – Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 35, H. 1 (2009) 5–27, 10.

Hinsichtlich dieser fünf Punkte untersuche ich in weiterer Folge die Lebenserinnerungen von drei Migrantinnen aus Galizien und der Bukowina. Gemeinsam ist allen drei Texten die entscheidende Bedeutung, die Verwandte, Bekannte und familiäre Beziehungen hinsichtlich ihrer Migrationsentscheidung hatten. Dies trifft sowohl für die materielle Versorgung, berufliche Kontakte als auch in besonderem Maß für ihr je eigenes Verständnis von sozialer und emotionaler Zugehörigkeit zu, wie ihren Texten zu entnehmen ist.

Eine gewisse Herausforderung war dabei, Fragestellungen der historischen Migrationsforschung in Einklang mit den Ergebnissen der Verwandtschaftsforschung, wie oben dargestellt, zu bringen. Die Zunahme verwandtschaftlicher Kontakte auch und gerade in einer modernen, weitgehend arbeitsteiligen Gesellschaft muss nicht in Zusammenhang mit einer Verstärkung der regionalen Präsenz eng miteinander verbundener Familien stehen. Verwandschaftliche Kontakte konnten und wurden auch in überregionalen Netzwerken aktiviert. Andererseits bestanden Migrationen nicht nur in dem Prozess des HerauslöSENS aus sozialen Beziehungen, sondern deren Verstärkung und Intensivierung konnte sogar selbst zu eigenen Migrationsmustern führen. Wenn die historische Migrationsforschung nach „den Hintergründen der Abwanderung sowie den Bedingungen und Formen der schrittweisen Lösung aus wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Bindungen im Herkunftsraum“¹⁸ fragt, so könnte eine verbindende Frage aus der Verwandtschaftsforschung sein, inwiefern verwandtschaftliche Kontakte unter der Bedingung der Migration verstärkt und als Bedingung der Migration ausgebaut wurden. Auf eine einfache Formel gebracht, ist eine grundlegende These dieser Arbeit, dass sich verwandtschaftliche Kontakte gerade in der Auflösung ortsgebundener sozialer Bedingungen in der Migration verstärkten und ausweiteten, soziale Beziehungen sich aber auch strukturell veränderten. Diese These wird anhand der Quellen überprüft. Der Fokus liegt dabei nicht auf dem Überblick über eine Migrationskette, sondern auf der Art der Beziehungen, der Distanz und Nähe zwischen den Verwandten und auch Bekannten, die mitunter einen ebenso wichtigen Stellenwert erreichen konnten. Ein – sehr allgemein gesprochen – verbindender Kulturkreis, die Herkunft aus jüdischen Shtetln resp. im Fall von Elke Schapiro aus der galizischen Stadt Tarnopol, ist ein verbindendes Element, das sich allerdings hinsichtlich religiöser Vorstellungen ebenso wie in Fragen der Zugehörigkeit stark veränderte und hinterfragt wurde. Dabei spielte nicht nur die Phase der Migration der drei Frauen, Prive Friedjung, Minna Lachs und Elke Schapiro, nach Wien eine wichtige Rolle, sondern auch die Migration von Familienmitgliedern, teils auch mehr als eine Generation zurückliegende Migrationen von Verwandten. Die Erfahrungen mit Grenzregimen, mit dem Status von Legalität oder Illegalität (hinsichtlich etwa von Dokumenten), die Vorstellung von Migrationsräumen, von Nähe und Ferne in räumlicher, kultureller und sozialer

18 Oltmer 7.

Sicht wurden ebenso durch ältere Migrationserfahrungen von Verwandten mitgeprägt wie die Verhältnisse untereinander. Nähe und Distanz, neue „familiäre“ Rollen beeinflussten, ebenso wie die Abgrenzung untereinander, die Erfahrung und die Darstellung von Migration in den Lebenserinnerungen entscheidend.

Grenzregime und Migrationswege

Der sozusagen entgegen gerichtete Blickwinkel ist der auf Grenzregime, auf Versuche von Staaten oder anderen Verwaltungseinrichtungen, Migrationen zu kontrollieren und zu steuern. Das ist für diese Arbeit gleich in mehrerer Hinsicht wichtig. Ich folge Jan und Leo Lucassen in der Argumentation, dass „traditionelle und informelle Kontakte unter Migranten mindestens genauso wichtig“¹⁹ waren wie der „kontrollierende Einfluss des Staates“.²⁰ Sozialstaatliche Entwicklungen in den europäischen Ländern verhalfen, so die Autoren, vielen zuerst nur auf Zeit gekommenen MigrantInnen (diesfalls in erster Linie jüngere Männer) dazu, auch ihre Familien nachzuholen und eine dauerhafte Existenz aufzubauen. Wie sich in der rezenten Diskussion über die Bootsflüchtlinge von Libyen nach Europa zeigt, handelt es sich bis heute um ein fein austariertes System, in dem sämtliche Änderungen, seien es Grenzkontrollen, Verteilungen von Geflüchteten in Europa, bis hin zu Rettungsaktionen, oder Verbote, Rettungsschiffe in bestimmten Häfen einlaufen zu lassen, große Auswirkungen haben.²¹ Dass dabei Menschen sterben, wird allein den „Schlepperbanden“ angelastet, die Informationen verteilen und – je nachdem, wie sich Rettungsaktionen von NGOs oder staatlichen und supranationalen Behörden verändern – mehr oder weniger zureichende Transportmittel zur Verfügung stellen. Die Rolle politischer AkteurInnen in den Staaten wird dagegen häufig auf ein Reagieren und ggf. Versuche zur Abwendung des Allerschlimmsten reduziert. In historischen Rekonstruktionen zeigte sich dagegen häufig ein „Wechselverhältnis von Staat und Migration“.²² Seitens der Gemeinde Wien, aber auch politischer AkteurInnen wurde Druck aufgebaut, die zu Beginn des Kriegs geflüchteten oder evakuierten Personen rasch zurückzuführen. Mit Desinformationen und Fehlinformationen wurde bewusst Politik betrieben. Trotz der Warnungen aus den betroffenen Gemeinden in Polen und Rumänien wurden Geflüchtete in Gebiete rückgeführt, in denen aufgrund der Kriegszerstörungen völlig unzumutbare Lebensbedingungen herrschten.

Großangelegte Versuche der Steuerung von „Migrationsströmen“ gehen über kleinräumige, oftmals nur lokal ausgeprägte Formen der Migration hinweg, die aber in Zusammenhang mit

19 Lucassen, Lucassen, Alte und neue Perspektiven in der Migrationsgeschichte 34.

20 Lucassen, Lucassen, Alte und neue Perspektiven in der Migrationsgeschichte 34.

21 Vgl. dazu Martin Staudinger, Christoph Zotter, Zehn unangenehme Wahrheiten über die Seenotrettung. In: profil, Jg. 50/Nr. 31 (28.7.2019) 36–39, hier 36ff.

22 Oltmer 12.

Migrationen größeren Ausmaßes stehen und ohne diese nicht erklärbar sind.²³ Lucassen und Lucassen zeigen dies am Beispiel der strukturellen Veränderung eines Migrationsmusters, der Arbeitsmigration italienischer Erntehelfer im Frankreich des 19. Jahrhunderts. Die Struktur dieser Arbeitsmigration sei, so die Autoren, in Argentinien fortgesetzt worden. Die weite Entfernung und umfangreichere Reisetätigkeit war ebenso wenig auf eine dauerhafte Auswanderung ausgerichtet. Diese strukturellen Momente müssen auch auf der Mikroebene einzelner Migrationsverläufe, wie sie in dieser Arbeit thematisiert werden, berücksichtigt werden. Am Beispiel der Flucht von Elke Schapiros und Minna Lachs' Familie, lässt sich zeigen, wie solche kleinen Strukturen mit großen Bewegungen in Verbindung stehen und dass sich darin auch Erklärungen für abweichende Muster, gleichsam für die beschrittenen „Seitenwege“ finden lassen. In diesen Netzwerken wurden Informationen informell ausgetauscht, Reiseziele oder Stationen festgelegt. Ein Migrationsregime – als Versuch staatlicher Lenkung und Steuerung – zeigte sich dagegen nur in vereinzelten Kontrollen.

Flucht und Migration

Ganz bewusst folge ich der in der rezenten Migrationsforschung vorgenommenen Auflösung der strikten Trennung zwischen erzwungener und freiwilliger Migration.²⁴ Kritisiert wird nicht zuletzt die fachliche Trennung zwischen ForscherInnen, die sich ausschließlich mit Flucht, Deportation und Zwangsarbeit beschäftigen und jenen, deren Migrationsforschung freiwillige Entscheidungen zur Arbeitsmigration zugrunde liegen. Diese Trennung ist dem jeweiligen Untersuchungsgebiet und letztlich dem wissenschaftlichen Paradigma geschuldet und weniger der realen Situation der MigrantInnen. Weder sind Migrationsentscheidungen immer freiwillig, noch muss die Entscheidung im Fall einer Flucht durchgehend „fremdbestimmt“ sein, indem sich etwa, wie sich auch im Vergleich zwischen den von mir verwendeten Lebenserinnerungen zeigt, unterschiedliche Möglichkeiten auftaten. Arbeitsmigration mag andererseits in Arbeitsverhältnisse führen, die wir nicht als freiwillig bezeichnen würden. Andererseits muss auch Zwangsarbeit, mit allen schrecklichen Folgen für die Deportierten, im weitesten Sinn als Arbeitsmigration gefasst werden. Dies bedeutet nicht, dass es je unterschiedliche Bedingungen waren und dass ein Deportationssystem in irgendeiner Weise verharmlosend dargestellt werden soll. Und doch hängen, wie sich zeigen wird, die Migrationsbedingungen zusammen, sodass es sinnvoll ist, sie auch in diesem Zusammenhang darzustellen. Ich nehme in der vorliegenden Arbeit allerdings die Deportationen von zwei Geschwistern von Prive Friedjung unter der fa-

23 Vgl. *Lucassen, Lucassen*, Alte und neue Perspektiven in der Migrationsgeschichte 35.

24 Vgl. Dirk Hoerder, Jan Lucassen, Leo Lucassen, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung. In: Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer (Hg.), *Enzyklopädie Migration Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (Paderborn 2007) 28–53, hier 31f.

schistischen rumänischen Herrschaft von 1941 aus. Diese Deportation vor allem jüdischer Menschen lässt sich in keinen Zusammenhang mit Zwangsarbeit oder einer unter (grausamen) ethnischen Gesichtspunkten erfolgten Zwangsumsiedlung bringen, sondern steht am Beginn einer Vernichtungsmaschinerie. Ganz bewusst wurde diesen Menschen die Überlebensperspektive genommen. Zeitgleich mit dieser Art der Deportation fanden Massenerschießungen statt. Am Ende dieser Gewaltspirale stand die „industrielle“ Ermordung in Belzec, Chełmno, Sobibór, Treblinka und Birkenau. Meines Erachtens lässt sich dieser Prozess durch keinen Ansatz in der Migrationsforschung beschreiben und braucht eine davon losgelöste Darstellung.

Die Lebensgeschichten und Erinnerungen von Lachs und Schapiro stehen gleich mehrfach in Verbindung mit Flucht und Deportation. Beide kamen als Geflüchtete im Ersten Weltkrieg nach Wien, Schapiro gelang es, sich als Schneiderin zu etablieren und Lachs' Familie konnte ebenso in Wien Fuß fassen, ehe sie mit dem Einmarsch der Nationalsozialisten Wien wieder verlassen mussten. Auch Friedjung verließ zusammen mit ihren Eltern die Bukowina, die Familie fand als Evakuierte in einem Vorort von Linz Unterkunft. 1918 kehrte die Familie nach Żadowa (in der Nordbukowina, nahe der galizischen Grenze) zurück. Friedjung übersiedelte nach Czernowitz, das sie 1924 wieder verließ, da sie als Kommunistin von der rumänischen Geheimpolizei observiert wurde. Sie kam im selben Jahr nach Wien, wo schon zwei ihrer Schwestern und ein Bruder lebten. Nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Czernowitz und bei ihren Eltern im bukowinischen Ort Żadowa blieb sie bis 1934 in Wien und wanderte dann in die Sowjetunion aus. Verwandte aller drei wurden im Laufe der faschistischen und nationalsozialistischen Herrschaften in Rumänien und Österreich ermordet.

Auch wenn ihre Erinnerungen davon stark beeinflusst sind, werden sehr unterschiedliche Migrationserfahrungen abseits von zwangsweiser Auswanderung sichtbar. Sowohl Lachs als auch Schapiro befanden sich während und nach dem Ersten Weltkrieg nicht unter den zahlreichen RückmigrantInnen nach Galizien. Prive Friedjung kam 1924 nach Wien, also zu einer Zeit, als in Wien der antisemitisch geprägte Diskurs der „Ostjudenfrage“ die ohnehin prekären Lebensbedingungen vieler in Wien verbliebener galizischer und bukowinischer Menschen zusätzlich erschwerte. Verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Beziehungen, eine bereits früher erfolgte Migration älterer Geschwister oder Eltern, resp. Bekannter aus dem Osten der Monarchie ermöglichte eine alternative Lebensplanung und den längerfristigen Aufbau einer Existenz.

Fragestellungen und Aufbau der Arbeit

Hoerder, Lucassen und Lucassen beschreiben den Prozess der Migration in drei Phasen. Die erste reicht von der grundsätzlichen Bereitschaft zur Migration in der Ausgangsgesellschaft bis zur konkreten Entscheidung, die zweite umfasst im weitesten Sinn die Reise, ggf. mit verschiedenen Zwischenstufen, die dritte die Phase der Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft.²⁵ In Grundzügen orientiert sich diese Arbeit an diesem Modell, wiewohl es hinsichtlich der Personen modifiziert werden muss. Wenn auch die drei Frauen im Zentrum der Untersuchung stehen, so werden ihre verwandtschaftlichen Beziehungen, die in den verschiedenen Phasen der Migration wichtig waren, rekonstruiert. Ausgangspunkt der Migrationen ist daher nicht jeweils ein Ort, sondern ein Migrationsraum, in dem sich Familienmitglieder oder Verwandte bewegten. Die Reise stellt sich nicht als ein linearer Prozess mit unterschiedlichen Stationen dar, sondern als unterschiedliche Reisen, unterschiedliche Stationen, die entweder von den drei Frauen selbst oder von Verwandten durchlaufen wurden. Ein Migrationsmuster lässt sich nicht anhand von drei Personen rekonstruieren. Individuelle Einflüsse und auch die Ansichten der drei Frauen ermöglichen einen Blick auf einander überlagernde Migrationsmuster, auf unterbrochene Migrationsketten und auch gegeneinander laufende Wege, dies macht die Beschäftigung mit individuellen Erinnerungen meines Erachtens besonders ergiebig und interessant. Ich habe daher nicht versucht, drei verschiedene Migrationsphänomene nebeneinander zu stellen und zu vergleichen, sondern verschiedenen Migrationsverläufen zu folgen und punktuell miteinander zu vergleichen, resp. wo dies möglich war, auch die Aussagen als einander ergänzend darzustellen.

Im ersten Abschnitt dieser Arbeit stelle ich die Texte und ihre Erzählerinnen kurz vor und beschäftige mich mit Erinnerungen als Quelle.

Im Abschnitt zum „Komplex Migration und Verwandtschaft“ untersuche ich anhand von staatlichen, aber auch kulturellen Grenzen, welche Migrationsräume in den Familien und bei Verwandten von Elke Schapiro, Prive Friedjung und Minna Lachs bereits vor ihrer eigenen Migration nach Wien bestanden und welche Vorstellungen über Grenzen und Migration in den Texten zu finden sind. Die beiden anschließenden Kapitel zu Migrationsmustern und Migrationsketten sind der theoretischen Erarbeitung und Vorbereitung eines Abschnitts zu Prive Friedjungs Familie gewidmet. Anhand ihres Falles lässt sich Migration als Prozess zeigen, der oft mehrere Generationen überdauerte und dabei Auswirkungen auf nachfolgende Familienmitglieder hatte. Der anschließende Exkurs zu Deportation und Vernichtung greift – stellvertretend für viele ähnliche Fälle in den Quellen – die Geschichte von zweien von Friedjungs Geschwistern auf, die im Zuge ihrer Deportation 1941 und der entsetzlichen Lebensbedingungen in einem Lager in Transnistrien ums Leben kamen. Diese hatten zweifelsohne großen Einfluss auf

25 Vgl. Hoerder, Lucassen, Lucassen 32.

das Selbstverständnis Friedjungs, sicher auch auf ihre Vorstellungen von Zugehörigkeit. Wie oben ausgeführt, habe ich mich aber entschieden, diese Geschichte aus dem Zusammenhang von Migration herauszunehmen. Im Anschluss folge ich den Fluchtbewegungen aus Galizien und der Bukowina unter den je unterschiedlichen Voraussetzungen verwandtschaftlicher Netzwerke. In dem abschließenden Kapitel „Nähe und Distanz“ sind Passagen aus allen drei Lebenserinnerungen miteinbezogen. Angaben zu nahestehenden oder weiter entfernten Verwandten und Bekannten werden darin ebenso thematisiert, wie Nähe und Distanz zu ruthenischen (ukrainischen) und polnischen Nachbarn. Unter Zuhilfenahme von Kaltenbrunners Arbeit zum „global vernetzten Dorf“ und Arbeiten Annemarie Steidls zur transatlantischen Migration war es möglich, einerseits die Voraussetzungen für Migrationsmuster in den Herkunftsgebieten zu analysieren, andererseits nach der Aktivierbarkeit und der je individuellen Bedeutung von verwandtschaftlichen Beziehungen in der Migration zu fragen.

Es folgt ein kurzer Überblick über die Situation von Geflüchteten in Wien im Ersten Weltkrieg. Diesem Abschnitt folgt ein Kapitel zu Anknüpfungspunkten und Vernetzung in Wien, das der allgemein eher tristen Situation der Geflüchteten die individuellen Erfahrungen von Minna Lachs, Manès Sperber und Elke Schapiro gegenüberstellt. Im Fokus der Untersuchung steht die Frage, wie verwandtschaftliche Netzwerke am Zielort Wien funktionierten und wie diese sich veränderten. Gegenstand der Untersuchung ist das enge verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Netzwerk Elke Schapiros in Wien, in dem Unterkunft und Arbeitsmöglichkeiten vermittelt wurden und das auch familiäre Beziehungen initiierte.

Der Abschnitt zum „Komplex der Zugehörigkeit“ greift zunächst unterschiedliche Vorstellungen von staatlicher Zugehörigkeit auf, die nicht allein durch Festschreibungen und Grenzziehungen unter nationalstaatlichen Aspekten betrachtet werden können, sondern sich oftmals als ein Prozess des Aushandelns und Verhandelns von Zugehörigkeit herausstellten. Die Situation, auf die die drei Frauen aus der Bukowina und aus Galizien in Wien trafen, ist äußerst komplex und wird in dieser Arbeit aus mehreren Blickwinkeln betrachtet. Die Diskurs von Staatsbürgerschaft und Heimatberechtigung wird dabei in einer ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Darstellung rekonstruiert, um die Regelungen während des Ersten Weltkriegs und in der Republik ab 1918 verständlich zu machen. Ich orientiere mich an dem von Joanna Innes, Steven King, und Anne Winter vorgestellten Konzept von „Belonging“.²⁶ Ein zweiter Zugang zu Zugehörigkeit folgt dem von Paul Jones und Michał Krzyżanowski verwendeten Ansatz von „individual belonging“, der Prozesse von Zugehörigkeit und Zugehörigkeitsgefühl zugänglich macht und damit die einerseits der unübersichtlichen Bandbreite des Identitätsbegriffs einen Begriff ent-

26 Siehe Joanna Innes, Steven King, Anne Winter, *Settlement and Belonging in Europe, 1500–1930s. Structures, Negotiations and Experiences*. In: Dies. (Hg.), *Migration, Settlement and Belonging in Europe, 1500–1930s: Comparative Perspectives* (International Studies in Social History 23, New York/Oxford 2013) 2–28.

gegensetzt, der sich auch für detailreiche und hochkomplexe Erinnerungstexte als brauchbar erweist.²⁷ Den theoretischen Teilen dieser beiden Abschnitte folgen jeweils Analysen der drei zentralen Lebenserinnerungen, die abschließend miteinander verglichen werden.

Der letzte Abschnitt dieser Arbeit folgt der Entwicklung des Wohlfahrtswesens mit Blick auf die Zuwanderung aus Galizien und nimmt anschließend die Hilfsaktionen im Verlauf des Ersten Weltkriegs in den Blick. Im weiteren suche ich Kontinuitäten im modernen Fürsorgewesen im Wien der 1920er Jahre auf. Dieser Erklärungsansatz verbindet wichtige Grundlagen des Wiener Fürsorgewesens anhand der von Ilse Arlt erarbeiteten Grundbedürfnisse und der weit ins 19. Jahrhundert reichenden Diskussion der sozialen Frage mit Vorstellungen des familiären Zusammenlebens. Die Erfahrungen von weiblicher Erwerbsarbeit, die sowohl Friedjung als auch Schapiro in der Bukowina und in Galizien machten, waren ebenso wie die Organisation des (familiären) Zusammenlebens und der gegenseitigen Hilfeleistung nur schwer mit den Dispositiven der Wiener Fürsorge in Einklang zu bringen. Zusätzlich verschleierte der abgrenzende Begriff des „Ostjuden“ als Distinktionsmerkmal zwischen einem bürokratisierten, geordneten staatlichen- oder Gemeindewesen und den scheinbar improvisierten und ungeordneten Lebensverhältnissen der MigrantInnen aus Galizien und der Bukowina die offenbar unvereinbaren Voraussetzungen und Prämissen. Schapiro ließ die Möglichkeiten des neuen Fürsorgewesens in Wien weitgehend ungenutzt, wohingegen Friedjung – mit Verweis auf ihre politische Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei – sich deutlich davon abgrenzte, oder, wie sie schreibt, es „nicht anerkannte“. Im letzten Teil dieses Abschnitts analysiere ich Handlungsmöglichkeiten und -spielräume, die sich Friedjung und Schapiro oft „quer“ zu Vorstellungen von gedeihlichem, familiären Zusammenleben geschaffen hatten.

Lebenserinnerungen als Quellen

Diese Arbeit beschäftigt sich mit drei jüdischen Migrantinnen aus Galizien und der Bukowina. Minna Lachs gelangte als Kind zu Beginn des Ersten Weltkriegs nach Wien, Elke Schapiro als Siebzehnjährige ein Jahr später, Prive Friedjung 1924 im Alter von zweiundzwanzig Jahren. Alle drei Erzählerinnen machten im Zuge ihrer Flucht am Beginn des Ersten Weltkriegs die ersten Migrationserfahrungen. Es kann nicht von drei Autorinnen gesprochen werden, da die Textgenese jeweils sehr unterschiedlich war, wie ich unten ausführe.

Elke Schapiro kam 1897 als zweites Kind in der russischen Stadt Berditschew (das heutige Berdytschiw in der Ukraine) zur Welt. Ihre Mutter stammte aus Russland, ihr Vater aus dem

27 Siehe Paul Jones, Michał Krzyżanowski, Identity, Belonging and Migration: Beyond Constructing ‚Others‘. In: Gerard Delanty, Ruth Wodak, Paul Jones (Hg.), Identity, Belonging and Migration (Liverpool 2008) 38–53.

österreichischen Galizien. In den Erinnerungen an ihre frühe Kindheit schildert sie die große Armut, in der die Familie lebte. Als ihr Vater, ein Melamed (Lehrer, der Kinder ab drei Jahren Tora und Talmud lesen und memorieren lehrte), nach dem Tod seines Vaters mit seiner älteren Tochter in die galizische Stadt Tarnopol (das heutige Ternopil in der Ukraine) zurückkehrte, wurde die Situation für die Mutter und ihre kleine Tochter besonders schwierig. Mit Hilfe eines „Schleppers“ gelangten die beiden über die Grenze und lebten bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs mit der Familie in Tarnopol. Mithilfe von Verwandten und Bekannten gelang ihnen eine zunehmende Verbesserung ihrer Lebensumstände. Als die siebzehnjährige Elke Schapiro zusammen mit einer Nachbarin und deren Töchtern nach Wien flüchtete, wurde sie dort in einem eng gesponnenen Netzwerk an Verwandten und Bekannten aufgenommen. Im Laufe der 1920er und 1930er Jahre baute Schapiro mit Unterstützung ihrer Familie aus einer kleinen Hausschneiderei einen angesehenen Damenmodesalon im neunten Bezirk auf, ehe sie 1938 mit einem „domestic permit“ nach England flüchtete, wo sie sich zum zweiten Mal eine neue Existenz schuf. Ihr erster Mann Jakob Rosenstrauch hatte ebenso wie zahlreiche Verwandte aus Tarnopol den Holocaust nicht überlebt.

Prive Friedjung kam 1902 als zwölftes Kind im jüdischen Shtetl von Żadowa (das heutige Stara Schadowa in der Ukraine), in der Bukowina südwestlich von Czernowitz (Tscherniwzi), zur Welt. Ihr Vater, Pesach Kreisel, war als Schächter bei der jüdischen Gemeinde angestellt. Ihre Mutter Pessie Lea Schächter entstammte ebenso wie ihr Vater aus einer tiefgläubigen chassidischen Familie. Um das geringe Einkommen des Vaters aufzubessern, führte sie eine kleine Landwirtschaft. Als jüngste von acht Geschwistern (vier starben schon als Säuglinge) lebte sie bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr bei ihren Eltern. Prive Friedjung wurde mit ihrer Familie im Ersten Weltkrieg von der Bukowina nach Kleinmünchen, damals noch ein Vorort von Linz, evakuiert.

Zwei Geschwister wanderten vor dem Ersten Weltkrieg in die USA aus, ein Bruder und im Gefolge zwei Schwestern gingen nach Wien. Immer wieder betonte Friedjung hinsichtlich ihrer Eltern, dass die zeitweilige, durch die Geschehnisse im Ersten Weltkrieg erzwungene Evakuierung und Ansiedlung in der Nähe von Linz vor allem für ihren Vater ein Schock und eine äußerst negative Lebenserfahrung war. Wenn Klaus Hödl von einer zutiefst migrationsfeindlichen Umgebung in einem jüdischen Shtetl spricht, so trifft dies sicher auf Friedjungs Familie zu. Trotzdem fanden sich die Eltern damit ab, dass zwei Kinder in die USA auswanderten und vier weitere Geschwister nach Wien gingen. Nach ihrer Rückkehr wanderte sie zunächst nach Czernowitz aus und folgte 1924 ihren beiden Schwestern nach Wien.

Minna Lachs wurde 1907 in der Stadt Trembowla (das heutige Terebowlja in der Ukraine), im Osten Galiziens geboren, das bis 1918 zum österreichischen Teil der Habsburger Monarchie

gehörte. Als Kind flüchtete sie mit ihrer Familie und nahen Verwandten nach Wien. Ihr Vater, Benno Schiffmann, stammte aus einem galizischen Shtetl, begann eine Ausbildung zum Religionsgelehrten, entzog sich aber diesem Plan seines Vaters, migrierte nach Wien, baute dort einen Kohlenhandel auf und kehrte nach Galizien zurück. Minna Lachs' Mutter war seine zweite Frau, sie entstammte einer wohlhabenden Familie mit einer starken Bindung an die habsburgisch-österreichische Kultur. In Wien konnte die Familie auf Beziehungen ihres Vaters zurückgreifen. 1938 gelang der Familie die Flucht. Zahlreiche Verwandte, darunter auch Lachs' Stiefbruder und dessen Frau, überlebten den Holocaust nicht. Nach dem Ende des Krieges kehrte Lachs mit ihrer Familie nach Wien zurück, ihre Eltern und ihr Bruder waren nach Israel ausgewandert.

Die Herkunftsorte der drei Frauen aus Ostgalizien und der nördlichen Bukowina liegen nicht weit entfernt voneinander, Tarnopol liegt ca. 40 Kilometer nördlich von Trembowla, Żadowa ca. 180 Kilometer südlich von Tarnopol. Wenn die Orte auch unterschiedlichen Ländern der Monarchie angehörten, war die Grenze am Beginn des 20. Jahrhunderts problemlos zu überqueren. Wie viele Passagen aus den Texten zeigen, gab es einen regen Austausch zwischen der galizischen und der bukowinischen Bevölkerung. Kaltenbrunner beschreibt diese Region im Osten Galiziens und den Norden der Bukowina als gemeinsamen Auswanderungsraum mit ähnlichen Migrationsrouten und Migrationsmustern.²⁸

Alle drei Erzählerinnen berichten über engere Familienmitglieder sowie andere Verwandte und Bekannte, die bereits zu einem früheren Zeitpunkt nach Wien migriert waren, zum Teil dort verblieben oder wieder zurückgekehrt waren. Sehr interessant ist ein Vergleich zwischen den Erfahrungen auf der Flucht aus den Kriegsgebieten des Ersten Weltkriegs, die jeweils unter ähnlichen Bedingungen, wenn auch in unterschiedlichen Phasen des Krieges, stattfanden. Verbindungen zu Verwandten und Bekannten während der „Stationen“ dieser Flucht zeigten sich bei Schapiro und Lachs ebenso wie in einem vierten Text, den ich einige Male in dieser Arbeit vergleichend verwendet habe. Es handelt sich dabei um den ersten Teil der dreibändigen Autobiographie von Manès Sperber, *Die Wasserträger Gottes*.²⁹ Alle drei Erzählerinnen, resp. ihre Familien konnten in Wien auf bestehende private Netzwerke zurückgreifen. Alle drei hatten bereits bei ihrer Ankunft eine Reihe von Verwandten und/oder Bekannten in der Stadt. Bei allen drei spielte die Auseinandersetzung mit dem Selbstbild als Galizierinnen/als Bukowinerin eine nicht unerhebliche Rolle. Alle drei setzten sich mit dem von der orthodoxen (chassidischen) Religion stark strukturierten Alltag und den damit verbundenen sozialen Beziehungen und

28 Vgl. Kaltenbrunner 105f.

29 Manès Sperber, *All das Vergangene ... Darin: Die Wasserträger Gottes* (Wien 1983).

Geschlechterrollen auseinander. Für alle drei jungen Frauen spielte die Anbindung an leistungs- und bildungsorientierte communities – wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise – eine Rolle. Zahlreiche nahe Verwandte waren vor und nach der in dieser Arbeit im Mittelpunkt stehenden Migration der drei Frauen nach Wien selbst MigrantInnen.

In allen drei Texten steht außer Frage, dass eine dauerhafte Rückkehr nach Galizien resp. in die Bukowina nicht in Frage gekommen wäre. Alle drei entwickelten in ihren Texten, mehr oder weniger explizit, eigene Vorstellungen von Zugehörigkeit, wobei es aufgrund der Reichhaltigkeit der Erinnerungen in dieser Arbeit möglich war, diese mit Konzepten von Zugehörigkeit zu untersuchen, die nicht nach einfachen Merkmalen (Identifikationen) von Gruppenzugehörigkeit fragen, sondern je individuellen Vorstellungen Raum geben.

Dass alle drei Erinnerungen von jüdischen Frauen stammen, habe ich immer wieder implizit thematisiert. Die drei Frauen gehören der marginalisierten Gruppe von MigrantInnen aus Galizien und der Bukowina an. Ich verstehe diese Arbeit als einen Beitrag zur Migrations- und Verwandtschaftsforschung, die anhand individueller und sehr reichhaltiger autobiografischer Quellen einen sehr guten Einblick auf Zugehörigkeit und Zugehörigkeitsgefühl von Personen ermöglicht.

Zu den Namen und den Namensbezeichnungen in dieser Arbeit

In dieser Arbeit spreche ich etwas ungenau von den Familien Prive Friedjung, Elke Schapiros und von Minna Lachs. Ich habe der Einfachheit halber durchgehend die jeweils zum Zeitpunkt der Entstehung der Texte und bis zum Tod der drei Frauen gültigen Namen verwendet. Bei den Passagen aus der Kindheit in ihren Biografien müsste man korrekterweise von Prive Schächter, Elke (Ella) Sobel, verheiratete Rosenstrauch und von Minna Schiffmann sprechen. Zusätzlich wird die Situation noch durch das Problem erschwert, dass traditionelle jüdische Ehen von der österreichischen Bürokratie nicht anerkannt wurden. Eheleute behielten daher formell ihre jeweiligen Nachnamen, Kinder erhielten („recte“) den Namen ihrer Mutter, nannten aber („falsch“) auch den Nachnamen ihres Vaters. Prive Friedjung berichtet davon, dass ihre Schwestern jeweils den Namen Schächter nach ihrer Mutter und ihre Brüder den Namen Kreisel nach ihrem Vater trugen.³⁰ Eine Berücksichtigung der tatsächlichen Namen würde aber zu einer großen Verwirrung führen. Eine andere Lösung, die zum Teil anzutreffen ist, nämlich nach einer entsprechenden Einführung nur die Vornamen aus den Quellen zu verwenden, kam für mich nicht in Frage, da mir die dadurch künstlich hergestellte Nähe als unangemessen erschien.

30 Vgl. *Friedjung* 171.

Bei ihrem Bruder Mojsche/Morris Kreisel, der 1913 nach Amerika migrierte, konnte ich dies zusätzlich auch leicht anhand der Personalangaben auf der Schiffsliste im elektronisch verfügbaren Archiv von Ellis Island einsehen. (Vgl. online: <https://www.libertyellisfoundation.org>)

Zur Entstehungsgeschichte der Erinnerungen

Die Entstehungsgeschichte der Texte ist sehr unterschiedlich. Die Publikation der Lebenserinnerungen von Prive Friedjung basiert größtenteils auf verschriftlichten und edierten Interviews von Albert Lichtblau mit Friedjung, die das Transkript auch noch „mit vielen Kommentaren, Erläuterungen und Ergänzungen“³¹ versah. Zusätzlich sind auch eigenständige autobiografische Darstellungen einer selbstverfassten Lebensgeschichte und eines brieflichen Berichts aufgenommen. Der Text erschien 1995 in der von Michael Mitterauer und Peter Paul Kloth edierten Reihe *Damit es nicht verlorengeht ...*

Auf den Prozess eines mündlichen lebensgeschichtlichen Interviews mit entsprechenden Brüchen in der Konsistenz der Darstellung verweisen Jahn und Lichtblau in den editorischen Notizen. Eine von ihnen erwähnte Diskrepanz, die Darstellung der Angst vor den russischen Truppen und die andererseits wohlwollende Darstellung des „russischen Volkes“, tritt auch in einer kritischen Situation, der Deportation und Ermordung eines Bruders und einer Schwester durch das faschistische Regime Rumäniens 1941, auf. Beide Geschwister befanden sich in einem Lager in Transnistrien (in der heutigen Ukraine). Bevor Rumänien an der Seite des nationalsozialistischen Deutschlands an dem Krieg gegen die Sowjetunion teilnahm und auch den Norden der ehemaligen Bukowina besetzte, war der Norden 1940 für ein Jahr sowjetisch besetzt worden. Die Verfolgung vor allem rumänischer Menschen, aber auch politischer „DissidentInnen“ unter der jüdischen Bevölkerung in dieser Periode sowjetischer Herrschaft ist heute gut erforscht. Auch wenn nach Friedjungs Angaben ihre Familie nicht davon betroffen war, habe ich diesen Teil der Geschichte im Überblick mitaufgenommen, da sich nur so die Komplexität dieser im Zentrum der von Timothy Snyder als „Bloodlands“ bezeichneten Region erfassen lässt.

Es entspricht einer gut lesbaren Textform, dass die Situation des Interviews ausgeblendet wurde und der sprachliche Duktus an die vorhandenen schriftlichen Quellen angeglichen wurde und auch die Struktur und Gliederung des Textes im Vergleich zur mündlichen Fassung verändert wurden.³² Etwas bedauerlich nicht nur aus philologischer Sicht ist dies dennoch. So wäre auch für diese Arbeit interessant, ob die Autorin beispielsweise im Abschnitt „Ich bin ja von balkanischen Gegenden hergekommen“ (178–180) die Themensetzung und den Ablauf selbst entwickelte oder ob diese durch die Bearbeitung entstanden. Letztlich ist es aber legitim, sich darauf zu berufen, dass, wie Jahn und Lichtblau ausführen, der Text in seiner publizierten Form von Friedjung selbst autorisiert wurde.

31 Sabine Jahn, Albert Lichtblau, Der Text entsteht. Editorische Notizen zur Entstehung und Gestaltung des Textes. In: Prive Friedjung, „Wir wollten nur das Paradies auf Erden“. Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Hg. und bearb. von Albert Lichtblau und Sabine Jahn (Wien/Köln/Weimar 1995) 63–61, hier 54.

32 Vgl. Jahn/Lichtblau 60.

Anders hat diese Situation Helen Liesl Krag gelöst. Der Text von/über Elke Schapiro basiert auf Interviews mit ihrer Enkelin. Krag transkribierte die Interviewtexte und kommentierte diese ausführlich. Der Band erschien 1988 ebenso in der Reihe *Damit es nicht verloren geht ...*³³ Die Quellenangaben folgen der Autorenangabe des Buches, Helen Liesl Krag. Krag wählte für ihre Darstellung eine schriftliche Form, die die Interviewsituation mit ihrer Großmutter deutlicher zur Geltung bringt, indem sie in ihren Kommentaren immer wieder auf konkrete Fragen und Nachfragen verweist, die sie im Zuge der Gespräche stellte. Zusätzlich ließ sie in den Transkriptionen dem Erzählduktus ihrer Großmutter – der eigentümlichen grammatischen Form eines stark jiddisch geprägten Deutsch mit englischen Einsprengseln – breiten Raum. Systematische editorische Angaben fehlen in dem Band, sowohl die Einleitung als auch ihre Kommentare sind stark von Krag's persönlicher Beziehung zu ihrer Großmutter und ihrer Faszination von deren Erzählen geprägt.

Die Autobiografie von Minna Lachs, ein in der Forschungsliteratur häufig als Quelle verwendeter Text, ist eine selbstständige Publikation der Autorin, die nach dem Zweiten Weltkrieg als AHS-Lehrerin und Direktorin sowie für die Unesco tätig war.³⁴ Abgesehen von einem ausgeprägten zeithistorischen Interesse steht der Text in der Tradition von individuellen Bildungsgeschichten in Form des autobiografischen Lebensberichts. Die Darstellung von Kindheit und Jugend orientiert sich an ästhetischen und psychischen Erfahrungen, die die Autorin in Zusammenhang mit wichtigen Entscheidungen und Einsichten setzt. Der Text ist episodisch gegliedert, die chronologische Darstellung wird – durchaus kunstfertig – immer wieder zugunsten anderer Erfahrungszusammenhänge aufgelöst.

Volker Depkart schreibt, dass „Vergangenheit wie auch Identität aufeinander bezogene und einander bedingende soziale Konstruktionen“³⁵ sind. Dies trifft für alle drei Texte zu, insbesondere aber für die von Minna Lachs und Prive Friedjung, die vor dem Hintergrund einer zum Großteil ausgelöschten jüdischen Welt in Galizien und der Bukowina und vor dem Hintergrund des Holocaust verfasst wurden. Ein großer Teil der Verwandten und Bekannten der Autorinnen hat die Zeit des Nationalsozialismus nicht überlebt. Für den Text von/über Elke Schapiro gilt dies indirekt sicher auch, allerdings bilden die Fragen der Interviewerin, die auf die Migration nach Wien und den Aufbau des Lebens in den 1920er Jahre abzielen, anders gelagerte Interessen ab. Ordnungsvorstellungen und Zuschreibungen von sozialer Integrität der Erzählerinnen und ihrer Angehörigen stehen im Zusammenhang von Brüchen und Kontinuitäten nach der NS-Zeit.

33 Helen Liesl Krag, „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft ...“ (Damit es nicht verloren geht ... 17, Wien/Köln/Graz 1988).

34 Minna Lachs, Warum schaust du zurück. Erinnerungen 1907–1941 (Wien 1986).

35 Volker Depkart, Autobiografie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: Geschichte und Gesellschaft 29, H. 3 (2003) 441–476, hier 445.

Dies trifft in besonderem Maß für die Konstruktion der hauptsächlich über die Rolle des Vaters verhandelten Zugehörigkeit bei Minna Lachs zu.

Verwandten- und Bekanntenbeziehungen stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit. Befragt werden die Texte nach Beziehungsmustern, die im Selbstverständnis der Autorinnen soziale Integrität symbolisieren resp. Stabilität oder Instabilität repräsentieren.

Erinnerungen im Vergleich – Zur Analyse der Texte

Die Zugehörigkeit zu Berufsgruppen, die Analyse der (Teil-)Arbeitsmärkte und der jeweils entstehende Bedarf an mobilen Arbeitskräften sind Anhaltspunkte für migrantische Netzwerke, wie auch deren sozialer Stand und die damit verbundenen sozialen Kontakte und Migrationsrouten.³⁶ Sehr viel weniger zugänglich sind individuelle Erfahrungen, aus denen sich nicht nur persönliche Motive, sondern auch die jeweilige Lebenssituation vor der Wanderung, unterwegs und am Zielort erschließen lässt. „Zu den wenigen vorhandenen Quellen, die einen schmalen Einblick in das Leben von MigrantInnen gewähren, zählen Berichte der Behörden oder Verhörprotokolle von herumziehenden und aufgegriffenen Personen oder autobiografische Selbstzeugnisse, Briefe etc.“³⁷. In diesen Erinnerungen, etwa von ArbeiterInnen, die in die Stadt Wien zogen, sind oftmals gemeinsame Erfahrungen gebündelt, sie sind Teil eines kollektiven Erinnerns, wie es Maurice Halbwachs beschrieb: „Der/die Einzelne habe zwar eine Erinnerung, doch es ist die soziale Gruppe, die darüber befindet, was des Gedenkens wert ist. Der Einzelne identifizierte sich demzufolge mit öffentlichen Ereignissen, die für seine Gruppe als wichtig empfunden und festgelegt wurden. So entstünde die historische Dimension kollektiver Identität.“³⁸ Bei den umfangreichen Erinnerungstexten, die ich verwendete, stellte sich bald heraus, dass sie sich vordefinierten Merkmalen von Identität widersetzen. Sie reichen in einen sozialen Kontext, der sich aus verschiedenen Gründen nicht oder möglicherweise nur fragmentarisch erschließen lässt. Es sind Erinnerungen „die sich gerade nicht in den sozial geprägten nationalen Rahmen einpassen lassen“.³⁹ Helen Lisl Krag erfasst dieses Problem mit den Erinnerungen ihrer Großmutter in einem Vergleich mit ihrem gegenwärtigen Leben und einer gegenwärtigen Beobachtung zusammen:

36 Vgl. Annemarie Steidl, *Auf nach Wien! Die Mobilität des mitteleuropäischen Handwerks im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel der Haupt- und Residenzstadt* (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 30, Wien/München 2003) 45.

37 Sylvia Hahn, *Sehnsucht nach der Ferne: Selbstzeugnisse von ArbeitsmigrantInnen in Wien im 19. Jahrhundert*. In: Christine Harzig (Hg.), *Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika* (Göttingen 2006) 23–41, hier 24.

38 Christine Harzig, *Einleitung: Zur persönlichen und kollektiven Erinnerung in der Migrationsforschung*. In: *Dies.* (Hg.), *Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika* (Göttingen 2006) 7–19, hier 9.

39 Harzig, *Einleitung* 9.

„Dann kamen sie, im Kaftan, im pelzbesetzten Hut, dem Schtrajml, mit Bart und Ohrenlocken, um im Singsang der frommen Chassiden zu beten und zu tanzen. Solche Chassiden waren die Großväter meiner Großmutter. Mag diese Lebensweise auch exotisch für uns klingen, gleich fern in Ort und Zeit, wenn man die eigene Großmutter, die das alles noch lebendig in Erinnerung hat, heute vor dem Fernseher sitzen sieht und ihr zuhört, wenn sie mit ihren computerinteressierten Urenkeln deren Zukunft bespricht, dann rückt dieses ferne Leben nahe und wird zum unmittelbaren Hintergrund einer westeuropäischen Frau von heute.“⁴⁰

Das Zitat ist Teil einer längeren Ausführung über die Lebensverhältnisse von Krag's Großmutter Elke Schapiro. Teils fasst sie Gespräche und Erinnerungen zusammen, teils handelt es sich dabei um historische Rekonstruktionen der politischen und kulturellen Geschichte, die sie selbst vorgenommen hat. Neben Alltagsbeobachtungen, Verrichtungen im Haushalt, besonders eindrücklichen Festen oder besonderen Ereignissen im Leben eines Kindes, sind es Angaben zu Verwandten, teils auch Bekannten, zunächst aus dem unmittelbaren Umfeld des Kindes, später auch dem erweiterten Familienkreis, die die Erinnerungen strukturieren. Anhand dieser Personen werden Verhaltensweisen und besondere Entwicklungen dargestellt. Dies kommt einer Auffassung von Erinnerungsorten nahe, die Christine Harzig als Alternative zu jenen von öffentlichem Interesse und einem gegenwärtigen sozialen und politischen Kontext vorstellt. Nach Pierre Nora sind diese Erinnerungsorte „nicht an speziell dafür aufgesuchte Schauplätze und Örtlichkeiten gebunden, sondern sollten vielmehr aus dem Alltag heraus gefunden und gestaltet werden“.⁴¹ Es sind Situationen aus dem Alltag, Kontinuitäten, wie auch Veränderungen, „Gepflogenheiten, Gegenstände, Ikonografien, Handlungsweisen“, an denen die Erinnerung festgemacht werden könnte. Erinnerungen dieser Art wären imstande die „Meistererzählungen“ von nationaler Bedeutung in Frage zu stellen.⁴² Eine weitere Passage aus dem Buch von Krag zeigt, wie solche Beobachtungen des Alltags Kontinuitäten und Brüche in Biografien zu zeigen vermögen, wie ein größerer Zusammenhang erst aus einer scheinbar kleinen Irritation heraus erschlossen wurde:

„Sieben Jahre war die Schwester älter als ich. Sieben Jahre sind eine lange Zeit. Ich hab mich sehr gewundert: Damals haben alle Leute viele Kinder gehabt, Kinder ohne Ende. Einmal hab ich die Mutter gefragt, wieso wir nur zwei Kinder waren, da hat sie mir erzählt von der Scheidung. Ich weiß nicht, warum sie sich geschieden haben. Vielleicht weil er nicht viel verdient hat? Vielleicht, weil er illegal war? Vielleicht wollte sie nicht weg von zu Hause?“⁴³

40 Krag 26.

41 Harzig 12.

42 Vgl. Harzig 13.

43 Krag 27.

Davor geschaltet sind die Ausführungen Krag zu den Eltern ihrer Großmutter, die gemeinsame Zeit in der russischen Stadt Berditschew, wo die Familie „illegal“ und in prekären Verhältnissen lebte, der Vater seiner Tätigkeit als Melamed, als Lehrer in einem Cheder nachging, einer Schule, in denen Kindern erste Hebräisch-Kenntnisse und erste Kenntnisse des Talmuds vermittelt wurden. Als Schapiros Großvater in Tarnopol starb, trennten sich ihre Eltern, ihr Vater kehrte nach Tarnopol zurück und nahm ihre Schwester dorthin mit, die sieben Jahre jüngere Tochter blieb mit der Mutter in Russland. So tritt „Erinnerung als Ort, an dem Wissen aufbewahrt wird“, auf *und* sie ist ein „Mechanismus zur Wiedervergegenwärtigung von Einzelheiten“.⁴⁴ Dieser Konstruktionsprozess lässt sich auch an zwei weiteren Beispielen gut zeigen. Minna Lachs nimmt ihre Erinnerungen an die emotional aufgeladene Aufbruchstimmung auf dem Wiener Nordbahnhof, als eine Gruppe Jugendlicher, organisiert von Anitta Müller-Cohen, aufbrach, um ein neues Leben in Galizien zu beginnen, zum Anlass, um über ihre eigene und die Zugehörigkeit ihres Vaters zu reflektieren. Sie stellte fest, dass die Zugehörigkeit zu einer „Schicksalsgemeinschaft“ eine unerhörte Zuschreibung von außen sei, dass die Erinnerung an den verlorenen Ort ihrer Kindheit sich nicht in die Gegenwart und gegenwärtiges Handeln übertragen ließe.⁴⁵

Elke Schapiro arbeitete sich in ihren Erinnerungen an Tarnopol – sicher auch angeleitet durch die Fragen von Helen Liesl Krag – immer wieder an Familien und Familienmitgliedern sowie den verwandtschaftlichen und durch Heirat zustande gekommenen Verbindungen zwischen diesen Personen ab. In dieser Weise rekonstruierte sie allmählich soziale Beziehungen von Personen, die einander sowohl in Tarnopol als auch später in Wien unterstützten und verortete sich und ihr Handeln auch selbst auch innerhalb eines engen verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Beziehungsnetzwerkes.

Mit den ausgewählten Passagen aus den drei Lebenserinnerungen lässt sich jeweils zeigen, wie in verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Beziehungsnetzwerken die Voraussetzungen für Handlungsmöglichkeiten entstanden und wie diese Zugehörigkeit und Zugehörigkeitsgefühl beeinflussten. Die Anordnung und Auswahl der Passagen ist an den jeweiligen Analysekatégorien orientiert. Diese sind unterteilt in den „Komplex“ von Migrations- und Verwandtschaftsräumen, der Zugehörigkeit, sowie Zusammenleben und sozialer Fürsorge. Die Arbeit folgt daher keiner systematisch chronologischen Darstellung der Lebenserinnerungen.

Für das in diesem Kapitel behandelte Konzept der Grenze und eines grenzübergreifenden Kulturraums schienen sich zunächst die Erinnerungen von Elke Schapiro anzubieten, deren Eltern aufgrund einer arrangierten Ehe eine Zeitlang ohne Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung

44 Harzig 14.

45 Vgl. Lachs 109f.

in Russland lebten, bevor zuerst ihr Vater zusammen mit ihrer älteren Schwester und einige Zeit später sie selbst zusammen mit ihrer Mutter zu den Verwandten ihres Vaters ins galizische Tarnopol migrierten. Der Text basiert allerdings auf sehr fragmentarischen Erinnerungen an Schapiros frühe Kindheit. Ich habe mich daher entschlossen, diese historisch am weitesten zurückreichenden Textteile im Konzept der Grenze nur zu paraphrasieren und die entsprechenden Passagen im Rahmen des Komplexes „Zugehörigkeit“ zu analysieren.

Eine wichtige grundsätzliche Unterscheidung in der Analyse der Texte ergibt sich durch Erinnerungen an Migrationen (und Migrationserzählungen) im engeren Kreis der Familie sowie dem erweiterten Kreis der Verwandtschaft und Bekanntschaft und den Schilderungen der eigenen Migrationserfahrungen der drei Frauen. Harzig spricht von „Erinnerung an die Migration ebenso wie der Migration in der Erinnerung“.⁴⁶ In erster Linie ist dies ein – nicht zu unterschätzendes – methodisches Problem: In den Texten selbst sind Erinnerungen an eigene Lebenserfahrungen und Erinnerungen an Erzählungen eng verbunden, sie bilden gewissermaßen einen gemeinsamen Erfahrungsraum, in dem sich die drei Frauen zusammen mit ihren Verwandten und Bekannten bewegen. Dieser gemeinsame Erfahrungsraum ist die wichtigste theoretische Annahme in meiner Arbeit. Nichtsdestotrotz muss eine Unterscheidung berücksichtigt werden: Im einen Fall handelt es sich um einen Erfahrungsraum, der sich durch Erzählungen oder auch durch einen bestimmten Habitus, bestimmte Verhaltensweisen anderer Personen erschließen lässt. Im anderen Fall handelt es sich um einen Erfahrungsraum, der durch eigenes Handeln erschlossen wird. Ein Handlungsraum im ersten Sinn bildet sich etwa in den Passagen zur Migrationsgeschichte von Friedjungs Geschwistern ab. Die Passagen zur Verdeutlichung von Verwandtschaftsräumen zeigen den familiären und verwandtschaftlichen Horizont von Migration. Der Fokus der historischen Kontextualisierung liegt auf dem Zusammenhang zwischen Migrationspatterns und Verwandtschaft. Deren Schnittstellen sind in der rezenten Forschungsliteratur – stellvertretend sei auf die bereits erwähnten Arbeiten von Kaltenbrunner und Steidl verwiesen – gut herausgearbeitet. Statistische Daten bei Steidl und die große Anzahl an Dokumenten (vor allem Briefe) bei Kaltenbrunner werden durch den sehr tiefen Einblick in persönliche Motive und Sichtweisen bei Friedjung verdeutlicht, die in diesen Passagen selbst (mit Hilfe der Herausgeberinnen und Interviewerinnen?) rekonstruierend tätig ist und dabei die Zusammenhänge von Migration sowie die Verbundenheit ihrer Eltern mit dem Stehl Żadowa ebenso reflektiert wie die Nachrichten von der Ermordung ihrer Geschwister.

Ein gänzlich anderer Erfahrungsraum entsteht in den Schilderungen von Elke Schapiro, Manès Sperber und Minna Lachs von ihrer Flucht aus Galizien. Auch hier sind Verwandte und Bekannte omnipräsent, sie nehmen jedoch wie sie selbst als unmittelbar Handelnde an den Geschehnissen teil. Gewissermaßen zeigt sich das Netz an verwandtschaftlichen und bekannt-

46 Harzig 14.

schaftlichen Verbindungen hier in Aktion, in den Lebenserinnerungen wird die Präsenz eines mehr oder weniger gut organisierten Personenkreises unmittelbar erfahrbar.

Im abschließenden Abschnitt des Kapitels sind Passagen aufgenommen, die der Trennung verschiedener Lebenssphären Rechnung tragen. Dies sind einerseits die Trennung zwischen der ruthenischen und polnischen und der jüdischen Bevölkerung, die in den Texten besonders deutlich wird, je näher die Menschen zusammenlebten und je mehr sie in ihrem (Arbeits-)alltag aufeinander angewiesen waren. Doch erschöpfen sich die Differenzerfahrungen keineswegs in ethnischen oder religiösen oder allgemein kulturellen Unterschieden der BewohnerInnen jüdischer Sthetl von ruthenischen oder – im Fall von Lachs und Sperber – polnischen Nachbarn. Sie sind, wie sich vor allem in den Texten von Lachs, Sperber und Friedjung zeigt, vielschichtiger. Diese Erfahrungen sind wenig überraschend Teil von migrantischen Erfahrungen. Am interessantesten sind jene Passagen, in denen Differenzen reflektiert werden, die sich aus der eigenen Beteiligung, dem eigenen Handeln und persönlichen Erfahrungen erschließen. Das Verhältnis von Friedjung und ihren Schwestern zu ihrem bereits etliche Jahre vor ihnen nach Wien migrierten und geschäftlich erfolgreichen Bruders sticht dabei besonders hervor. Passagen, in denen über Nähe und Distanz zu Verwandten und Bekannten reflektiert wird, die ebenso Migrationserfahrungen hatten, die aber in dem beschriebenen Zeitraum nicht (mehr) Teil desselben Migrationsnetzwerkes waren, sind gewissermaßen ein Bindeglied, das die Widersprüche zwischen persönlichen Erfahrungen und dem Wissen über die Verwandten an anderen Orten, den erzählten Migrationsgeschichten, offenlegt und zugleich auch verklammert.

Die Texte verdeutlichen, dass Verwandtschaftsnetzwerke sich im Verlauf der Migration veränderten. Zum Komplex der Migration zählt das innerhalb der verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Netzwerke weitergegebene Wissen ebenso, wie der eigene Aufbruch, die Erfahrungen auf dem Weg, das Ankommen und die Anknüpfungspunkte, sowie das Handeln innerhalb eines neuen Netzwerkes an den Zielorten.

Im eigenen Handeln, dem Aufbau eigener Netzwerke und dem Knüpfen neuer Kontakte ergaben sich Differenzen zu den am Beginn der eigenen Migration bestehenden Netzwerken. Sehr gut analysieren ließ sich diese Differenz in der der Kategorie von Zugehörigkeit (*belonging*). Ein Vergleich von Passagen aus den Texten der drei Frauen unter dem Aspekt von Staatszugehörigkeit und Niederlassung verdeutlicht nicht nur die unterschiedlichen Vorstellungen zu politischen und staatlichen Institutionen, sondern auch den Prozess des *Zugehörigwerdens* unter Zuhilfenahme verschiedener Mittel.⁴⁷ Verwandtschaftsnetzwerke zeigen sich darin als Handlungsräume, in denen die Personen auf die Erfahrungen ihrer Netzwerke zurückgreifen konnten, aich andererseits in diesem Handeln aber auch – mehr oder weniger – abgrenzten und sich neue Beziehungen schufen.

47 Vgl. Innes et al. 2–28.

In einem zweiten Zugang zu Belonging, den ich in dieser Arbeit verwende, wird der individuelle Prozess des Zugehörigwerdens als ein Bündel von mehr oder weniger starken *Attachments* beschrieben. Diese auf einer Mikroebene zu analysierenden Bindungen ermöglichen einen Blick etwa auf das Gefühl von Zuhause sein, von Gruppenzugehörigkeit oder auch nur einem guten Gefühl an einem bestimmten Ort usw.⁴⁸ Dieses Analysesetting erwies sich für so detaillierte Lebenserinnerungen als ertragreich. Die Mikroebene von Verbindungen sowohl am Zielort als auch in die Herkunftsorte geht aus zahlreichen kleineren Passagen hervor. Anders als in Konzepten der Identität zeigt sich Zugehörigkeit als Prozess der Selbstverortung. Viele kleinere und größere Querverbindungen, Anknüpfungspunkte an frühe Eindrücke, zwischenmenschliche Konstellationen usw. lassen sich in dieser Weise in einen Ordnungszusammenhang bringen. In geschlosseneren Konzepten, die letztlich auf geordnete, handlungsbegründende Teilhabe abzielen, wären diese kaum unterzubringen, da sie oftmals quer zu den Dispositiven und Normativen der untersuchten Gruppen liegen – allein schon deshalb, weil diese unweigerlich eine Gegenwärtigkeit sozialer Beziehungen und Gruppen konstruieren, mit denen die VerfasserInnen von Lebenserinnerungen und autobiografischen Texten häufig in Konflikt geraten. Karl Philipp Moritz, Verfasser des ebenso prototypischen wie in seiner Eigenart unerreichten *Anton Reiser*, dem er selbst die Gattungsbezeichnung *Psychologischer Roman* gab, sprach von „roten Fäden“, die es aufzugreifen gelte und problematisierte eine vorstrukturierende Betrachtung im Nachhinein.⁴⁹ Wer diesem Konzept der Zugehörigkeit folgt, muss sich allerdings auf die Paradoxie der Diskontinuität im größeren Kontinuum des je vorfindlichen Lebensabschnittes einlassen. Zwei Passagen möchte ich hier stellvertretend für viele andere paraphrasieren:

Elke Schapiro fand in der Organisation von informeller Hilfe, dem gemeinsamen Überwinden bürokratischer Schwierigkeiten jene Zugehörigkeit. Vorbildlich zeigte dies ihre Mutter in Tarnopol mit ihrem Organisationsvermögen. Zugleich stand dies aber in Verbindung damit, dass die frommen Männer in ihrer Verwandtschaft in der Befolgung religiösen Studiums beruflich untätig waren, was sie ebenso ablehnte, wie sie es zugleich in dieser Lebenssphäre als gegeben hinnahm.⁵⁰

Die Erfahrung des respektvollen, distanzierten Umgangs ihrer kommunistischen Parteigenossen, andererseits deren bedingungslose Hingabe an ihre politische Tätigkeit konnte Privé Friedjung in Verbindung mit der Welt des jüdischen Stehtls – etwa der Erfahrung „unerhörter Intensität“ von religiösen Festen wie Jom Kippur – setzen, ohne deren Beengtheit und für sie sinnlose religiöse Beschränkungen aufrecht halten zu müssen.⁵¹

48 Vgl. Jones, Krzyżanowski 38–53.

49 Vgl. Karl Philipp Moritz (1783), Grundlinien zu einem ohngefähren Entwurf in Rücksicht auf die Seelenkrankheitskunde. In: Ders. (Hg.): Gnōthi sautón oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Bd. 1 (Lindau 1978) 31–38, hier 31.

50 Vgl. Krag 51.

51 Vgl. Friedjung 112.

Um diese kleinen Bindungen herauszuarbeiten, bediente ich mich verschiedener Methoden, die sich im Übrigen nicht nur auf den Abschnitt zur Zugehörigkeit beschränken, sondern im Text durchgehend verwendet wurden. Neben ausführlicheren Passagen sind es eine Vielzahl von teils sehr kleinen Ausschnitten, an einigen Stellen nur kurze Phrasen oder bestimmte Ausdrücke, die ich in meine Darstellung einfließen ließ. Weiters dienten Paraphrasen wie die oben gegebenen dazu, Zusammenhänge auch über verschiedene Erzählabschnitte der Texte hinweg zu verfolgen. Jeweils für besonders wichtig erachte ich die Stellen und Kontexte bestimmter Erinnerungen, oftmals entwickelten die Erzählerinnen aus einer Thematik neue, überraschende Ansätze oder führten Kindheitserinnerungen mit späteren Erfahrungen zusammen. Daher rührt auch meine oben erwähnte Kritik an der Edition von Friedjungs Text, in der nicht ausgewiesen ist, inwiefern etwa Überschriften oder thematische Gliederungen aus der Interviewsituation entstanden, nachträglich eingefügt oder von Friedjung selbst gesetzt worden sind.

Im letzten Teil dieser Arbeit setze ich mich mit Passagen vor allem aus den Texten Friedjungs und Schapiros auseinander, in denen das Zusammenleben in Wien unter den Bedingungen verwandtschaftlicher und bekanntschaftlicher Netzwerke thematisiert wird. Die Handlungsspielräume, die sich dadurch für die Frauen ergaben, vergleiche ich mit dem elaborierten System der Fürsorge in Wien, von dem die beiden MigrantInnen weitgehend ausgeschlossen waren. Verwandtschaftliche Netzwerke, die den Rahmen kleinfamiliären Zusammenlebens verließen, waren (und sind es vermutlich bis heute) schwer mit dem Modell der Sozialfürsorge in Einklang zu bringen. Gerade diese Netzwerke zeigen sich aber in den Lebenserinnerungen der Frauen als unabdingbares soziales Auffangnetz und Handlungsraum, der ihnen Wege der Zugehörigkeit überhaupt erst ermöglichte.

Der Komplex Migration und Verwandtschaft

Grenzen und Migrationsräume

Migration, verstanden als „Überschreitung von Grenzen im Sinn äußerer Staatsgrenzen oder innerer Verwaltungsgrenzen“⁵² hat ebensolche Grenzen, genauer, deren stabile und feststellbare Einrichtung, zur Voraussetzung. Historisch gesehen waren Grenzen, die während eines kurzen zeitlichen Abschnitts mehr oder weniger fest definiert und kenntlich gemacht wurden, über einen mehr oder weniger langen Zeitraum gesehen „ständig wandelnde Ergebnisse von Demarkierungsprozessen“⁵³. Es liegt nahe, dass dieser Prozess auch ein solcher des Durchsetzens von politischen Interessen bei den unmittelbar Betroffenen ist. Rechtliche, polizeiliche, politische, ebenso wie wirtschaftliche und kulturelle Folgen einer solchen Grenzziehung mochten unmittelbar Wirkung zeigen, dennoch konnten in der Bevölkerung andere Grenzen oder, positiv gesprochen, Beziehungsräume über solche staatlichen oder regionalen Grenzen hinweg existieren, die für die Betroffenen von solcher Wichtigkeit waren, dass sie alle (grenz-)regulativen Maßnahmen, Registrierungen, Pässe, Aufenthaltsgenehmigungen etc. überwogen.

Folglich ergab sich, dass „in der Sicht vieler Menschen, die die Verwaltung und die Sozialwissenschaft als Migranten klassifizieren, gar keine Migration stattfindet, weil ein etwaiger Wohnsitzwechsel nach der Auffassung dieser Menschen nicht mit der Überschreitung einer von ihnen selbst anerkannten Grenze verbunden ist“.⁵⁴ Für die Staatsgrenzen Galiziens, die erst im Zuge der polnischen Teilungen gezogen worden waren, trifft dies in besonderem Ausmaß zu. Wenn auch der Staat als Akteur in dem neu geschaffenen Staat gerade in der Grenzziehung und der Bewusstmachung der Grenze in Erscheinung trat, war die „vertaute gemeinsame *Lebenswelt* von Polen, Ukrainern und Juden“⁵⁵ durch die neuen Grenzen zwar geteilt worden, doch drang diese Lage erst allmählich ins Bewusstsein der Bevölkerung.

Aus dieser grundlegenden Frage ergibt sich ein Definitionsproblem für Migration. So wird die kategorische Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Formen der Migration, von Umziehenden bis hin zu Deportierten und Flüchtenden hinsichtlich ihrer Bindung an feste nationalstaatliche Grenzen in Frage gestellt. Zusätzlich, so Kleinschmidt, sei auch das „Bewusstsein der

52 Harald Kleinschmidt, *Menschen in Bewegung: Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung* (Göttingen 2002) 15.

53 Kleinschmidt 15.

54 Kleinschmidt 15.

55 Svjatoslav Pacholkiv, *Das Werden einer Grenze: Galizien 1772–1967*. In: Waltraud Heindl, Edith Saurer (Hg.), *Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdenengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867* (Wien/Köln/Weimar 2000) 517–618, hier 522.

Migranten in die Begriffsbildung von Migration einzubeziehen“.⁵⁶ Zentral für die Definition bleibt der Begriff der Grenze, der allerdings stark erweitert wird und z. B. kulturelle wie auch sozialräumliche Grenzen berücksichtigt.⁵⁷ Um Migration von Reisen abzugrenzen, muss auch eine permanente oder zeitweilige Verlagerung des Wohnsitzes aufgenommen werden.⁵⁸

Diese theoretische Disposition berührt meine Arbeit gleich an mehreren Punkten. Zum einen war die Definition von staatlichen Grenzen ein formales und juridisches Problem, das in der teils aufgrund antisemitischer Ausfälle und einer rassistisch unterfütterten Diskussion über die „Ostjuden“ in Wien in der Zeit nach der Republikgründung 1918 speziell in Wien von großer Bedeutung war. Im Weiteren waren Grenzen eben nicht nur von Staaten etablierte Markierungen von Innen- und Außenräumen (in der allgemeinsten Form), sondern bildeten sich auch in der Struktur der Lebensverhältnisse der MigrantInnen ab. Oftmals werden diese allerdings ex negativo, aus der Sicht von Verwaltungsbehörden sichtbar, zum Beispiel als Störungen von ordnungsgemäßen Grenzübertritten oder der Einhaltung von begrenzten Lebens- und Arbeitsräumen. In Migrationserzählungen treten andere als die durch Behörden oder generell staatliche Akteure gezogenen Grenzen zutage, wie das biografische Interview von Helen Lisl Krag mit ihrer Großmutter zeigt. Die Hochzeit der Eltern Chaje Sobel und Pinkas Wolfzahn entsprach einer Tradition, in eine Gelehrtenfamilie zu heiraten, die Anhänger desselben (überregional bekannten) Rabbiners war. Dessen Wirkungskreis erstreckte sich auch über nationale Grenzen, in diesem Fall der Grenze zwischen Russland und Galizien, das zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörte. Das Alltagsleben der jungen Familie in Russland gestaltete sich schwierig, da sie illegal ansässig war. Wiewohl die behördlichen Eingriffe für die Familie spürbar waren, hielt sie dies nicht von der Einwanderung ab. Da Schapiros Vater keine Arbeitserlaubnis hatte, unterhielt er seinen Cheder privat und ohne Erlaubnis, was angesichts der großen Anzahl dieser Schulen, die nicht offiziell bestanden, keine außergewöhnliche Unternehmung gewesen sein dürfte. Die Rekonstruktion von solchen kulturellen Räumen am Beispiel dieses Textes ist schwierig, da die Erinnerungen von Krag's Großmutter durch die Reflexionen ihrer Enkeltochter gebrochen sind und sie mit ihren Fragen verständlicherweise von den ihr zugänglichen historisch-politischen Einsichten ausging. Eine Ehe in einem bestimmten kulturellen Umfeld war für die Menschen aus dem Shtetl ein entscheidendes Moment, stellvertretend dafür mag die folgende Passage bei Prive Friedjung stehen:

56 Kleinschmidt 19.

57 Speziell für die Verhältnisse in der österreichischen Monarchie vgl. dazu Waltraud Heindl, Edith Saurer, Einleitung. In: Dies. (Hg.), Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremden-gesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867 (Wien/Köln/Weimar 2000) XIX–XXXI, hier XIX.

58 Vgl. Kleinschmidt 20.

„Als ich zwei Jahre alt war, mußte Paje 19jährig einen 45jährigen Mann, Berl Weininger, heiraten. Er war genauso alt wie der Vater und wie er ein Schojchet, ein Schächter. [...] Die Ehe mußte ja auch noch standesgemäß sein. Bei so einer Ehevermittlung mußten ja viele Elemente zusammenspielen. Man konnte sich doch keinen Schwiegersohn aus der Handwerkerfamilie holen. Der mußte aus dem kleinbürgerlichen Milieu kommen und einer sein, der Tora lernen konnte. Das waren Dinge, die eine gewaltige Rolle gespielt haben. Und vor allen Dingen das Geld.“⁵⁹

Im Fall von Friedjungs Schwester Paje führte sie ihre Ehe in das 75 Kilometer weiter südlich gelegene Itzkani. Auch ihre Schwester Scheindl wurde später mit einem Verwandten ihres Schwagers verheiratet. Schapiros Eltern stammten aus Orten, die über 250 Kilometer voneinander entfernt lagen, vor allem aber führte sie die Vereinbarung ihrer beiden Großväter über die Grenze zwischen Österreich und Russland. Sie waren genötigt, sich illegal in der Stadt Berditschew (das heutige Berdytschiw in der Ukraine) niederzulassen. Dennoch waren diese Distanzen auch über die Grenze hinweg offenbar kein unüberwindliches Hindernis.

Die objektive Distanz zwischen zwei Orten mochte als entfernt oder nah wahrgenommen werden, indem ein Zielort von einem Ausgangsort als zugänglich oder verschlossen erschien, dies fand etwa durch staatliche oder auch sprachliche Grenzen eine gewisse objektive Begründung. Die Entfernung war bestimmt durch Verkehrsmittel, ebenso spielten aber die Routen innerhalb bestimmter Migrationsmuster eine Rolle. Es ist gut nachvollziehbar und gut rekonstruierbar, dass auch große Entfernungen auf bestimmten Migrationsrouten leichter zurückgelegt werden konnten, da bereits eine entsprechende Infrastruktur bestand. Im Fall von Schapiros Eltern stellte sich die Wanderung nach Russland (und einige Jahre später wieder ins österreichische Galizien) nicht als besonders außergewöhnlich dar. Welche Art von Hilfestellung die mehr oder weniger mittellosen Eltern des Mädchens hatten, welche Hindernisse für sie tatsächlich bestanden und welchen Aufwand sie trieben, um diese zu überwinden, lässt sich aus dem Text nicht erschließen, da es sich um die Erinnerungen einer alten Frau an ihre Kindheit handelte und sie darüber wohl keine Auskunft geben konnte. Jedenfalls aber gab es sowohl in ihrer als auch in Friedjungs Familie einen (vor allem von den Vätern) verehrten „Wunderrebben“, dessen Hof überregionale Anziehungskraft besaß, von den gläubigen Männern regelmäßig aufgesucht wurde und der sehr wahrscheinlich auch an der Vermittlung von Ehen beteiligt war. Diese Kulturräume waren zugleich auch Migrationsräume.

Ein weiterer Aspekt fußt auf einer Annahme, die von Migrationsregimen im 19. Jahrhundert getroffen wurde und die zumindest unterschwellig eine nach wie vor gängige Vorstellung von Migration ist. So wurden „permanent, häufig oder mitunter migrierende Gruppen als archaisch [...] klassifiziert und erwartet, dass die zeitgenössischen, vermeintlich ‚modernen‘

59 Friedjung 83.

Gesellschaften Gruppen Sesshafter seien“.⁶⁰ Diese als „Residentialismus“ bezeichnete Konstruktion zeitigte auch in der historischen Migrationsforschung eine kategorische Einordnung von Migrationsmustern. Wenn die Abwanderung an einen mehr oder weniger fremden Ort, der andere politische, wirtschaftliche und sprachliche Bedingungen aufwies und die Ansiedlung zudem von einem Migrationsregime behindert wurde, stellte sich die Frage nach dem Motiv der MigrantInnen, ein Motiv, das so drängend sein musste, dass all diese Schwierigkeiten überwunden werden wollten. Doch fußt diese Frage auf Annahmen, die für die AkteurInnen selbst möglicherweise keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielen mochten. Stellt man sich den Raum, in dem sie sich bewegten, als einen verbundenen Raum, als gemeinsamen Raum von Personen vor, die in bestimmten Beziehungen zueinander standen, dann relativieren sich Grenzen und Distanzen. Ebenso relativiert sich aber auch die Vorstellung des (konstruierten) Bedürfnisses nach Sesshaftigkeit. Ganz konkret wird im Konzept des Residentialismus mit seiner „biologistische[n] Metapher der Entwurzelung“⁶¹ ein krisenhaftes Szenario von Migration entworfen. Dabei blieben aber die „hoch entwickelten Beziehungsnetzwerke, die Migranten unter einander sowie auch mit Personen am Ursprungsort ihrer Migration sehr oft beibehielten, [...] weitgehend unberücksichtigt“.⁶² In den von mir verwendeten Lebenserinnerungen sind unterschiedliche Auseinandersetzungen mit verwandtschaftlichen Beziehungen durchgehend zu beobachten: im Aufspüren von handlungsleitenden Momenten, in Form einer Wertung, oder als Ausdruck von Nähe und Distanz zu Personen oder Personengruppen. Diese Tatsache ist in biografischen Erinnerungen nicht außergewöhnlich, besonders, wenn es sich zu einem Gutteil um Erinnerungen an Kindheit und Jugend handelt und dabei verwandtschaftliche Beziehungen oft eine prominente Stellung einnehmen. Das Besondere ist allerdings, dass diese Beziehungen im Kontext von Migrationserfahrungen stehen. Mehr oder weniger belastbare Netzwerke erstrecken sich in einem kulturellen Raum über spürbare Grenzen hinweg. Abstrahiert formuliert, handelte es sich dabei um die Grenzen von geordneten Räumen, in denen bestimmte Handlungsweisen gepflegt wurden, bestimmte Regeln galten, die für das Gefühl von Vertrautheit und Fremde gerade in Erinnerungen an die Kindheit in besonderer Weise in den Vordergrund traten. Vertraute Beziehungen konnten dabei eine Kontinuität in einer veränderten, unverständlichen oder als bedrohlich wahrgenommenen Umgebung sein. Im Fall von Prive Friedjung und Elke Schapiro lässt sich die damit eng verbundene Auseinandersetzung mit Regeln und Gesetzmäßigkeiten in den Herkunftsländern – vor allem der Einfluss der Religion auf den Alltag und die sozialen Beziehungen – sehr gut nachvollziehen. Ob sich in den Zielorten Gemeinschaften etablierten, die religiöse Regeln erneut aufgriffen und den Alltag durch diese strukturierten,

60 Kleinschmidt 144.

61 Kleinschmidt 146.

62 Kleinschmidt 146.

oder die neuen sozialen Beziehungen andere Ziele, wie gemeinsames Wohnen, Arbeitsvermittlung etc. in den Mittelpunkt stellten, hing von je unterschiedlichen Beziehungen und Netzwerken ab. Bei Friedjung und Schapiro waren diese Netzwerke bereits in den Herkunftsorten entstanden, veränderten sich während der Migration und schufen für die beiden Frauen in Wien gänzlich neue Lebensperspektiven.

In Wien fanden sich unter den galizischen MigrantInnen neben AnhängerInnen der Orthodoxie auch zahlreiche Personen, die die Religiösität ihrer eigenen Familien abgelegt hatten. Ähnliche Muster sind auch in den USA festzustellen, vor allem in den großen Städten an der Ostküste, die das bevorzugte Ziel zahlreicher jüdischer MigrantInnen aus Galizien waren. Dagegen tritt die (geographische) Größe des Migrationsraumes in den Hintergrund. So stellten sich die aufstrebenden Städte an der Ostküste der USA als besonders geeignet für jüdische MigrantInnen heraus, da sie „mit einem städtischen Umfeld vertraut“⁶³ waren und sie rasch in urbane Beziehungsnetze eintreten konnten. Zugleich konstatiert Steidl aber den „Zusammenhalt der jüdischen Gemeinden in den USA“⁶⁴, der sich in Form von *landsmanschaften* etablierte und in denen auch die ostjüdische Kultur bewahrt wurde.

Bei galizischen MigrantInnen unterscheidet Klaus Hödl zwischen einem Personenkreis, der sich aus den orthodoxen kulturellen Bezügen ihrer galizischen Herkunft bereits vollständig gelöst hatte und den Weg „aus der vertrauten Sphäre des Shtetls“⁶⁵ in die USA gegangen war und Personen, die nach wie vor diesem Kulturraum angingen. Wanderer nach Wien wären erst nach mehreren Stationen in Galizien selbst nach Wien gelangt.

„Nach Wien fuhr man weniger in eine gänzlich unbekannte Stadt mit einer weithin fremden kulturellen Tradition und Sprache als vielmehr von der Peripherie des eigenen Kulturraumes zu dessen Zentrum, das schon die längste Zeit nach Galizien ausgestrahlt, dortselbst Veränderungen im traditionellen Judentum bewirkt hatte und aus diesen Gründen für nicht wenige Juden anziehend wirkte.“⁶⁶

Unter dieser Voraussetzung beschreibt Hödl im Anschluss die Auseinandersetzung der Mitte des 19. Jahrhunderts noch eher vereinzelter „Wanderer“ mit der bereits ansässigen jüdischen Bevölkerung in Wien. Daraus wird ersichtlich, dass der von ihm beschriebene „Akkulturationsprozess“ weniger durch eine Anpassung an eine fremde Gesellschaft als vielmehr eine gewissermaßen „halbvertraute“ Umgebung erfolgt wäre. Wenn ich auch nicht die Beschreibung des Stationenwegs nach Wien anzweifeln möchte, bleibt doch die Frage, unter welchen Kriteri-

63 Annemarie Steidl, „There are no cats in America ...“. In: Ashkenas – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 17, H. 1 (2007) 13–34, hier 29.

64 Steidl, „There are no cats in America ...“ 31.

65 Klaus Hödl, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien (Böhlaus Zeitgeschichtliche Bibliothek 27, Wien/Köln/Weimar 1994) 130.

66 Hödl, Als Bettler in die Leopoldstadt 130f.

en Hödl apodiktisch zwischen den Erwartungshaltungen von MigrantInnen, sich weniger oder mehr an neue Gesellschaften anpassen zu müssen, unterscheidet. Hinsichtlich der später genau erläuterten Veränderungen, die migrantische Vereine von „Galizianern“⁶⁷ in Wien durchmachten, welche als Anlaufstellen für neu Ankommende dienten, scheint es mir vielmehr so, dass diese Erwartungshaltung teleologisch aus den erst später auftretenden Problemen unterschiedlicher jüdischer Kreise mit dem Erscheinungsbild, den religiösen und beruflichen Vorstellungen der Neuankömmlinge, rekonstruiert wurden. Aus dieser Unterscheidung ergeben sich zwei problematische Annahmen: erstens, dass Reisende in die USA einen endgültigen Abschied von ihren Herkunftsorten genommen hätten. Diese Annahme wird aufgrund der Untersuchungen zu USA-MigrantInnen gerade am Ende des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts – und in diese Zeit fällt der gewichtige Anteil der Migration in die USA – als widerlegt betrachtet. Angesichts der rascheren und günstigeren Schiffsverbindungen über den Atlantik gab es nicht wenige Personen, die nach einigen Jahren in den USA wieder nach Europa zurückkehrten. Zweitens muss Hödls Beschreibung der US-Gesellschaft als freier Welt mit weitgehend unbekannten gesellschaftlichen Normen eingeschränkt werden, wenn man bereits bestehende, sehr dichte migrantische Netzwerke in den USA berücksichtigt. Sowohl in Wien – dies beschreibt Hödl selbst anhand der verschiedenen, zunächst religiös orientierten „galizianischen“ Vereine – als auch in den USA existierten Beziehungsnetzwerke, die MigrantInnen von ihren Herkunftsorten bis in die jeweiligen Zielorte begleiteten, Einfluss bereits zu Beginn der Reise bis hin zur beruflichen und sozialen Verortung in den Zielorten ausübten. Diese persönlichen Beziehungen spielten nachweislich in der Bildung von Migrationsketten eine herausragende Rolle. Wurde ein Zielort attraktiv für eine große Anzahl von Personen, so lässt sich gut feststellen, dass diese „bereits Verwandte an ihrem neuen Wohnort [hatten]“, sie reisten „mit Verwandten gemeinsam oder Verwandte reis[t]en ihnen später nach“. Bis heute erhöhen diese Muster „die Wahrscheinlichkeit internationaler Arbeitsmigration“.⁶⁸ Dieser Prozess mochte sich für „Wien-Wanderer“ erst auf dem Weg mehrerer Stationen durch galizische Orte herausgebildet haben, für MigrantInnen in die USA schon vor dem Erwerb eines Schiffs-Tickets, bei der Ankunft im Hamburger oder Bremer Hafen oder auch später. Das Bild des „jüdischen Wanderers“ verdeckt aber die Veränderung von Migrationsmustern. Diese waren bei der Migration nach Übersee ebenso wichtig wie bei der Binnenmigration nach Wien, was sich anhand der Zuwanderungsdaten in Wien zeigen lässt. Galizisch-jüdische MigrantInnen waren hauptsächlich kurz vor 1900 bis 1914 (die Geflüchteten im Ersten Weltkrieg nicht eingeschlossen) nach Wien gekommen. Ein Vergleich der

67 Den Ausdruck „Galizianer“ als Fachausdruck verwendet in der von mir eingesehenen Forschungsliteratur nur Klaus Hödl. Ich selbst verwende die Ausdrücke „jüdische Menschen aus Galizien“ oder „galizische Juden“.

68 Haug 38.

Geburtsorte von Vätern und Mütter lässt auch hier darauf schließen, dass „jüdische Familien häufig gemeinsam immigrierten“.⁶⁹ Diese zogen nicht mehr oder weniger planlos von einem Ort zum nächsten, sondern bewegten sich in Beziehungsnetzwerken, die bereits vorher bestanden. Bei Schapiro, Friedjung und Lachs zeigte sich dies selbst in den extremen Fluchtsituationen, die vorab nur wenig Planung zuließen.

„Daß die Religion ihren bestimmenden Einfluß auf die Lebensgestaltung vieler Juden eingeübt hatte und der Verlust der Autoritätsstellung die wirklich Emigrationswilligen befähigte, sich dem Herrschaftsbereich der Rabbiner zu entziehen“,⁷⁰ konnte für MigrantInnen nach Übersee ebenso zutreffen wie für BinnenmigrantInnen nach Wien. In Wien hatten sich große Gruppen bildete, die der Orthodoxie anhängen, in den USA waren diese in kleineren communities organisiert. Andererseits bewegten sich zahlreiche MigrantInnen in Wien ebenso wie in den großen Städten der USA in Netzwerken, die kaum von religiösen Regeln bestimmt waren. Beziehungsnetzwerke ermöglichten unterschiedliche Migrationsräume, sie stellten Verbindungen her. In den Zielorten wurden aber neue Beziehungen unter neuen Bedingungen geschaffen. „Die“ Orthodoxie in Wien war ebenso wie in den USA keine Prolongierung des Alltags in Galizien oder der Bukowina, sondern Ausdruck einer neuen Form von Zugehörigkeit, die sich erst in den Zielorten etablierte. Als Prive Friedjung 1963 das erste Mal nach Israel reiste und dort Familienmitglieder und Bekannte besuchte, die den Holocaust überlebt hatten, stellte sie fest, dass die meisten, auch ehemalige AnhängerInnen der *Paole Zion* (einer linkszionistischen Organisation, der Friedjung in Czernowitz angehört hatte), in Israel fromm geworden waren, „in einem Ausmaß, das man sich gar nicht vorstellen kann“⁷¹ Eventuell lässt sich dies auf die traumatischen Erfahrungen mit der Mordmaschinerie des Holocaust zurückführen. Die Zugehörigkeit zu bestimmten communities, religiösen wie politischen, muss aber immer im Zusammenhang von Beziehungen an einem Zielort verstanden werden, die sich unter veränderten Bedingungen jeweils neu bildeten.

69 Barbara Staudinger, Unerwünschte Fremde. Galizische Juden in Wien: Zwischen Integration, Wohlfahrt und Antisemitismus. In: Philipp Mettau, Barbara Staudinger (Hg.), „Ostjuden“ – Geschichte und Mythos (=Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs, Bd. 1) (Innsbruck 2015) 29–48, hier 34.

70 Hödl, Als Bettler in die Leopoldstadt 133

71 Friedjung 291.

Migration im Netzwerk von Bekannten und Verwandten

Migrationsmuster

Die Frage der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen (etwa Berufsgruppen) und die Wahl bestimmter Migrationsziele- und Wege stehen miteinander in Verbindung. Jedoch lassen sich keine kausalen Abhängigkeiten, weder in die eine noch in die andere Richtung, zumindestens nicht für individuelle Biografien, ableiten: So erklärt eine bestimmte, schon von Verwandten eingeschlagene Migrationsroute oder auch das Vorhandensein von verwandtschaftlichen Beziehungen am Zielort nicht das Zugehörigkeitsgefühl zu einer dort vorhandenen Gruppe oder hatte eine einfachere Eingliederung in eine Aufnahmegesellschaft automatisch zur Folge. Die Zugehörigkeit zu bestimmten Berufsgruppen, generell die soziale Herkunft, erhöhten allerdings, statistisch gesehen, die Wahrscheinlichkeit einer Ansiedlung in bestimmten Zielregionen. Eine Erklärung für den hohen jüdischen Anteil an der Übersee-Migration aus Galizien und der Bukowina bieten die Angaben zur sozialen Herkunft sehr vieler MigrantInnen. In einem Sample von Übersee-MigrantInnen von 1910 zeigt Annemarie Steidl die berufliche Verteilung unter jüdischen im Vergleich zu polnischen und ukrainischen Personen. Der vergleichsweise hohe Anteil an handwerklich Tätigen, IndustriearbeiterInnen und ein hoher Anteil von Menschen in Handelsberufen machte die Ansiedlung in großen Städten wie New York attraktiv.⁷² Zudem bestand eine Besonderheit der jüdischen Migration in der Herkunft aus mittleren oder größeren Städten wie etwa Lemberg oder Czernowitz.

„Angehörige keiner anderen Zuwanderungsgruppe hatten zu Beginn des 20. Jahrhunderts derart große Aufstiegschancen am US-amerikanischen Arbeitsmarkt wie Juden und Jüdinnen. Eine im Jahr 1908 durchgeführte Berufszählung unter den Eingewanderten in New York ergab, dass bereits 37 Prozent der ersten Generation zu den sogenannten *white collar workers*, vor allem Büroangestellten, zählten; in der zweiten Generation stieg in Anteil auf 60 Prozent.“⁷³

Ein gut etabliertes Netzwerk von Verwandten, Bekannten, aber auch jüdischer Gemeinden und *landsmansschaften* machten ferner die Einwanderung von Menschen mit geringerem Vermögen möglich.⁷⁴ Steidl merkt an, dass die transatlantische Wanderung „im Kontext vielfältiger Migrationsmuster“⁷⁵ verortet werden müsse. Bestimmte Voraussetzungen machten eine Auswanderung in die USA und dort in große Städte an der Ostküste wahrscheinlicher. Es existierten Migrationsketten, die, wie Kaltenbrunner feststellte, sich häufig aus einer Verbindung zwischen besser gestellten Menschen aus einem städtischen Umfeld und den Shtetln im ländlichen Umfeld ergaben.⁷⁶

72 Vgl. Annemarie Steidl, „There are no cats in America ...“ 28 u. 30.

73 Steidl, „There are no cats in America ...“ 29.

74 Vgl. Steidl, „There are no cats in America ...“ 30.

75 Steidl, „There are no cats in America ...“ 25.

76 Vgl. Kaltenbrunner 116.

In der älteren Forschung standen die Progrome im russischen Reich, besonders ab 1881, als „Push-Faktoren“ im Zentrum, die viele jüdische Menschen in Bewegung gesetzt hätten. Zahlreiche Menschen emigrierten demzufolge aus dem „Ansiedlungsrayon“ (im russischen Reich) nach Galizien und in die Bukowina. John Klier konnte zeigen, dass eine Verbindung zwischen den Progromen im Gefolge des Attentats auf Zar Alexander II. (1881) und der verstärkten Migration nicht nachzuweisen ist, dass es sich vielmehr um parallele Phänomene handelte.⁷⁷ Tobias Brinkmann forciert dagegen die These, dass die Auswanderung wirtschaftliche Gründe hatte, konzediert allerdings, dass „detailliertere Untersuchungen zu den Ursachen der Migration auf der lokalen Ebene und zu den Reiserouten der Migranten“ fehlen würden. In der rezenten Migrationsforschung wird grundsätzlich in Frage gestellt, ob oder inwiefern diese Art der Ursachenforschung zielführend ist. Wie bereits eingangs erwähnt, geht die theoretische Vorstellung von „Push- und Pullfaktoren“ auf die *residentialistische* Vorstellung zurück, dass Migration grundsätzlich als Ausnahme von der Regel des zur „Sesshaftigkeit“ neigenden modernen Menschen anzusehen sei. Es müssten demzufolge gute Gründe vorliegen, die Menschen dazu antrieben, ihre gewohnte Umgebung zu verlassen. Problematisch an der Vorstellung, dass es ökonomische Zwänge waren, die die Menschen zur Auswanderung veranlassten ist, dass Armut und Migration nur dann in eine kausale Verbindung gesetzt werden können, wenn man die hohen Abwanderungsraten für das gesamte Gebiet Galiziens oder der Bukowina als einheitlich annimmt. Im Detail zeigt sich, dass es in einer Region Orte mit starken Auswanderungsraten gab und Orte, die davon kaum betroffen waren. Untersuchungen zur bäuerlichen (polnischen, ruthenischen) Bevölkerung stützen sich vor allem auf drei Faktoren: das Ausmaß des jeweils zur Verfügung stehenden Landes (Landknappheit), das Bevölkerungswachstum und die Fruchtbarkeit des Bodens. Matthias Kaltenbrunner verweist darauf, dass diese Armutsindikatoren das Ausmaß der Auswanderung nur unvollständig zu erklären vermögen. So war etwa in Ostgalizien gerade in der Phase der stärksten Auswanderung ein Produktivitätsschub in der Landwirtschaft zu verzeichnen. Er konnte aufgrund zahlreicher Quellen die Dynamik der Auswanderung in einzelnen Orten genau nachzeichnen und kam zu dem Schluss, dass „das beschränkte Angebot an Agrarland zwar gewiss ein wichtiger, aber nicht der einzige Faktor für die Ausbreitung der Massenmigration“ sei. „Mindestens ebenso wichtig war das Entstehen einer dörflich-familiären ‚Kettenmigration‘, die sich nicht durch ökonomische Indikatoren erklären lässt“.⁷⁸ Damit lässt sich erklären, dass, wie Albert Lichtblau in der Einleitung zu Prive Friedjungs Erinnerungen schreibt, der Ort Żadowa selbst nicht in größerem Maß von Auswanderung betroffen war: „Laut Volkszählung 1910 wohnten 5.125 Menschen in Żadowa. Nur wenige in

77 Vgl. Tobias Brinkmann, Profit vs. Solidarität? Jacob Schiff, Albert Ballin und die jüdische Auswanderung aus Osteuropa 1890–1914. In: Zeitschrift für Weltgeschichte, 14. Jg., H. 1 (2013) 81–99, hier 84.

78 Kaltenbrunner 106.

Żadowa Heimatberechtigte waren damals „dauernd abwesend“, nämlich 166 Personen“.⁷⁹ Dass dieser Bezirk der Bukowina generell von geringer Auswanderung gekennzeichnet und die Bevölkerung „im Gegensatz zu anderen Regionen der Monarchie noch bodenständig war“,⁸⁰ ist allerdings eine grobe Verallgemeinerung. Im Gegensatz dazu verwies Matthias Kaltenbrunner auf die Migration in Orten im gesamten Norden der Bukowina, die mit jener im Südosten Galiziens in Verbindung stand (und demnach die Binnengrenze zwischen diesen habsburgischen Gebieten überschritt) und eine gemeinsame Abwanderungsregion von UkrainerInnen (Ruthenen) nach Kanada bildete.⁸¹ Auch die Auswanderung „jüdischer Bewohner/innen der Habsburgermonarchie [war] Teil einer allgemeinen großen transatlantischen Migration“ und unterschied sich „in ihren sozio-ökonomischen Charakteristiken oft nicht von jenen anderer“.⁸²

Die Intentionen der Auswandernden waren durchaus unterschiedlich. Vor allem am Ende des 19. Jahrhunderts war die Migration nach Übersee keine Einbahnstraße, durch die günstigere Schiffsverbindungen sanken die Preise für Überfahrten; Remigrationen aus den verschiedensten Gründen waren keine Seltenheit. Migrierten verheiratete Männer, so planten sie oft ihre Familien nachzuholen oder auch nach einigen Jahren zurückzukehren.⁸³ Diese Remigrationen fanden allerdings in den Daten der Volkszählungen, wie der von Lichtblau genannten von 1910, oft keinen Niederschlag, da die betroffenen Personen möglicherweise gerade in dieser Zeit anwesend waren, jedoch bereits Wanderungen hinter sich hatten oder diese planten. Kaltenbrunner operiert nicht mit einem statistischen Vergleich der Abwanderungszahlen, sondern mit Migrationsmustern, die sich auf Dynamiken in einzelnen Orten und dort entstandenen Migrationsketten zurückführen lassen.

Migrationsketten – Kettenmigration

Die Migrationsforschung der letzten Jahre hat klar herausgearbeitet, dass Migrationsmuster zu einem erheblichen Ausmaß auf persönlichen – verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen – Netzwerken beruhen. MigrantInnen steuerten nicht – ebensowenig wie heute – aufs Geratewohl ein unbestimmtes Ziel mit höchst vagen Vorstellungen von den dortigen Lebensbedingungen an. Eine große Zahl an Personen setzte sich erst in Bewegung, wenn die Bedingungen der Reise einfacher und die Erwartungen konkreter, kurz, wenn das Risiko der Reise und der Aufnahme in eine neue Gesellschaft geringer war als das Risiko im Herkunftsland zu bleiben.

79 Albert *Lichtblau*, Einleitung. In: *Prive Friedjung*, „Wir wollten nur das Paradies auf Erden“. Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Herausgegeben und bearbeitet von Albert Lichtblau und Sabine Jahn (Damit es nicht verlorengeht ... 31, Wien/Köln/Weimar 1995) 17–52, hier 25.

80 *Lichtblau* 25.

81 Vgl. *Kaltenbrunner* 105.

82 *Steidl*, „There are no cats in America ...“ 15.

83 *Steidl*, „There are no cats in America ...“ 28.

Mit dem von MacDonald und MacDonald eingeführten Begriff der Kettenmigration (chain migration) wurden die Strukturen von verwandtschaftlichen Netzwerken in der Migration untersucht.

„Nun stellten sich gerade die Netzwerke als grundlegende Verbindung zwischen dem Migranten selbst, der Mikroebene, und dem großen Kontext, der Makroebene, dar – man erkannte sie als den bis dahin fehlenden Meso-Link. Die lange gesuchte Verbindung zwischen strukturellen und individuellen Erklärungsansätzen schien gefunden [...]“⁸⁴

Am Beginn einer solchen Migrationskette stand sehr häufig nicht ein ganzer Familienverbund, der geschlossen auswanderte. Zunächst wanderten einzelne Personen, die als „Anlaufstelle“ für die Nachkommen dienten. Weitere Familienmitglieder wurden oftmals nachgeholt, wenn sich die Personen in der Lage sahen, ihre Familienmitglieder vor Ort zu unterstützen.

„Oftmals handelte es sich um Familien-, Geschwister- und sogar ‚Verwandtschafts‘-Wanderung. Allerdings war es selten, daß alle Personen sich gleichzeitig auf den Weg begaben. Normalerweise machte eine Person den Anfang, diente in dem neuen Ort als ‚Anlaufstelle‘ und holte die Geschwister, gelegentlich auch noch die alten Eltern hinterher.“⁸⁵

Ein wesentlicher Faktor in der Migrationsentscheidung waren auch Netzwerke in den Herkunftsländern, die aus bestimmten Gründen brüchig geworden waren, resp. deren Mitglieder nun die Freiheit zu gehen hatten. Für jüdische Menschen in Galizien spielten dabei die bis in familiäre Strukturen reichende religiöse Kultur im Shtetl eine große Rolle, die von der Erziehung der Kinder bereits ab dem Kleinkinderalter (Kinder nahmen ab dem dritten Lebensjahr an dem Cheder, geleitet von einem Melamed teil) bis zur Organisation des Alltags, der Feste usw. reichte.

Vor allem Untersuchungen zur transatlantischen Wanderung fokussierten zunehmend auf diese verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Netzwerke. So stellte sich etwa die Frage, ob der Atlantik eher „im Familienverband oder von einzelnen Individuen überquert wurde“⁸⁶. Die Schwierigkeiten einer systematischen Erfassung waren zunächst groß: Weder Namensgleichheit noch gleiche Herkunftsorte ließen ein zuverlässiges Sample an Personengruppen zu, das verwandtschaftliche Netzwerke genau abbildete. Untersuchungen der Ausgangsgesellschaften versuchten dagegen, Motive und Entscheidungskriterien in jenen Familien und verwandtschaftlichen Kreisen herauszuarbeiten, die dazu führten, dass einzelne Familienmitglieder

84 Felicitas Hillmann, Migration. Eine Einführung aus sozialgeographischer Perspektive (Sozialgeographie kompakt 4, Stuttgart 2016) 72.

85 Heidi Rosenbaum, Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung (Frankfurt am Main 1992) 142.

86 Annemarie Steidl, Verwandtschaft und Freundschaft als soziale Netzwerke transatlantischer MigrantInnen in der Spätphase der Habsburgermonarchie. In: Margareth Lanzinger, Edith Saurer (Hg.), Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetzwerke, Geschlecht und Recht (Göttingen 2007) 117–144, hier 118.

nach Übersee auswanderten, resp. welche Unterstützung MigrantInnen seitens ihrer Familie erhielten und welche Hoffnungen damit verbunden waren.⁸⁷ Adam Walaszek stellte fest, dass zwischen MigrantInnen und zurückbleibenden Familienmitgliedern auch weiterhin enge Bande bestanden, was sich an einem intensiven Briefverkehr gut erkennen lässt.⁸⁸ Weiters zu berücksichtigen ist, dass in vielen Fällen die Auswanderung auch kein endgültiger Abschied von der Ausgangsgesellschaft war, sondern auch die Rückwanderung (etwa nach einigen Jahren des Aufenthalts in den USA) in Betracht kam – vor allem gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als die Schiffsverbindungen bereits gut ausgebaut und die Reisekosten niedriger geworden waren.⁸⁹

Steidl aber auch Tamara K. Hareven übernehmen die von Leslie Page Moch u.a. bereits in den 1980er Jahren formulierte Kritik, dass es im Rahmen der Familienforschung zu einer Verengung des Blickwinkels auf die Kernfamilie gekommen war, die nur einen Teil der vielfältigen Netzwerke abbildeten, die MigrantInnen unterhielten. Diese überregionalen Verbände und Netzwerke wurden bereits im 19. Jahrhundert oft als negative Entwicklung im Vergleich zu „kleinfamiliären Sozialisationsmustern“ betrachtet und zumindest bis in die 1970er Jahre als „halb-offene Familie“ unter dem Aspekt der sozialen Verwahrlosung thematisiert.⁹⁰ Der Gedanke, dass verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Beziehungen in den „intimen“ Bereich der Familie eingedrungen seien, ließ diese als Merkmal sozialer Not und unfreiwilliger Auslagerung von Aufgaben der „Kernfamilie“ an Verwandte erscheinen. Einer ebenso unfreiwilligen Arbeitsmigration geschuldet, wurden sie als Teil der durch die Industrialisierung hervorgerufenen Verwerfungen angesehen. Erst eine Korrektur dieses Bildes ermöglichte den Blick auf größere Verwandtschaftskreise. Freundschaften und Bekanntschaften spielten eine nicht unbeträchtliche Rolle in der Entscheidungsfindung, der Finanzierung und anderer Hilfe bei der Reise und vor allem auch hinsichtlich der beruflichen und sozialen Anbindung an den Zielorten. MigrantInnen griffen bewusst auf bekanntschaftliche und verwandtschaftliche Netzwerke zurück. „Nicht nur das Vorhandensein sozialer Beziehungen am Wohnort, sondern auch die Unterstützung der Migrationspläne durch die Familie hat einen Einfluss auf die Migrationswahrscheinlichkeit.“⁹¹

Steidl arbeitet mit einem sehr großen Datensatz, den in Ellis Island gesammelten Passagierlisten von 1910, auf denen die US-amerikanischen Einwanderungsbehörden detaillierte Daten zu ankommenden Personen sammelten. Unter anderem konnten Beziehungen der Passagiere untereinander, zu Ausgangs- und Zielorten den Listen entnommen werden. Vollständig erfasst

87 Vgl. Steidl, Verwandtschaft und Freundschaft 118f.

88 Siehe Steidl, Verwandtschaft und Freundschaft 119f.

89 Vgl. Steidl, Verwandtschaft und Freundschaft 119.

90 Vgl. Ernst Hanisch, Arbeiterkindheit in Österreich vor dem Ersten Weltkrieg. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 7, H. 1 (1982) 109–147, hier 122.

91 Haug 39.

sind Daten zu etwa 24.000 Personen, von denen 7.521 Personen aus der Habsburgermonarchie stammten. Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich der Schwerpunkt der Auswanderung von den böhmischen Ländern weiter nach Osten verschoben. Am Beginn des 20. Jahrhunderts lag das Zentrum der Auswanderung in Galizien, Juden und Jüdinnen waren unter diesen eine besonders große Gruppe. Um die große Zahl an MigrantInnen einzuschränken, erließ die US-Regierung den „Foran Act“, in dem Einwanderern und Unternehmen untersagt wurde, bereits vor Antritt der Reise einen Arbeitsvertrag abzuschließen – eine Praxis, die bis dahin, in Anbetracht des großen Bedarfs an IndustriearbeiterInnen, geduldet worden war. Die wichtigste Auskunft für eine erfolgreiche Einreise wurde somit die Angabe zu einem Verwandten oder Bekannten, bei dem die Person Aufnahme (und finanzielle Absicherung) finden würde. Es ist bezeichnend, dass durch diese Maßnahme die große Zahl an Zuwanderern keineswegs abbrach oder sich auch nur signifikant verringerte. Wenn sich aus diesen Angaben nicht auf die tatsächliche „Aktivierung“ der Beziehung schließen lässt, zeigen die Angaben dennoch die bereits bestehenden Netzwerke auf. Die überwiegende Anzahl der Personen operierte sowohl im Zielort, als auch in den Ausgangsorten in gut etablierten Netzwerken, die die Migration in irgendeiner Weise unterstützten, vor allem Informationen über Arbeits- und Wohnmöglichkeiten bereithielten. Rückkehrende hatten nicht sämtliche Brücken in ihre Ausgangsorte abgebrochen, sondern fanden wiederum Aufnahme.

Funktionale Verwandtschaftsbeziehungen von MigrantInnen werden in Tamara K. Harevens Studie zu franko-kanadischen Wanderarbeitern in der Industriestadt Manchester (New Hampshire, im Nordosten der USA) besonders deutlich.⁹² Anhand außerordentlich reicher Quellen untersuchte sie die Rolle von Verwandten in der *Amoskeag Manufacturing Company*, einer Textilfabrik, zwischen 1880 und 1936. Das Unternehmen hatte selbst über einen gewissen Zeitraum den Zuzug der Verwandten seiner MitarbeiterInnen gefördert. Neben dem engen Zusammenhalt der Belegschaft entstand dadurch eine starke soziale Kontrolle der in den Betrieb eingeführten Neuankömmlinge durch ihre Verwandten. Ebenso wurde beispielsweise die Einarbeitungsphase häufig von Verwandten übernommen. Neben oder parallel zu kleineren familiären Strukturen, aber auch gänzlich unabhängig davon, existierten also verwandtschaftliche Netzwerke, die regionale Grenzen relativ mühelos überwandten und sogar weit über die Landesgrenzen hinweg funktionierten. Informationen über Stellen wurden übermittelt, ebenso bestand aber auch eine Rückkehrmöglichkeit und ein soziales „Back up“ für die ArbeiterInnen. Aus dieser Untersuchung geht klar hervor, dass Arbeitsmigration nicht als ein Weg etwa von ländlichen Gebieten in ein industrielles Zentrum angesehen werden kann, in dem sich Menschen nach einer mehr oder weniger langen Phase der Vereinzelung wiederum zu Familien

92 Hareven 88.

zusammen schlossen, wenn dies die Bedingungen erlaubten, sondern ein (saisonales) Hin- und Herwandern berücksichtigt werden muss.

Kaltenbrunner hält fest, dass die jüdischen Migrationspatterns andere als die der UkrainerInnen waren und sie auch je unterschiedlichen Migrationsrouten folgten.⁹³ Waren die UkraineInnen als Bauern auf die Netzwerke in ihrer Nachbarschaft angewiesen und hatten bis zum Beginn der massenhaften Migration nach Kanada kaum die Möglichkeit, ihren Ort zu verlassen (mit Ausnahme des Militärdienstes), so standen den jüdischen Shtetl-BewohnerInnen in Rusiv bereits davor andere Netzwerke zur Verfügung, da sie Kontakte etwa in die Bezirksstädte hatten. Sie lebten „abwechselnd im Dorf und in der Bezirksstadt Snjatyn, wo die jüdische Bevölkerung 36,5 Prozent ausmachte“.⁹⁴ Dabei handelte es sich um Personen oder Familien, die über ein gewisses Vermögen verfügten, „viele von ihnen besaßen wohl da wie dort ein Haus“.⁹⁵

In der Migration änderten sich nicht nur die Anforderungen an die Praxis des Zusammenlebens im Vergleich zur dörflichen/kleinstädtischen Gemeinschaft, auch Vermögenswerte wurden mobilisiert und anders eingesetzt, durch die Teilhabe von Verwandten oder auch Bekannten an diesem Vermögen – etwa durch Wohnraum, der zur Verfügung gestellt wurde, oder auch, wie Friedjung erwähnt, durch die Bezahlung der Schiffspassage nach Amerika – konnte sich das Verhältnis von Nähe und Distanz zu Verwandten stark verändern. Wenn eine Migrationskette, wie die in Rusiv, entstanden war, folgten nach und nach Dorfbewohner, die sich zunächst nach demselben Muster wie die ersten MigrantInnen in Kanada als „homesteaders“ ansiedelten, d.h. Land erwarben und dieses als Bauern bewirtschafteten. Diese Personen mussten aber über ein entsprechendes Startkapital verfügen, um nicht nur die Reisekosten, sondern auch die erste Zeit in der Zielregion zu finanzieren und um Land zu erwerben. Erst zu einem späteren Zeitpunkt folgten Personen, die sich ohne entsprechendes Kapital in Städten (etwa Winnipeg) niederließen. Als „wirklichen Wendepunkt“ bezeichnet Kaltenbrunner allerdings erst die darauffolgende Phase, in der nicht mehr ganze Familien, sondern einzelne Ehepartner migrierten.⁹⁶ Personen, die ohne oder nur mit geringem eigenen Vermögen reisten, waren auf Unterstützung bei der Reise und vor Ort angewiesen. Kaltenbrunner schildert den Fall von Damjan Lazarenko, dessen Schwägerinnen und Schwager sukzessive nach Kanada migriert waren, der aber selbst nur über sehr geringe Vermögenswerte (ein Stück Land, das sein Bruder ihm geschenkt hatte und das er verkaufen hatte können) besaß, weshalb er „in puncto Migration kaum Initiative zeigen konnte“.⁹⁷ Dabei riss nicht die Migrationskette, sondern das Migrationsmuster veränderte sich.

93 Vgl. Kaltenbrunner 116.

94 Kaltenbrunner 116.

95 Kaltenbrunner 116.

96 Vgl. Kaltenbrunner 109.

97 Kaltenbrunner 109.

Anders als die wohlhabenderen jüdischen EinwohnerInnen der Kleinstädte, die ihren Besitz für die Reise einsetzten und damit auch am Zielort (im Falle der von Kaltenbrunner untersuchten Bezirksstadt Snjatyn) agieren konnten, verhielt es sich mit jüdischen DorfbewohnerInnen. „Die Juden in den Dörfern, die meisten miteinander verwandt und verschwägert, wurden in der Regel erst einige Jahre später in diese kleinstädtischen Migrationsnetzwerke eingebunden.“⁹⁸

Vernetzte Migration – Familie und Verwandtschaft Prive Friedjungs

Aus einer einzigen Quelle, Friedjungs Lebenserinnerungen, lässt sich keine Migrationskette, wie sie Kaltenbrunner etwa anhand des ostgalizischen (heute ukrainischen) Ortes Rusiv nachweisen kann, rekonstruieren, zumindest aber gibt es Hinweise auf eine dementsprechende Dynamik. Berücksichtigt man neben der „großen“ Auswanderung nach Übersee auch kleinräumigere Migrationsrouten, so hat im Grunde die gesamte Familie Friedjungs Migrationserfahrungen, wenngleich diese im Fall ihrer Eltern durch die Bedrohung des Kriegs verursacht war und für ihre Eltern eine längerfristige Lebensperspektive in Kleinmünchen bei Linz nicht in Frage kam. Als erste der Familie verließ Friedjungs älteste Schwester Paje die Familie und zog zu ihrem Ehemann nach Itzkani in den Süden der Bukowina (heute Rumänien). Itzkani im Südosten der Bukowina lag in unmittelbarer Nähe zur Bezirkshauptstadt Suczawa (Suceava, heute in Rumänien), eine für die Bukowina mittelgroße Stadt mit einem hohen jüdischen Bevölkerungsanteil.⁹⁹ Friedjungs Schwester Minge (Minna) besuchte Paje und traf dort auf einen Verwandten von deren Mann, einen Zwölfjährigen, in den sich die junge Frau, deren vom Vater arrangierte Hochzeit unmittelbar bevorstand, verliebte. Diesen Verwandten traf sie später in Amerika wieder. Wir erfahren, dass zum einen die Familie in Itzkani eine finanzielle Absicherung für die älteste Tochter bieten konnte, dass zumindest ein Verwandter (der zur Zeit des Besuchs von Minge in Itzkani zwölf Jahre alt war) nach Amerika auswanderte und dort wieder auf Minge traf. Zwar erfahren wir nicht, ob Minge auch nach Itzkani oder in die Nähe verheiratet werden sollte, jedenfalls aber musste es wohl Verbindungen gegeben haben. Wir erfahren, dass auch Minge einen mutmaßlich wohlhabenden Mann heiraten sollte, der – aufgrund seines wirtschaftlichen Scheiterns, wie Friedjung betont – allein nach Amerika auswanderte, seine Frau mit dem zweijährigen Kind aber später nachholte.

Nach ihrer Scheidung wanderte Paje nach Wien aus. Die zweite Schwester Minge übersiedelte mit ihrem Mann an einen nicht genannten Ort. Beide Ehen waren vom Vater arrangiert worden. Wie oben bereits am Beispiel der nach Russland ausgewanderten Eltern von Elke Scha-

⁹⁸ Kaltenbrunner 117.

⁹⁹ 1901 wurden 6.787 jüdische BewohnerInnen gezählt, 1914 waren schätzungsweise 8000 Personen jüdisch. Siehe Lucian-Zeev *Herşcovici*, Suceava. In: YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe (21. Oktober 2010) (<http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Suceava>, abgerufen am 24.07.2019)

piro gezeigt, wurde etwa der Einflussbereich eines überregional bekannten Rabbis als ein kultureller Raum verstanden. Die Heirat zwischen Familien, die, oder zumindest deren Väter, Anhänger desselben „Rebben“ waren, verweist auf diesen selbst über Landesgrenzen reichenden, verbundenen Raum. Auch wenn Friedjung eher die finanzielle Versorgung ihrer Schwestern und die Schwierigkeit, eine große Mitgift für die Mädchen aufzubringen, als Motiv in den Mittelpunkt stellt, spielten diese religiösen Aspekte eine entsprechende Rolle.¹⁰⁰ Eine Veränderung dieses religiös-kulturellen Umfelds und auch eine persönliche Abwendung ihrer Schwester davon wurden von Friedjung als Bruch klassifiziert:

„Die Ehe blieb kinderlos. Nach siebzehn Jahren ist sie auf Wunsch meiner Schwester geschieden worden. Sie ist modern geworden, eine Sozialistin. Das war nach dem Weltkrieg. Sie lebte dann zusammen mit Scheindl [einer weiteren Schwester, Anm. RK] in Wien, wo beide als Heimarbeiterinnen arbeiteten.“¹⁰¹

Minge kehrte schwanger zu den Eltern zurück. Die Annahme, dass sie „in eine Goldgrube heiraten würde“, ¹⁰² habe sich als falsch erwiesen. Der Mann wanderte nach Amerika aus und holte zwei Jahre später seine Frau nach. Das persönliche Unglück ihrer Schwester, dass dieser Auswanderung ein finanzielles Scheitern und die Heimkehr Minges vorangegangen waren, und die weitere Erzählung über das tyrannische Verhalten ihres Mannes in Amerika („Sie soll von ihm in seinem nahezu religiösen Wahn brutal mißhandelt worden sein.“¹⁰³) wiegt in der Erzählung schwer. Doch auch, wenn es sich in diesem Fall um eine Flucht aus dem finanziellen Ruin, möglicherweise auch aus persönlicher Scham, handelte, entsprach das Vorgehen, dass zunächst ein Familienmitglied nach Übersee wanderte, dort versuchte seine Existenz zu stabilisieren und anschließend seine Familie nachholte, einem typischen Migrationsmuster.

Mojsche (Morris) folgte Minge nach Amerika. An dieser Stelle ist der im Text deutlichste und direkteste Verweis auf eine Migrationskette enthalten:

„Es war damals weit verbreitet, daß Verwandte, die schon in Amerika lebten, ihren Angehörigen eine Schiffskarte schickten – gegen die Verpflichtung, sie zurückzuzahlen. So zog einer den anderen nach. Zu Hause gab es ja nicht Arbeitsmöglichkeiten für alle.“¹⁰⁴

Eine weitere Schwester, Scheindl, lernte in Itzkani ihren Mann, einen Verwandten ihres Schwagers kennen, nachdem ihre Schwester Paje sie dorthin geholt hatte. Paje „ermöglichte ihr, den Beruf einer Modistin, einer Hutmacherin zu erlernen“¹⁰⁵ Moritz Rubel lebte mit Scheindl zu-

100 Vgl. *Friedjung* 83.

101 *Friedjung* 83.

102 *Friedjung* 84.

103 *Friedjung* 84.

104 *Friedjung* 87.

105 *Friedjung* 88.

mindest während des Ersten Weltkriegs in Wien und gelangte mit Kriegsgeschäften zu Wohlstand. Wir erfahren, dass es sich bei ihm um den damals Zwölfjährigen gehandelt hatte, in den sich die ältere Schwester Minge verliebt hatte.¹⁰⁶ Auch die Ehe dieser Schwester scheiterte, Rubel wanderte nach dem Scheitern seines Geschäftes nach Amerika aus. Scheindl heiratete erneut. In ihre Wiener Wohnung zog auch ihre Schwester Paje, nachdem sie sich von ihrem Mann in Itzkani hatte scheiden lassen. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Wien emigrierte Scheindl zunächst nach England, danach in die USA. Aus dem Text geht nicht hervor, in welchen Beziehungen sie dort mit ihren Verwandten stand. Zumindest ihr Bruder Morris war auf die Hilfe seitens der bereits migrierten Schwester und ihres Ehemannes angewiesen, da die Familie über kein entsprechendes Vermögen verfügte oder willens war, Besitz zu verkaufen, um ihm die Reise zu ermöglichen. Um in Amerika rascher die Staatsbürgerschaft zu erlangen, meldete sich Mojsche/Morris im Ersten Weltkrieg freiwillig zum Kriegsdienst. Er stand in brieflichem Kontakt zu seiner Familie in der Bukowina. Dabei beschönigte er seine Lebensverhältnisse nicht, sondern sandte offensichtlich realistische Schilderungen.¹⁰⁷ Er verfolgte wohl nicht das Interesse, weitere Familienmitglieder nachzuholen.

Scheindls erster Ehemann, ein Verwandter ihres Schwagers, wanderte schließlich auch nach Amerika aus, wo er auf Minge traf. Auch diese Auswanderung verbindet Friedjung in ihrer Erzählung mit dem finanziellen Scheitern: „Rubel war ein ziemlicher Aufschneider, ein Kriegsgewinnler aus dem Ersten Weltkrieg. Aber wie gewonnen, so zerronnen. Und was war der Ausweg? Man ging nach Amerika.“¹⁰⁸

Die Auswanderung nach Amerika ist bei Friedjung negativ besetzt und in Verbindung mit dem Scheitern der Existenz in der Bukowina. Da keine Schilderungen und Erfahrungen ihrer Geschwister zur Verfügung stehen, lässt sich darüber keine vergleichende Aussage treffen. Dennoch gibt es Anzeichen dafür, dass es sich um ein typisches Migrationsmuster handelte. Dass jüdische Menschen aus den Dörfern (Shtetln) erst nach und nach in die Migrationsnetzwerke nach Übersee eintraten, bestätigte sich in der Familie Friedjungs, ebenso, dass sich das Migrationsmuster veränderte, da keine großen Vermögen zur Verfügung standen und auch kein Landbesitz, der veräußert werden konnte und insofern andere Möglichkeiten genutzt wurden. Die spätere Abbezahlung einer Schiffspassage oder der Dienst in der US-Armee, um die amerikanische Staatsbürgerschaft zu erlangen, zeigen dies deutlich. Vor allem aber stand eine Auswanderung der Eltern, die in der jüdischen Gemeinde fest verankert waren und auch kein Interesse hatten, dieses Leben zu ändern, nie in Frage. Prive Friedjung selbst, die bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr bei den Eltern blieb, mochte vielleicht zunächst auch deren Perspek-

106 Vgl. *Friedjung* 88.

107 *Friedjung* 87.

108 *Friedjung* 88.

tive übernommen haben. Sicher war durch die arrangierten Ehen ihrer Schwestern Paje und Minge eine transatlantische Migration nicht vorgesehen. Die etwas bruchstückhafte Erzählung von diesem Migrationszusammenhang, die sich oftmals in Andeutungen erschöpft, mag auch der Tatsache geschuldet sein, dass der Abstand zu ihren älteren Geschwistern (sie war ja die Zwölftgeborene) relativ groß war. Zudem wurde sie auch von ihrem Vater nicht mehr in eine arrangierte Ehe gedrängt, resp. war der Druck viel schwächer geworden. Wenn es engere Beziehungen auch ihrer Eltern nach Itzkani gab, so dürften diese später, als sie selbst in einem Alter war, in denen sie diese bewusst erlebt hätte, wohl nicht mehr vorhanden oder abgekühlt sein. Die Familie des Vaters ist in ihrer Schilderung insgesamt weniger präsent als die Großeltern mütterlicherseits, die sie selbst gut gekannt hat. Der Vater ihres Vaters hatte mehrmals geheiratet und migrierte schließlich nach „Eretz Israel, um dort in heiliger Erde begraben zu werden“.¹⁰⁹ Weiter entfernte Verwandte betrachtete Friedjung mit Distanz, möglicherweise derselben Distanz, die sie auch bei ihren Eltern wahrnahm, die in ihrer Wahrnehmung ein abgeschottetes Dasein führten.

„Es gab viele, viele Kinder [des Großvaters väterlicherseits, Anm. RK], aber zu denen hatten wir – Onkel Mechel ausgenommen, der ja der richtige Bruder meines Vaters war – keinen Kontakt. Den Enkel dieses Onkels habe ich in Amerika [Friedjung besuchte Amerika nach dem Zweiten Weltkrieg, Anm. RK] kennengelernt. Der wurde bei uns sozusagen als Verwandter gezählt.“¹¹⁰

Inwiefern Friedjungs Verwandte in Amerika in Kontakt miteinander standen, einander unterstützten, bleibt unbeantwortet. Keinesfalls kann aber in dieser Familienkonstellation pauschal darauf geschlossen werden, dass in den Generationen vor Prive und ihren Geschwistern Migration keine Rolle spielte, wie der Fall des noch im Alter ausgewanderten Großvaters zeigt. Mehr oder weniger mobile Verwandte, einige, die zu Wohlstand gelangt waren, einige, die nach Wien ausgewandert waren (wie die Rathsprechers), sowohl Angehörige der Arbeiterschicht als auch wohlhabendere Verwandte lebten in Czernowitz.

Friedjungs Bruder Mechel wanderte noch vor dem Ersten Weltkrieg nach Wien aus. Er baute erfolgreich einen Handel mit Konfektionskleidung auf, die er von mehreren Gruppen von HeimarbeiterInnen herstellen ließ. Auch Friedjung und ihre beiden Schwestern Paje und Scheindl arbeiteten später für ihren Bruder. Das Verhältnis der ebenfalls in Wien lebenden Schwestern zu diesem Bruder war distanziert.

Es waren Friedjungs Eltern, die Migration für sich selbst offenbar ablehnten. Zusammen mit ihren Eltern und ihrer Schwester Sure musste Prive Friedjung zwischen 1916 und 1918 von Żadowa, das zum Frontgebiet im Ersten Weltkrieg wurde, nach Kleinmünchen, einem Vorort

109 *Friedjung* 73.

110 *Friedjung* 73.

von Linz (seit 1923 eingemeindet) fliehen. Während des Aufenthalts in Kleinmünchen machten ihre Eltern auf die Erzählerin einen unglücklichen Eindruck und fühlten sich deplatziert. Friedjung berichtete auch von dem Schmerz ihrer Mutter, als ein Kind nach dem anderen auswanderte.¹¹¹ Diese emotionale Reaktion sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Migration rundum ein übliches Phänomen war. Nähe oder Distanz zu der weiten Verwandtschaft lässt sich auf Phasen zurückführen, die von intensiver Migration geprägt waren oder in denen Migration zumindest für einen bestimmten Zeitraum und eine bestimmte Personengruppe keine Rolle spielte. Friedjung selbst konnte die Auswanderung ihrer Geschwister beobachten und miterleben, für sie selbst spielte dies bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr keine Rolle, mit Ausnahme der zwei Jahre in Kleinmünchen.

In der Erzählung Friedjungs finden sich deutliche Hinweise auf eine Reihe einander teils überlappender Migrationen, die offenbar auch in Żadowa typische Erfahrungen, bereits bekannte Migrationsmuster, zugrunde liegen hatten. Die Unterscheidung von Hödl in etappenweise, oft planlose verlaufende Wanderungen nach Wien und der deutlich besser organisierten Überseemigration bestätigt sich im Falle der Familie Prive Friedjungs in keiner Weise. Hödl konstatiert, dass auch der Grad verwandtschaftlicher Hilfe und Vernetzung im Falle der transatlantischen Migration deutlich stärker ausgeprägt war.¹¹² Auch dies traf für Friedjungs Familie nicht zu. Bei näheren oder mittleren Distanzen war die verwandtschaftliche Unterstützung stark ausgeprägt und auch noch Teil eines älteren Migrationsraumes, in dem bereits die Generation ihrer Eltern und Großeltern Migrationserfahrungen besaßen.

Exkurs: Deportation und Vernichtung

Friedjungs Herkunftsregion liegt in den von Timothy Snyder als „Bloodlands“ bezeichneten Region. Sure und David waren die einzigen Geschwister, die ihr Leben in Żadowa verbringen wollten und ihre beruflichen Existenzen dort aufgebaut hatten. Beide wurden 1941 von rumänischen Behörden deportiert. Sure starb gleich zu Beginn dieser Deportation. Von ihrer Familie überlebte nur ein Kind, Goldie, das „Getto“ in der Ukraine. Ihr Bruder David und seine Familie kamen in demselben Lager in Transnistrien ums Leben. In einer weitgefassten Definition von Migration werden auch Deportationen, als zwangsweise Umsiedlungen, in den Begriff aufgenommen.¹¹³ Auch wenn dies im Sinne der Veränderungen im Zuge von Migrationen ein ver-

111 *Friedjung* 80.

112 Darauf baut Hödl einen Teil seiner Argumentation in seinem Buch „Als Bettler in die Leopoldsstadt“ auf. Vgl. Klaus Hödl 130.

113 Vgl. *Lucassen, Lucassen* 18f. So wird etwa problematisiert, dass Zwangsarbeit in Gulags nicht als „System der Arbeitskräftemigration“ angesehen wird. Anlass für die Kritik ist die Dichotomie von Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit, die dahinter liegt. Dabei seien, so die Autoren, die Grenzen fließend, da freiwillige Migration durch Bedingungen hervorgerufen sein konnte, die die Menschen nicht freiwillig hervorgerufen hatten. Ebenso gibt es zahlreiche Beispiele, in denen freiwillige Migration zu Arbeitsbedingungen führte,

ständlicher Ansatz ist, möchte ich in diesen beiden Fällen davon Abstand nehmen. Die Deportationen der beiden Familien fanden nicht unter dem – nationalistischen – Gesichtspunkt eines „Bevölkerungsaustauschs“ statt, der immerhin noch eine Wiederansiedlung in einer anderen Region zum Ziel gehabt haben könnte, sondern müssen als Teil der faschistischen/nationalsozialistischen Vernichtungspolitik angesprochen werden.

Die Sowjetunion besetzte auf Basis des geheimen Zusatzes zum Vertrag mit dem nationalsozialistischen Deutschland („Hitler-Stalin-Pakt“) 1940 den nördlichen Teil der Bukowina. Nach dem Muster der „Säuberungsaktionen“ der 1930er Jahre gingen die Behörden gegen die politische und intellektuelle Elite des Landes vor.¹¹⁴ „Diejenigen, die das vorangegangene Regime unterstützt hatten oder von denen wegen ihres Reichtums mit Ablehnung gerechnet wurde, deportierte der Sicherheitsapparat gnadenlos nach Sibirien. Unter den Deportierten waren auch alle fast alle Führer des Jüdischen Arbeiterbundes und der zionistischen Organisationen samt ihren Familienmitgliedern.“¹¹⁵

Friedjung berichtet über ihren Bruder David, dass dieser während der sowjetischen Herrschaft besonders geschätzt und gefördert worden sei. Der ältere seiner beiden Söhne war bereits Lehrer und der jüngere sei „wegen seiner Begabung von den sowjetischen Behörden [...] besonders gefördert“ worden. Dies mag in seinem Fall zutreffen, verschweigt aber die massive Verfolgung, der politische DissidentInnen jeder Herkunft, insbesondere aber UkrainerInnen (Ruthenen) und auch die jüdische Bevölkerung während der sowjetischen Herrschaft ausgesetzt waren. Verfolgung und auch Vernichtungspolitiken der beiden Regimes unterschieden sich in vielerlei Hinsicht und sind schwer vergleichbar. Dass die Region aber von den 1930er Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in eine Kette von ethnisch motivierter Verfolgung bis hin zum geplanten Genozid betroffen war, steht heute außer Zweifel.

die als unfrei oder sogar sklavenähnlich betrachtet werden müssten.

114 Vgl. dazu Timothy *Snyder*, *Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin* (München 2010³). Die von Timothy Snyder untersuchten Nationalitätenaktionen richteten sich hauptsächlich gegen Polen und wurden offiziell mit der Vernichtung einer angeblichen „Polnischen Militärorganisation“ begründet. Dieser aus einer großangelegten Verschwörungstheorie gewonnene Vorwand führte zu einer beispiellosen Vernichtungsaktion, die Snyder klar als ethnischen Massenmord anspricht (vgl. *Snyder* 107f.). Stalin und der Geheimdienst NKWD bedienten sich dabei zu Beginn jüdischer Funktionsträger, diese wurden am Ende dieser Phase des Massenmords, 1938, selbst zu Opfern der Aktion. (Vgl. *Snyder* 125) Letztlich wurden auch im NKWD russische Funktionäre eingesetzt. Diese Politik betrieben die Behörden auch, wie von Hausleitner dargestellt, in der 1940 besetzten Bukowina. Es waren nicht nur Anhänger der vorhergehenden Regimes und deren politische Funktionäre, die gezielt ausgeschaltet wurden, deportiert wurden Angehörige auch der jüdischen Minderheit, die unter den Generalverdacht der Illoyalität kamen. Auch die Funktionsträger der Mordaktionen des NKWD waren nicht davor geschützt. Siehe auch Mariana *Hausleitner*, *Bukowina*. In: Wolfgang *Benz* et al. (Hg.), *Handbuch des Antisemitismus (Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart 1, München 2008) 60–63*, hier 63: „Nach einem sowjetischen Ultimatum räumten die rumänische Verwaltung und die Armee die Nord-Bukowina Ende Juni 1940. Der sowjetische Sicherheitsdienst deportierte etwa 10.000 Juden, darunter politisch Missliebige (Zionisten, Sozialdemokraten) sowie jüdische Kleinhändler und Gutsbesitzer samt ihren Familien nach Sibirien. Viele starben dort an Hunger und Erschöpfung.“

115 Mariana *Hausleitner*, *Von der Diskriminierung zur Vertreibung. Nichtrumänen in der Bukowina zwischen 1918 und 1944*. In: Cécile *Cordon*, Helmut *Kusdat* (Hg.), *An der Zeiten Ränder. Czernowitz und die Bukowina. Geschichte. Literatur. Verfolgung. Exil* (Wien 2002) 103–114, hier 110.

Friedjungs Schwester Sure stand ihrer Schwester nicht nur altersmäßig am nächsten und hatte lange Jahre mit ihr zusammen im Elternhaus gelebt. Sie blieb wie ihr Bruder David auch nach ihrer Heirat in Żadowa und lebte mit ihrem Mann und ihrer Familie im Elternhaus. „Die ganze Familie wurde zusammen mit anderen Juden des Ortes über den Dnjestr in ein Getto in die Ukraine vertrieben. Aber Sure kam nicht mehr dorthin. Mit dem Jüngsten im Arm wurde sie bei der Überquerung des Dnejr in den Fluten ertränkt. Man soll Steine nach ihr geworfen haben.“¹¹⁶ Bei diesen Deportationen über den Dnejr handelte es sich um eine Aktion seitens des faschistischen rumänischen Regimes unter Ion Antonescu.

Rumänien hatte nach dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie die Bukowina anektiert. Seit den 1920er war unter der rumänischen, nationalliberalen Regierung in der Bukowina unter nationalistischen Aspekten eine „Rumänisierung“ vorgenommen worden, die sich in erster Linie gegen UkrainerInnen, deren politische Vertretung und sämtliche Kultur- und Bildungseinrichtungen gewandt hatte.¹¹⁷ Der Umgang der rumänischen Behörden mit politischen Dissidenten, UkrainerInnen (Ruthenen) und der jüdischen Bevölkerung ganz allgemein nach dem Ersten Weltkrieg bestand in Restriktionen, die auch Friedjung dazu bewogen, ihren Schwestern nach Wien zu folgen.

1941 eroberte die rumänische Armee als Verbündeter Deutschlands im Zuge des Angriffs auf die Sowjetunion diesen Teil des Landes zurück. Die Aktionen gegen nationale Minderheiten in den 1920er und 1930er Jahren hatten vor allem auf die wirtschaftliche und kulturelle Marginalisierung der UkrainerInnen aber auch der jüdischen Bevölkerung abgezielt, nun führte der faschistische Diktator Ion Antonescu diese Politik in ein Mordprogramm über. 1941 kam es zu großangelegten Deportationen über den Dnjestr in ein Gebiet in der Ukraine, das Deutschland an Rumänien abgetreten hatte, es aber selbst als Aufmarschgebiet verwendete. In Transnistrien wurden provisorische Lager errichtet. Dabei waren tausende Tote zu verzeichnen. Diese Deportationen waren Teil eines Vernichtungsprogramms, dem laut Snyder insgesamt rund 300.000 jüdische Menschen zum Opfer fielen.¹¹⁸ Als die ersten Transporte über den Dnjestr stattfanden, wurden die anwesenden deutschen Truppen davon überrascht und sperrten die Zugänge, da sie die unter den entkräfteten Deportierten ausgebrochenen Seuchen fürchteten. Dabei kam es zu genau diesen chaotischen Situationen, die auch Prive Friedjung in ihrem Text über ihre Schwester Sure anspricht.

1942 beendete Ion Antonescu dieses Programm, da er in Folge des Kriegsverlaufs nach strategischen Alternativen suchte und sich einen Verhandlungsspielraum mit den Alliierten offenhalten wollte.¹¹⁹

116 *Friedjung* 89.

117 Vgl. *Hausleitner*, Von der Diskriminierung zur Vertreibung 104f.

118 Vgl. *Snyder* 228.

119 Vgl. *Snyder* 228f.

Die furchtbare Geschichte dieser beiden Geschwister lässt sich nicht unmittelbar in den Migrationszusammenhang der Familie einordnen. Friedjung selbst war von den Repressalien der rumänischen Behörden in den 1920er Jahren betroffen und migrierte nicht zuletzt deshalb nach Wien. Als der politische Druck für sie als Kommunistin auch dort immer größer wurde und sie ihre Arbeit und Unterkunft verloren hatte, wanderte sie 1934 in die Sowjetunion aus. Unter schrecklichen Bedingungen in Sibirien verstarben ihr Mann und ihre Schwiegermutter, sie überlebte zusammen mit ihrem Sohn. Als sie 1947 nach Wien zurückkehrte, traf sie dort keine Verwandten mehr. Ihre Schwester Scheindl war mit ihrer Familie nach Amerika entkommen, ihre Schwester Paje und ihr Bruder Michel und seine Familie waren in Auschwitz ermordet worden. Auch in Żadowa gab es keine Verwandten und Bekannten mehr. Die wenigen Überlebenden der Mordprogramme waren nach Israel ausgewandert.

Die Flucht aus Galizien bei Elke Schapiro, Manès Sperber und Minna Lachs

Einen Tag, nachdem russische Truppen die Grenze zu Galizien überschritten hatten – und zwar genau am Donnerstag, dem 23. August 1914 –, gab Chaje Sobel ihre siebzehnjährige Tochter Elke einer Nachbarin mit, die mit ihren drei Töchtern und einer Schwiegertochter auf einem Pferdewagen zunächst in das 50 Kilometer von Tarnopol gelegene Podwołoczyska (heute Pidwolotschysk in der Westukraine) an der russischen Grenze fuhr. Ihre Eltern und ihre Schwestern reisten an diesem Tag nicht ab, da ihr Vater am Freitag, dem Beginn des Sabbats, nicht reisen wollte. Die weitere Reise führte über mehr als 200 Kilometer in die Stadt Drohobycz (heute Drohobytsch in der ukrainischen Oblast Lwiw). Dort sollten auch ihre Eltern dazustoßen, doch blieben diese in dem bereits von der russischen Armee besetzten Tarnopol. Von Drohobytsch ging es mit der Bahn in das Königreich Ungarn und nach einigen Wochen weiter nach Wien. Die Reiseroute – zunächst nach Osten, dann zurück nach Westgalizien, anschließend weiter nach Ungarn – war dem Kriegsverlauf und den unzureichenden Informationen geschuldet, die der Bevölkerung zur Verfügung standen. Von dem Hin- und Herreisen der Familie aufgrund einer falschen Einschätzung des Kriegsgebietes berichtet auch Manès Sperber.¹²⁰ Die Eltern von Minna Lachs beschlossen zwar gleich eine Reise nach Wien anzutreten. Die Umstände der wochenlangen Fahrt – ebenso auf einem Pferdewagen – waren allerdings genauso wenig geplant wie ein dauerhafter Aufenthalt in Wien.

120 Vgl. *Sperber*, 158–160.

Elke Schapiros Reisegruppe steuerte jeweils Orte an, in denen es große jüdische Gemeinden gab, in der Grenzstadt Podwołoczyska ebenso wie in der „Petroleumstadt“ Drohobycz. Podwołoczyska war Schapiro bekannt, da sie dort mit ihrer Mutter eine Cousine besucht hatte. Auch die galizische Erdölregion war ihr ein Begriff, da jüdische Männer dort Arbeit fanden, „eine sehr schwere Arbeit. Aber natürlich, wenn man in der Verzweiflung ist, spielt das keine Rolle“.¹²¹ Auch in Ungarn, vermutet Schapiro, wurde die Unterkunft für den mehrwöchigen Aufenthalt von der Kultusgemeinde bezahlt.

Besonders eindringlich zeigt sich das funktionierende Netzwerk jüdischer Gemeinden in Manès Sperbers Darstellung der Reise mit vorübergehenden Unterkünften und Stationen. Er war mit seiner Familie, ebenso wie Schapiro und auch Minna Lachs, auf einem Pferdewagen unterwegs. Geplant war eine Bahnreise, die aber aus logistischen Gründen und im Chaos der überhasteten Abreisen jeweils erst zu einem späteren Zeitpunkt möglich war (bei Lachs und Sperber aus der Bukowina, bei Schapiro aus dem Westen Galiziens). Auf dem Weg nach Kutý (in der heutigen Ukraine) an der Grenze zur Bukowina war eine Bergstraße zu überwinden.

„Vor uns erhob sich der Weg in mehreren Serpentin, deren Ränder man so genau bestimmen konnte, weil winzige Feuer sie beleuchteten, deren Schein im leichten Winde hin- und herflackerte. Jeder verstand, daß es sich um die Sabbathkerzen handelte, die jüdische Frauen von altersher jeden Freitag unter Segenssprüchen anzünden.

[...] Gegen Mitternacht erreichten wir den Ort, der die Endstation einer Bahnlinie war. Obwohl sein Haus von Flüchtlingen überfüllt war, nahm unser Gastfreund uns auf, als hätte er sein Leben lang unseren Besuch erwartet.“¹²²

Die Familie gelangte an den (namentlich nicht genannten) Wohnort eines Onkels, blieb dort zwei Monate und kehrte danach wieder nach Zablotow zurück, um dann, erneut von den Kampfhandlungen überrascht, zum vierten Mal zu flüchten, diesmal endgültig nach Wien.

Minna Lachs flüchtete mit ihrer Familie aus Trembowla am Beginn des Ersten Weltkriegs überhastet und anders als geplant. In der Beschreibung der Reisestationen, die zur Übernachtung, zum Austausch der Pferde oder beim Überschreiten von Verwaltungsgrenzen angesteuert wurden, wird die Überwältigung des Mädchen durch die vielen fremde Eindrücke deutlich, die sich der Einordnung des Kindes entzogen: „Alles scheint so ungewöhnlich, faszinierend und erschreckend zugleich. Ich reibe mir die Augen. Alles ist so anders, als ich es in Erinnerung habe, nur Onkel und Tante haben sich nicht verändert. Sie sprechen mit Onkel Meyer und Papa.“¹²³

An der ungarischen Grenze gelang es der Familie einen Passierschein zu erhalten. Dieser ermöglichte ihr eine individuelle Weiterreise abseits der Steuerung durch die österreichische

121 Krag 51.

122 Sperber 159f.

123 Lachs 32.

(Militär-)Verwaltung. Die Familie war, ebenso wie zahlreiche andere, die an der ungarischen Grenze warteten, gut darüber informiert, dass die eilends errichteten Flüchtlingslager völlig überfüllt waren, die Versorgung der Menschen mit Nahrungsmitteln und Gütern des täglichen Bedarfs höchst mangelhaft war, Seuchen und Epidemien auszubrechen drohten und die hygienischen Zustände katastrophal waren.¹²⁴ Dementsprechend versuchten viele Menschen andere Ziele zu erreichen. Dies waren große Städte, vor allem Wien.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Reisen der Flüchtenden in allen dargestellten Fällen anders als geplant, teils chaotisch verliefen und die Personen auch wiederholt gefährdet waren. Ebenso zeigte sich aber in allen Fällen, dass die Bewegungen bestimmten Mustern folgten. Station wurde bei Verwandten gemacht oder in jüdischen Gemeinden, wo sich die Familien zeitweilige Unterkunft erwarten konnten. Auch wenn es sich in allen Fällen um Erinnerungen an die eigene Kindheit oder Jugend handelt, ist auch in diesen Darstellungen ein Beziehungsnetzwerk klar auszumachen.

Nähe und Distanz

Durch Migration werden Vorstellungen von Familie und Verwandtschaft in Frage gestellt, die im Alltagsverständnis Nähe und Distanz zwischen dem Grad der Verwandtschaft zum Ausdruck bringen. Gemeint sind etwa Formulierungen wie „im engsten Kreis der Familie“, oder „entfernt verwandt“, im „erweiterten Kreis der Familie“ usw. Beziehungen zwischen jüdischen Menschen aus dem Shtetl zu Verwandten in der Stadt waren dabei besonders augenfällig und auch hinsichtlich der Migrationsmuster besonders interessant. Kaltenbrunner vergleicht Migrationsmuster ruthenischer (ukranischer) Bauern mit denen der jüdischen Shtetl-BewohnerInnen.

„[...] so konnten die Juden auf andere Netzwerke zurückgreifen, nämlich auf ihre Verbindungen mit den nahen Kleinstädten, die viel stärker jüdisch geprägt waren als die Dörfer. So lebten etwa zahlreiche Juden, die in Rusiv Grund und Boden besaßen, abwechselnd im Dorf und in der Bezirksstadt Snjatyn, wo die jüdische Bevölkerung 36,5 Prozent ausmachte; viele von ihnen besaßen wohl da wie dort ein Haus.“¹²⁵

Die Situation der Familie Prive Friedjungs ist damit gut vergleichbar. Zwar lag das Shtetl in Żadowa in der Bukowina, grenzte aber unmittelbar an den Bezirk Snjatyn. Der nördliche Teil der Bukowina bildete zusammen mit dem südöstlichen Teil Galiziens eine Abwanderungsre-

124 Die Ängste der Menschen vor den mehr oder weniger provisorisch eingerichteten Lagern waren begründet. Vgl. Barbara *Staudinger*, „Juden auf Wanderschaft“. Galizische Kriegsflüchtlinge in Wien. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), *Forschungen zu Vertreibung und Holocaust* (Jahrbuch 2018, Wien 2018) 197–209, hier 203.

125 *Kaltenbrunner* 116.

gion, aus der zahlreiche ukrainische Bauern nach Kanada auswanderten.¹²⁶ Auch die Situation mit städtischen Verwandten ähnelte offenbar der von Kaltenbrunner beschriebenen:

„Unsere Familie war von beiden Elternteilen her so groß, daß es immer und überall irgendwelche Verwandte gegeben hat, Onkel und Tanten und Cousins. Es gab einige, die wohlhabend waren, sowohl in Czernowitz als auch in Wien. Aber viel Kontakt zu ihnen gab es nicht, allein deswegen, weil sie Angst vor möglichen finanziellen Belastungen hatten. Es war aber allerdings auch so, daß diese weit weniger fromm waren als die Juden im Shtetl. Allein deswegen, weil sie an Samstagen und jüdischen Feiertagen ihre Geschäfte offenhalten mußten. Also gab es von beiden Seiten Hemmnisse für intensive Kontakte.“¹²⁷

Die Distanz überwog sichtlich die Möglichkeiten der Kooperation zwischen den Verwandten, die für das Zustandekommen eines Migrationspatterns, den Kaltenbrunner ausführt, sehr wesentlich war. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass Friedjungs Erinnerungen von dem Eindruck einer religiösen, abgeschlossenen Welt geprägt sind, die in starkem Kontrast zu ihrem späteren Erwachsenenleben und auch dem ihrer Schwestern in Wien stand. Im Weiteren waren für sie die Betonung der Armut ihrer eigenen Familie auch in ihrem späteren Leben von großer Bedeutung. Immer wieder reflektiert sie im Text den Kontrast zwischen dem armen Teil der Familie und jenem Teil, der in relativem Wohlstand lebte, wie etwa ihr Bruder in Wien, der es mit seinem Konfektionswarenhandel zu beachtlichem Reichtum gebracht hatte. Dies sind letztlich ihre eigenen Migrationserfahrungen, in denen sie nicht auf ein wie von Kaltenbrunner für die in die USA auswandernden Juden beschriebenes Migrationsmuster zurückgriff oder zurückgreifen konnte. Die Situation ihrer älteren Geschwister, vor allem die ihres Bruders Mechel in Wien, aber auch jene der nach Amerika ausgewanderten Geschwister mochte durchaus anders sein, wie Friedjung selbst vermutet:

„Nachdem er sich die Fahrtkosten zusammengeschnorrt hatte, war er auf einmal verschwunden. Man wußte einige Zeit überhaupt nichts von ihm. Er war weder in der Lehre noch zu Hause. Dann erst bekamen wir einen Brief aus Wien. Das war noch vor dem Weltkrieg. In Wien hatten wir aber Verwandte. [...]

Mit der Familie des Bruders meiner Mutter in Wien, den Rathsprechers, gab es allerdings irgendeine Art Kontakt. Ich nehme an, daß man Bruder zuerst einmal dort Quartier genommen hat, wie er nach Wien gekommen ist. Irgendwo eine Ecke zum Ausschlafen wird er gefunden haben.“¹²⁸

Es mischen sich Friedjungs eigene Erfahrungen mit den Erinnerungen aus ihrer Kindheit, in denen für sie, als jüngste von acht Geschwistern, vor allem die Perspektive und Meinungen ihrer Eltern und das ihr zugängliche unmittelbare Umfeld des Shtetls prägend waren.

126 Siehe Kaltenbrunner 105.

127 Friedjung 86.

128 Friedjung 86.

Nähe und Distanz zeichnete das Verhältnis zwischen Verwandten und Bekannten im Shtetl aus, deren Zweck- und Arbeitsgemeinschaften ebenso wie die gemeinsamen Vorschriften für den Alltag und die Feiertage eine stets geübte Praxis waren. Verwandte ebenso wie Bekannte wurden entweder in diesen Kreis einbezogen oder blieben in einer deutlich wahrnehmbaren Distanz. Die besondere Situation im Shtetl in der Bukowina und in Galizien zeichnete sich einerseits durch die räumliche Nähe zur ruthenischen Dorfgemeinschaft aus. In wirtschaftlicher Hinsicht waren beide Gruppen eng miteinander vernetzt. Andererseits werden in zahlreichen Texten vor allem die Abgrenzung von einander und kulturelle Unterschiede betont, die auch zur Quelle von Resentiments werden konnten. Ein Beispiel, das dafür typisch ist und Eingang in zahlreiche (mehr oder weniger gut gemeinte) Anekdoten gefunden hat, ist das des jüdischen Schankwirts. Der historische Hintergrund bestand in der vielfach geübten Praxis adeliger Grundherren, Monopole (Propinationen) an Juden zu verpachten, darunter fiel auch die Verpachtung der Produktion und des Ausschanks von Alkohol. Wiewohl Kaltenbrunner sich auf Galizien bezieht, war dies auch eine in der Bukowina geübte Praxis.¹²⁹ Ebenso wie in Galizien polemisierten radikale Nationalisten in der Bukowina später dagegen, da sie in den jüdischen Schenken eine Gefährdung der Volksgesundheit sahen, sie unterstellten den Juden „die Bauern zu verderben und an deren Elend zu verdienen“.¹³⁰ Eine solche Schenke beschreibt auch Friedjung, an diesem Beispiel verdeutlicht sie die Distinktion zwischen Ruthenen (UkrainerInnen) und jüdischen BewohnerInnen.

„Im Ort gab es natürlich auch eine Schenke. Eine jüdische Familie, die Schauers, waren die Inhaber. Die Juden selbst sind nicht zum Trinken in die Schenke gekommen. Dort hat man gekauft, was man zu Hause brauchte. Die meisten Besucher waren die Bauern. Ob es damals Alkoholprobleme gegeben hat? Wenn einer unter den Juden gesoffen hat, war es eine schlimme Angelegenheit. Das war sehr verpönt. Wahrscheinlich hat es in Zadowa einen Schiker, einen Säufer, gegeben, aber wer das war, das weiß ich nicht mehr. Sicher hat es solche Leute gegeben, aber sehr wenige. Zumindest hat man's nach Möglichkeit zugedeckt.“¹³¹

Schankwirte, aber auch die Pächter von Mühlen zählt Kaltenbrunner zu den komplementären Wirtschaftssparten, die ruthenische Bauern mit den jüdischen Shtetl-Bewohnern verbanden. Friedjung nennt als „einzige Beziehung, die wir zu den Ruthenen hatten“, ¹³² kleine Geschäfte (Verkauf von Milch und Federn). War das Leben der Familie von Friedjung mehr verbunden mit bäuerlicher Produktion auf kleinstem Niveau, so beschreibt Schapiro das Verhältnis zwischen Bäuerinnen vom Land und den in der Stadt Tarnopol lebenden jüdischen Menschen.

129 Vgl. dazu H.F. van Drunen, „A sanguine bunch“. Regional identification in Habsburg Bukovina, 1774–1919 (Amsterdam 2013) 45 u. 46.

130 Kaltenbrunner 111.

131 Friedjung 69.

132 Friedjung 68.

„Am Mittwoch oder Donnerstag war da ein Markt, da sind sie gekommen die Bäuerinnen. [...] A Hendl haben sie gehabt, was sie verkauft haben, das war das einzige. Davon mußten sie leben die restliche Woche. Haben sie verkauft ihre Ware, haben sie sich vielleicht in der Stadt was gekauft, was weiß ich, a Schürze vielleicht? Sind sie einkaufen gegangen, was sie gebraucht haben: Bänder, Knöpfe, Vorhänge. [...] Meine Schwester hat geholfen im Geschäft, wenn Markttag war, und ich hab manchmal aufgepaßt. Die Juden waren selten vom Land. Nur die Bäuerinnen sind vom Land gekommen, die Juden haben meistens in der Stadt gewohnt.“¹³³

Anders gestaltet waren die Beziehungen bei wohlhabenden Familien, wie der von Minna Lachs, die oft ruthenische Hausangestellte hatten. Hier bestand die Distinktion zur ruthenischen Bevölkerung vor allem in der unterschiedlichen Schichtzugehörigkeit. In diesem Fall war auch die Religion ein Distinktionsmerkmal, das aber nicht durch eine Vielzahl von rituellen Einschränkungen geprägt war, da diese in ihrer Familie keine vergleichbare Relevanz besaßen. Über die Großelterngeneration waren der religiöse Ritus und die vielen Vorschriften für den Alltag in Manès Sperbers Familie in Galizien, die auch zu den wohlhabenderen zählt, deutlich präsenter.

„Die einzige Polin, die bei uns in Dienst ist – die anderen Mädchen sind Rutheninnen aus den Dörfern, die das jüdische Städtchen umschließen – Jelena führt mich, nachdem wir über den Zaun geklettert sind, ins Haus der Polen. Es soll ein Geheimnis zwischen uns beiden bleiben, hat sie mir eingeschärft, die Eltern brauchen nichts davon zu wissen.“¹³⁴

Das Geheimnis betraf eine polnische „Freundin“ des Jungen, die miteinander nur ein Wort, *Zielony*, teilten und daraus ein Spiel mit dem Zaun zwischen ihnen beiden gemacht hatten. „Kein ausdrückliches Verbot hinderte die Kinder daran, einander zu treffen, dennoch glaubten sie, ihre nicht allzu häufigen Begegnungen am hintern Zaun geheimhalten zu müssen.“¹³⁵ Im Haus der Polen lag das tote Mädchen aufgebahrt. Als die Erwachsenen dem Jungen deuteten, sich wie sie vor dem Kreuz hinzuknieen und zu beten, ergriff er die Flucht.

Wenn auch die Grenzen für Minna Lachs und Manès Sperber nicht so deutlich sichtbar gewesen waren, wie für Prive Friedjung, so gab es doch eine Trennung der Lebenssphären, die bei Minna Lachs auch noch anhielt, nachdem die Familie mit dem ukrainischen Kindermädchen Pawlina nach Wien migriert war. Die Volksschülerin Minna begleitete Pawlina an den Sonntagen „zur griechisch-orthodoxen Kirche auf dem Fleischmarkt, wo der Pope ruthenisch predigte. Während der Messe mußte ich spaziergehen, auch als es Spätherbst wurde, dann Winter, und empfindlich kalt war. [...] Also fror ich immer in den Zehen in meinem dünnen Schuhwerk. Doch ich verstand sehr wohl, daß Pawlina wenigstens am Sonntag ihren Popen und ihre Lands-

133 Krag 50f.

134 Sperber 20.

135 Sperber 20.

leute treffen wollte.“¹³⁶ Der Grund dafür, dass das Kind mitgenommen wurde, lag darin, dass Pawlina als Analphabetin die Straßenbahnbezeichnungen nicht kannte und daher nicht wusste, welche sie zu nehmen hatte.

Diese Grenzen bestanden allerdings nicht nur zwischen Juden und Ruthenen, resp. zwischen bäuerlichen und bürgerlichen Lebenssphären. Als die Familie von Minna Lachs auf der Flucht aus Galizien sehr müde in Ungarn ankam, erwartete man eine gute Aufnahme:

„Wir würden in eine kleine Stadt fahren, in der es viele Juden und kaum Flüchtlinge gebe und wo man uns gastfreundlich empfangen würde. Doch als wir in das Städtchen einfuhren, begegnete man uns mit feindseligen Blicken, weil wir die Heiligkeit des Sabbat entweiheten: der Abendstern war noch lange nicht aufgegangen und wir kamen am ‚Schabbes‘ angefahren.“¹³⁷

Es waren ungarische Bauern, die der Familie halfen, sie mit Essen versorgten. „Sie sahen zu uns herüber und machten uns Zeichen, zu ihnen zu kommen. Pawlina hatte als erste begriffen, daß es eine Einladung war.“¹³⁸ Bis zum Abend lagerte die Familie neben dem Feld, auf dem die Bauern arbeiteten, am Abend brachten diese die Familie zurück in das Shtetl.

„Gut gelaunt fuhren wird im ‚Städtel‘ ein. Wir konnten uns vor Überraschung nicht fassen, als unser Wagen von bärtigen freundlichen Männern und mitleidigen Frauen umringt wurde, die sich gegenseitig streitig machten, bei wem wir wohnen sollten. Waren das noch dieselben Menschen, die uns so feindselig begegnet waren?“¹³⁹

Auch die Familie von Manès Sperber gelangte auf der Flucht nach Ungarn und wurde in einem Grenzort von einem Onkel, einem Bruder des Vaters, aufgenommen, der dort das Rabbinat übernommen hatte.

„Der Rabbiner zog – vielleicht geschah es schon in der Nacht unserer Ankunft – meinen vierzehnjährigen Bruder und mich ins Gespräch, sobald wir mit ihm allein geblieben waren. Statt uns sein Mitgefühl auszudrücken, benutzte er die Abwesenheit meines Vaters, um uns Vorwürfe zu machen, die in Wirklichkeit ihm galten. Er erklärte unsere Lage, den Verlust der Heimat, die lange, schwierige Flucht und sogar den Unfall, unter dessen Wirkung wir noch standen, – all das, erklärte der Rabbi, wäre Gottes gerechte Strafe für unsere Sünden. Er spielte insbesondere darauf an, daß mein Bruder, der das polnische Gymnasium besuchte, dort jedes Mal den Sabbath entweihete, wenn er an diesem Tage schrieb, und daß er so das ganze Judentum verriet. Das Unheil ergab sich auch daraus, daß unser Vater selbst und seine Kinder keine Schläfenlocken trugen und wahrscheinlich recht oft sogar zu beten vergaßen.“¹⁴⁰

136 *Lachs* 77f.

137 *Lachs* 38.

138 *Lachs* 39.

139 *Lachs* 39.

140 *Sperber* 165.

Wenn auch die Familien, wie Friedjung schreibt, weit verteilt waren und „es immer und überall irgendwelche Verwandte gegeben hat“,¹⁴¹ so ist bei Beziehungsnetzwerken zu berücksichtigen, dass gegenseitige Unterstützung auch die Zugehörigkeit zu einer kulturellen, religiösen Gemeinschaft bedingte oder zumindest erleichterte oder erschwerte. Die Hilfe des Onkels von Sperber war wohl auf die unmittelbare Abwendung der Not der Familie beschränkt, aufgrund seiner Aussagen ist es unwahrscheinlich, dass er in einer anderen Migrationssituation, die nicht durch die Flucht aus dem Kriegsgebiet verursacht war, Unterstützung angeboten hätte. Auch Friedjung konstatiert, dass es zu den Verwandten in den Städten (Czernowitz und Wien) nur wenig Kontakt gegeben hätte, „allein deswegen, weil sie Angst vor materiellen Belastungen hatten. Es war allerdings auch so, daß diese weit weniger fromm waren als die Juden im Schtehtl“.¹⁴²

Prive Friedjungs Bruder Mechel (Michel) verstand sich offenbar nicht als Teil eines migrantisches Netzwerks, er stand zu seinen nachgekommenen Geschwistern in einem distanzierten Verhältnis. Er selbst war „noch vor dem Weltkrieg“¹⁴³ nach Wien ausgewandert. Friedjung vermutet, dass er zunächst bei Wiener Verwandten untergekommen war. Zusammen mit seiner Frau baute er eine Konfektionsschneiderei auf. Seine Frau schnitt die Kleider zu, die Fertigung vergab er in Heimarbeit. Das Geschäft war erfolgreich. Nach dem Weltkrieg kamen auch die Schwestern Paje und Scheindl nach Wien und waren als Heimarbeiterinnen für den Bruder tätig. 1924 folgte Prive, die mit ihren Schwestern und der Familie von Scheindl (ihrem Mann und zwei Kindern) zusammenlebte. Seine Schwestern unterstützte Mechel insofern, als er ihnen Arbeit gab, Friedjung betont jedoch, dass das Verhältnis distanziert war. Über die genaue politische Einstellung, soziale Beziehungen und Haltungen des Bruders und seiner Familie erfahren wir nur sehr wenig. Die Geschwister bekamen Aufträge von ihm, waren aber nicht die einzige Gruppe von Heimarbeiterinnen, die für ihn arbeiteten. Friedjung hält fest, dass er seine Geschwister nicht besser bezahlte und ihnen auch keine andere Hilfe zukommen ließ. Seine Schwestern und Scheindls zweiter Mann waren in der sozialdemokratischen Partei engagiert, Prive in der kommunistischen. Es war nicht ungewöhnlich, dass jüdische BürgerInnen dieses politische Engagement ablehnten, ebenso, wie sie auch nicht in (persönliche) Verbindung mit dem Elend vieler Menschen aus Galizien gebracht werden wollten. Viele befürchteten eine neuerliche Destabilisierung ihrer sozialen Stellung. Integration in das gesellschaftliche Leben verband in bürgerlicher Manier politische Anteilnahme mit der Stellung der Familie und den entsprechenden Beziehungen. Sie führten ihre eigene Integrität auf ihre Stellung innerhalb der konstitutionellen Monarchie, als StaatsbürgerInnen zurück und verstanden auch das Erstarken einer explizit jüdischen Position als Angriff auf diese Integration. Typisch dafür ist nicht nur

141 *Friedjung* 86.

142 *Friedjung* 86.

143 *Friedjung* 86.

das Verhalten der „assimilierten“ jüdischen Kreise in Wien, sondern auch in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina. Als die zionistische Bewegung 1909 die Gelegenheit einer Wahlrechtsreform nutzen wollte, um in der Bukowina einen eigenen jüdischen Wahlkataster einzuführen, war das Entsetzen in bürgerlichen jüdischen Kreise in Czernowitz groß:

„Letztere fürchteten nicht nur, dass die Anerkennung eines eigenen jüdischen Volksstammes die mit dem Staatsgrundgesetz errungene staatsbürgerliche Gleichberechtigung wieder gefährden könnte, sondern dass damit auch den Bestrebungen der Antisemiten, Assimilation und Integration rückgängig zu machen, Tür und Tor geöffnet werden könnte.“¹⁴⁴

Dieses Verhalten trat auch innerhalb einer Generation auf, darin war möglicherweise die Distanz begründet, die der Bruder mit seiner Familie zu seinen drei Schwestern hielt. Unter der Oberfläche eines reinen Klassenunterschiedes, den Friedjung an verschiedenen Stellen des Textes festhält, lässt sich noch eine andere Beziehungsebene zwischen den Geschwistern ausmachen.

„Unser Verhältnis zum Bruder hingegen war eher ein distanziertes. Ab und zu mal hat man sich besucht, aber eher selten. Die Fremde war eigentlich die Schwägerin. Sie war ein Fremdkörper. Der Bruder war ja doch aus unserem Haus, ein Teil unserer armen Familie. Mein Verhältnis zum Bruder war mehr ein klassenmäßiges. Er war der Unternehmer, der wie ein anderer vielleicht ein Gansl zu Weihnachten geschenkt hat. Er hat dazugeschaut, daß wir Arbeit kriegen. Aber als er dann, als das Geschäft größer geworden ist, eine Hilfskraft gesucht hat und ihm meine Schwester sagte, er solle doch mich nehmen, meinte er, eine Kommunistin nehme er sich nicht ins Haus. Da war nichts zu wollen. Er war dann schrecklich glücklich, als ich weggefahren bin. Er hat mich mit Pullovern, Kleidern und allem ausstaffiert, nur, damit ich eine Entlastung für ihn werde.“¹⁴⁵

Es handelt sich um keine ganz leicht zu durchschauende Passage. Das schwierige Verhältnis zwischen dem Geschäftsmann und seinen mittellosen, dabei auch noch politisch engagierten Schwestern zeigte sich darin, dass die Autorin gleichsam mehrere Ansätze unternimmt, es zu charakterisieren. Ein traditionell „patriarchales“ Verhältnis mit dem älteren Bruder als Versorger seiner Schwestern kollidierte dabei mit seiner Position als Unternehmer. Auf die Bezeichnung der Schwägerin als „Fremdkörper“, um den Bruder doch wieder in „unsere arme Familie“ einzureihen, folgt die widersprüchliche Bemerkung, dass das Verhältnis zu ihm „ein klassenmäßiges“ gewesen sei. Die nüchterne Einschätzung als „Unternehmer“ andererseits kollidiert mit der spürbaren Bitterkeit darüber, dass der eigene Bruder seine Schwestern kaum anders als die übrigen Heimarbeiterinnen behandelte und eine dringend benötigte Anstellung mit dem Verweis auf „eine Kommunistin“ abschmettete. Eine auf den ersten Blick klare Rollenver-

144 Hannelore Burger, *Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart* (Studien zu Politik und Verwaltung 108, Wien 2014) 126.

145 Friedjung 151.

teilung zeigt sich als offenbar unklares Verhältnis. Eine weitere Passage unterstreicht diese Ambivalenz:

„Aber ich bin auch von der Arbeit weggelaufen, wenn eine politische Veranstaltung war. So streng war es bei uns nicht. Es war ja ein Familienbetrieb. Der Bruder hat sich nicht eingemischt. Bei ihm hat man die Arbeit geholt und sie ihm termingerecht geliefert. Der Bruder lebte im 9. Bezirk, und wir waren im 14.“¹⁴⁶

Meint der Begriff „Familienunternehmen“ nur die Zusammenarbeit der drei Schwestern als Arbeitsgemeinschaft oder das Unternehmen des Bruders, für das sie arbeiteten? Was genau unterscheidet dieses von jeder anderen Konfektionsschneiderei mit Heimarbeiterinnen? Termine wurden sämtlich eingehalten, die Bezahlung war minimal. Der Vorteil, auch untertags Zeit für politische Tätigkeiten zu haben, betraf nur die Aufteilung der Arbeit unter den Schwestern. Ob zumindest für eine Schwester besser bezahlte Arbeit möglich gewesen wäre, ist eine etwas spekulative Frage. Dass aber zwischen Schwestern und Bruder ein Abhängigkeitsverhältnis bestanden hat, welches über die rein formale Beziehung des Arbeitgebers hinaus bestanden haben könnte, erscheint wahrscheinlich.

Ein Vergleich zwischen den beiden Fällen lässt den Schluss zu, dass Elke Schapiro und Friedjungs Bruder Michel sich nicht als Teil eines Migrationsnetzwerks verstanden. Bereits angesprochen wurde die Einstellung von Politik und Teilen der Bevölkerung gegenüber den ehemaligen Geflüchteten aus Galizien (und der Bukowina).

146 *Friedjung* 174.

Geflüchtete aus Galizien und der Bukowina im Ersten Weltkrieg

Am Beginn des Ersten Weltkriegs stand eine große Offensive der russischen Armee in Galizien und der angrenzenden Bukowina. Die galizische Hauptstadt Lemberg (heute Lwiw in der Ukraine) wurde schon im September 1914 von russischen Truppen besetzt. In der Strategie der Österreicher waren Teile von Galizien und der Bukowina als Aufmarschgebiet vorgesehen gewesen und eine Evakuierung der Bevölkerung bereits geplant. Allerdings kam die russische Offensive überraschend schnell, die anlaufende Evakuierung gestaltete sich chaotisch. Jüdische Menschen hatten große Angst vor russischen Soldaten, besonders vor der Eliteeinheit der Kosaken. Die Verwüstungen in vielen Shtetln und die gut dokumentierten Misshandlungen der zurückgebliebenen Bevölkerung zeigten, dass diese Ängste nicht unbegründet waren. Die überstürzt organisierte Massenflucht führte zunächst häufig in weiter westlich gelegene Gebiete, schließlich über Ungarn mit der Eisenbahn nach Wien. In allen drei Lebenserinnerungen, die ich für diese Arbeit verwende, nimmt die Beschreibung der Flucht am Beginn des Ersten Weltkriegs – von Prive Friedjung und Elke Schapira als Jugendliche, von Minna Lachs als Vorschulkind erlebt – einen prominenten Platz ein. Darin werden auch die von den österreichischen Behörden errichteten Flüchtlingslager erwähnt. Die Menschen hatten detaillierte Informationen über deren chaotische Organisation und katastrophale sanitäre Bedingungen.¹⁴⁷ Daher versuchte etwa die Familie von Minna Lachs, der organisierten Evakuierung zu entgehen und über Ungarn nach Wien zu reisen.

Im Frühjahr 1915 befanden sich ca. 200.000 Flüchtlinge in Wien. Für weitere Zuwanderung war die Stadt, ebenso wie andere österreichische Städte, mittlerweile gesperrt worden.¹⁴⁸ Die Zahl der Flüchtlinge nahm im Lauf des Jahres wieder stark ab, da viele Menschen in die von österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräften zurückeroberten Gebiete zurückkehrten. Unter einer geschätzten Zahl von 137.000 Flüchtlingen wurden 82.200 staatlich unterstützt, 93,8% dieser Personen waren jüdisch.¹⁴⁹ Dies war zugleich der Höhepunkt der Flüchtlingsbewegung. Im weiteren Kriegsverlauf nahm die Zahl signifikant ab, unterbrochen von kurzen Phasen 1916 und 1917, in denen nach neuerlichen Gebietsverlusten an die russische Armee Flüchtlinge nach Wien kamen. Zunächst wurden die Flüchtlinge vom Staat und der Stadt Wien

147 Vgl. dazu: Marsha L. *Rozenblit*, Der Habsburg-Patriotismus der Juden. In: Helmut *Rumpler* (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918 XI/1/2* (Wien 2016) 887–917, hier 901.

148 Vgl. *Staudinger*, „Juden auf Wanderschaft“ 204.

149 Vgl. Albert *Lichtblau*, Zufluchtsort Wien: jüdische Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina. In: *Weltuntergang. Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg*. Herausgegeben von Marcus G. Patka im Auftrag des Jüdischen Museums Wien (Wien 2014) 134–142, hier 138.

unterstützt.¹⁵⁰ Daneben existierten eine Reihe privater Initiativen, wie das Hilfswerk von Anitta Müller-Cohen, die zunächst in der Wöchnerinnen-Pflege gearbeitet hatte und ein umfangreiches Hilfsprogramm von der Säuglingsfürsorge bis zum Kinderhort „Praterspatzen“ betrieb. Dies erleichterte die prekäre Lage sehr vieler Geflüchteter. Die staatliche Fürsorge blieb deutlich unter dem errechneten Existenzminimum, wie Hoffmann-Holter detailliert ausführt. Dies betraf sowohl finanzielle Zuschüsse für Wohnung und Quartier als auch Zuteilungen von Nahrungsmitteln und Kohle.¹⁵¹

Unter dem Dach der „Zentralstelle der Fürsorge für Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina“ (später: Zentralstelle der Fürsorge für Kriegsflüchtlinge) und seinem Leiter Rudolf Schwarz-Hiller sollten die Auszahlung der Unterstützungszahlungen, ärztliche Behandlung, Wohnungsbeschaffung und viele Sozialleistungen besser koordiniert und auch private Einrichtungen eingebunden werden. Der chronische Geldmangel überforderte dieses System allerdings ebenso wie das Ausmaß an Bürokratie. So mussten Leistungen für eine große Anzahl an Personen bis ins kleinste Detail an das Innenministerium berichtet werden. Durch diese bürokratischen Durchläufe und durch eine gezielte propagandistische Darstellungen der Wohlfahrt wurden die völlig unzureichenden Ergebnisse falsch dargestellt. Die katastrophale Versorgungssituation und Desorganisation sowohl in der Stadt Wien nach der Evakuierungsaktion in Galizien und der Bukowina als auch in den dafür errichteten Lagern wurde durch „Erfolgsberichte“ lange Zeit kaschiert.

„Die Tabuisierung von Mängeln und Mißständen in der Flüchtlingsfürsorge war zum Nachteil der Betroffenen viel zu lange aufrechterhalten worden. Die Phase des Vertuschens war nach der Wiedereinberufung des Reichsrates endgültig vorüber, und damit ließ sich auch die Fiktion von einem funktionsfähigen Versorgungswesen nicht wieder aufbauen.“¹⁵²

1915 eroberte die österreichisch-ungarische Armee mit der Unterstützung durch deutsche Truppen große Teile Galiziens und der Bukowina zurück. Ein Repatriierungserlass des Innenministeriums setzte die Rückreise sehr vieler Geflüchteter in jene Gebiete in Gang, die von den Behörden zur Wiederbesiedlung freigegeben waren. Der Druck vor allem auch der Wiener Stadtgemeinde, die Flüchtlinge möglichst rasch zurückzutransportieren, war aufgrund der desaströsen Versorgungsprobleme groß.¹⁵³ Es zeigte sich sowohl in Wien als auch in den notdürftig eingerichteten Flüchtlingslagern, dass das Interesse zurückzukehren auch seitens der Geflüchteten bestand.¹⁵⁴ Bereits im November 1915, drei Monate nach dem Erlass, als große

150 Vgl. dazu *Lichtblau*, Zufluchtsort Wien 139.

151 Vgl. Beatrix *Hoffmann-Holter*, „Abreisendmachung“. Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914 bis 1923 (Wien/Köln/Weimar 1995) 48f.

152 *Hoffmann-Holter* 52.

153 Vgl. *Hoffmann-Holter* 54f.

154 Vgl. *Hoffmann-Holter* 55f.

Gebiete zur Wiederbesiedlung freigegeben worden waren, „standen insgesamt nur mehr rund 300.000 Flüchtlinge in staatlicher Unterstützung. Schätzungsweise 250.000 Personen waren bereits in den Nordosten der Monarchie zurückgekehrt“.¹⁵⁵ Dabei wurde kaum Rücksicht auf die Situation in den durch den Krieg verwüsteten Gebieten genommen. Manfred Rauchensteiner nennt 70.000 Quadratkilometer Land, das in Folge der zweimal durchziehenden Front verwüstet worden war.¹⁵⁶ Die Gebiete, aus denen Menschen 1914 (und zum zweiten Mal 1916) überstürzt und kaum geplant flüchten mussten, waren in besonderem Ausmaß davon betroffen. Friedjung, Lachs, Schapiro und auch Manès Sperber berichten aus dem Osten Galiziens und der nördlichen Bukowina, sowohl über die erste Kriegsfront 1914 als auch (Friedjung und Sperber) über die zweite 1916. Desinformation und das dadurch verursachte Chaos in der Fluchtbewegung wiederholten sich 1916.

Weder im Text von Minna Lachs noch bei Elke Schapiro, die beide bereits 1914 nach Wien gekommen waren, findet sich ein Hinweis auf diese Repatriierungsaktion. Beide erwähnen in ihren Erinnerungen aber auch nicht die Unterstützungsgelder, die an Geflüchtete ausgezahlt wurden. Minna Lachs' Vater war in dieser Zeit für die „Zentralstelle der Fürsorge für Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina“ tätig und hatte sicherlich detaillierte Kenntnisse über diese Vorgänge. Allerdings waren weder seine Familie noch Elke Schapiro in dieser Zeit auf die Unterstützungsleistungen angewiesen. Die Repatriierungsaktion richtete sich vor allem an jene Personen, die eine solche Unterstützung bezogen. Wenn diese auch, wie oben beschrieben, kaum für das Allernötigste reichte, war die Gesamtsumme aufgrund der hohen Anzahl an Geflüchteten eine große Belastung für den Staatshaushalt im Krieg. Die Repatriierungsaktion sollte daher vor allem die Kosten senken. Der Erlass offerierte den Geflüchteten den kostenfreien Transport, Verpflegung unterwegs und die Weiterzahlung der Unterstützung binnen vier Wochen nach der Ankunft. Dafür sollten sie innerhalb von drei Wochen nach der Verlautbarung des Erlasses zurückkehren. Andernfalls sollte die Unterstützung sofort eingestellt werden.¹⁵⁷ Bei den Betroffenen handelte es sich um viele weitgehend mittellose Personen. Die galizische Statthalterei protestierte gegen eine (zunächst als zwangsweise Bestimmung vorgesehene) Repatriierung dieser mittellosen Geflüchteten, da die zur Wiederansiedlung vorgesehenen Gebiete durch die Kampfhandlungen verwüstet und unbewohnbar geworden waren. Die erste strikte Einteilung von potentiellen Zielgebieten in weniger bis stark betroffene Gebiete und Sperrgebiete wurde rasch durchlässig, mit dem Ergebnis, dass zahlreiche Personen in einer überstürzten Aktion in verwüstete Gebiete zurückkehrten und dort weder ihre Häuser, noch brauchbare Er-

¹⁵⁵ Hoffmann-Holter 56.

¹⁵⁶ Vgl. Manfred Rauchensteiner, Josef Broukal, Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie. In aller Kürze (Wien/Köln/Weimar 2015) 195f.

¹⁵⁷ Vgl. Hoffmann-Holter 54.

satzquartiere vorfanden. Über den Transport selbst wurde hingegen genau Buch geführt, sodass, nach Ethnien unterteilt, genaue Zahlen der Zurückgekehrten vorliegen. Personen, die nicht von der Unterstützung für Geflüchtete abhingen, die nicht zurückkehrten und ihren Aufenthalt in Wien selbst finanzierten, wurden dagegen gar nicht erfasst.¹⁵⁸ Am dringendsten erschien die Reduktion der Kosten für die Unterstützungsleistungen.

Minna Lachs' Vater konnte den Aufenthalt in Wien zunächst durch eigene Mittel, später durch Erwerbsarbeit finanzieren. Erst als er zur Armee eingezogen wurde und die Familie von dem geringen Sold leben musste, geriet sie in große finanzielle Schwierigkeiten.

Elke Schapiro war zunächst in einem notdürftigen Quartier (zusammen mit den beiden Lehrerinnen und deren Mutter, mit denen sie nach Wien gereist war) untergekommen, bald darauf hatte sie durch die Vermittlung einer Verwandten Arbeit in einem Unternehmen gefunden, das Handschuhe für die Armee herstellte, danach war sie einige Zeit bei dem „Tschuschtschatener Rebber“ in Diensten. Da sie durch dieses Netzwerk mit dem Notwendigsten versorgt war und auch – anders als sehr viele Geflüchtete – bald Arbeit gefunden hatte, war eine Basis für ein stabiles Auskommen gelegt. Eine Rückkehr nach Tarnopol, in dem ihre Eltern und ihre Schwester lebten, kam für sie nicht in Frage, resp. war dies kein Thema in ihren Erinnerungen.

Prive Friedjung kam erst 1924 nach Wien. Sie war vom Beginn bis zum Ende ihres Aufenthaltes in Wien 1934 mit den Folgen der Stigmatisierung der „Ostjuden“ konfrontiert und war wohl nicht zuletzt deshalb in das in den 1920er Jahren eingeführte Sozialsystem in keiner Weise integriert. Auch unter SozialdemokratInnen fühlte sie eine deutliche Distanzierung zu Menschen von den „balkanischen Gegenden“.

158 Vgl. *Hoffmann-Holter* 58.

Anknüpfungspunkte und Vernetzung am Zielort

Verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Beziehungen gaben MigrantInnen in unbekannten, fremden Räumen Anschluss und strukturierten soziale Beziehungen. Dabei ging es um Fragen der Stabilität oder Fragilität, der Verlässlichkeit oder Unzuverlässigkeit eines sozialen Netzwerks. Sylvia Hahn stellt ihrer Zusammenfassung der praktischen Funktion verwandtschaftlicher und bekanntschaftlicher Netzwerke am Zielort eine differenzierte Analyse von Großstadtimpressionen voran, die an jeweils unterschiedliche Großstadtdiskurse anschließen, in denen Stadt als „Moloch“ oder auch als Ort von „Wohlstand, Glanz und Prunk“ repräsentiert ist.¹⁵⁹ In den Erinnerungen an die ersten Eindrücke von der Stadt finden sich bei Minna Lachs und Manès Sperber beide Vorstellungen nahe beieinander. Sie wechseln einander ab. Minna Lachs schildert die ersten Erinnerungen an Wien in einem Kapitel, das sie mit „Eine Tür geht auf“ überschreibt. In einem einzigen Absatz wechseln sich Schrecken und Bezauberung durch die Großstadt ab – jeweils verbunden mit der Erinnerung an ein konkretes Ereignis oder eine bestimmte Beobachtung:

„Ich kam auf der Fahrt [in einem Fiaker vom Nordbahnhof, RK] aus dem Schauen nicht heraus. Die großen Häuser, die vielen Menschen, die Tramways, auf denen es klingelte und trompetete und pff. Die vielen Wagen, die vorbeifuhren, und die Autos, tutende, nie gesehene Ungetüme. Der Lärm betäubte mich. Die Gaslaternen, die alle gleichzeitig hell aufleuchteten, bezauberten mich. Ich war ganz benommen.“¹⁶⁰

Unmittelbar darauf wiederholt sich die Information, dass der Onkel die Familie zum ersten Hotel begleitet hatte, nachdem alle gemeinsam „im Haus von Tante Vicia Nachtmahl gegessen hatten“. Analog zu den starken Bildern von Betäubung und Bezauberung durch die Großstadt tritt in der Passage *davor* – zur Ankunft in Wien auf dem Nordbahnhof, als das Mädchen zum ersten Mal auf die ihr unbekannten Wiener Verwandten trifft –, die Frage nach Fremdheit oder Zugehörigkeit in den Vordergrund:

„Es gab Tränen, Umarmungen und Küsse. Wie hielten uns abseits. Ich merkte nur, daß ein großer Junge mit einer langen Nase zu uns herüberschielte und dann etwas zu seiner Mutter sagte. Sie kam auf uns zu, und auf einmal waren auch wir mitten drin in dem Willkommens-Trubel. [...] Ich fühlte sofort, daß wir eigentlich in diesen engen Kreis gar nicht gehörten, und ich blickte auf meine Eltern, um zu sehen, ob sie sich auch so überflüssig vorkamen wie ich.“¹⁶¹

159 Vgl. Sylvia Hahn, Sehnsucht nach der Ferne: Selbstzeugnisse von ArbeitsmigrantInnen in Wien im 19. Jahrhundert. In: Christiane Harzig (Hg.), Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika (Göttingen 2006) 23–41, hier 31.

160 Lachs 45.

161 Lachs 45.

Auf einer emotionalen Ebene zeigt sich in dieser Passage, wie wichtig Anknüpfungspunkte in der ungewohnten Umgebung waren und in dem ambivalenten Bild von der Stadt, zwischen *Be-täubung* und *Bezauberung*, dass dies auch in der Wahrnehmung der Umgebung eine Rolle spielte. Die Kontaktsuche in der Öffentlichkeit, oder – buchstäblich – das Öffnen der Wohnungstür für Bekannte zeigt den Stellenwert auch auch für die Erwachsenen.

„Es gab Tausende von Flüchtlingen in der unmittelbaren Nachbarschaft, deren Lage der unseren recht ähnlich war. [...]“

Wie im Städtel stand die Tür bei uns immer offen, zu jeder Stunde gingen die Besucher ein und aus, selten kamen wir vor Mitternacht ins Bett. Die Kohle reichte gerade für die Beheizung eines einzigen Raumes, des kleinsten, des Kabinetts. Die Überfüllung dieses schmalen Halbzimmers tat der Geselligkeit keinen Abbruch. [...]

Die Eltern und ihre Besucher mochten sich leicht einbilden, daß sich einerseits für sie nichts geändert hätte und daß andererseits dieser Zustand nicht dauern konnte.“¹⁶²

Der Kontakt mit Bekannten und Verwandten war zugleich ein Erweitern als auch ein Gestalten des zugänglichen Raums. Es handelt sich um ein Vertrautmachen des Raumes oder mit dem Raum. Dies mag in einem gewissen Widerspruch zu Vorstellungen vom vertrauten, abgeschlossenen, familiären Raums stehen, der das Idealbild der (bürgerlichen) Kleinfamilie auszeichnet(e). An dieser Stelle lässt sich auch an die rezente Forschung zum Begriff des Hauses anschließen.¹⁶³ Vor allem mikrohistorische Untersuchungen, zum Beispiel von Giovanni Levi zu italienischen Haushalten in der frühen Neuzeit bringen Haushalte in Zusammenhang mit größeren sozialen Gemeinschaften und zeigten, „dass Haushalte miteinander kooperierten und in lokale bzw. verwandtschaftliche Netzwerke eingebettet waren“.¹⁶⁴ Dies hinterfragte zum einen Vorstellungen von dem bis in das neunzehnte Jahrhundert existierende europaweiten Phänomen eines geschlossenen und autonomen Haushalts. Zum anderen machte die Kritik an dem wirkungsmächtigen Modell des „ganzen Hauses“ – ein Begriff Wilhelm Riehls, den Otto Brunner verwendete – deutlich, dass die Dichotomie von Geschlossenheit („Einheit“) und Offenheit des Hauses und des Haushalts ein vereinfachendes Ordnungskonzept war, das zwar in normativen Schriften (zum Beispiel in der „Hausväterliteratur“) nachweisbar ist, sehr häufig aber keine Entsprechung in der Lebenswelt hatte resp. differenzierter betrachtet werden muss.¹⁶⁵

¹⁶² Sperber 177.

¹⁶³ Eine gute, kurze Zusammenfassung der rezenten Forschung ebenso wie der forschungsgeschichtlichen und teils ideologisch geprägten Diskurse zu Haus, Haushalt und Hausgemeinschaft bietet Joachim Eibach. Joachim Eibach, Einführung. In: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch* (Berlin/Boston 2015) 41–46.

¹⁶⁴ Eibach, Einführung 45.

¹⁶⁵ Vgl. Philipp Hahn, Trends der deutschsprachigen historischen Forschung nach 1945: Vom ‚ganzen Haus‘ zum ‚offenen Haus‘. In: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch* (Berlin/Boston 2015) 47–63, hier 49–53.
Zur Kritik des Begriffes bei Otto Brunners und zur Ideologiekritik vgl. auch Stefan Weiß, Otto Brunner

Die aus Brody stammende Adele von Mises stellt in ihren Erinnerungen die Offenheit des Hauses, die offenen Türen, in einen direkten Zusammenhang mit der in ihrer Familie stark ausgeprägten „Wohlfahrtspflege“.

„Diese Hilfsbereitschaft kam auch schon in der Anordnung der Wohnungen zum Ausdruck. Da gab es keine verschlossenen Türen, in die man sich durch Klingeln Eingang verschaffen mußte. Tür und Tor standen weit offen, jedermann hatte zu jedermann jederzeit Zutritt.“¹⁶⁶

Gegenseitige Unterstützung und private Armenunterstützung trugen hier zu einem gemeinsamen kulturellen Umfeld, einem sozialen Lebensraum bei. Wohnungen offen zu halten war auch in der Familie Sperbers bekannt. Befremdlich mochte dieses Verhalten auf Personen wirken, die bereits in dem Verständnis von exklusiver häuslicher Sphäre sozialisiert worden waren. Die funktionale Ausdifferenzierung von beruflicher und privater Sphäre, wie sie Niklas Luhmann beschreibt,¹⁶⁷ deren theoretische Ansätze aber auch – quasi ex negativo – in der von Riehl und im Gefolge Brunner dargestellten Aufgabe des „ganzen Hauses“ zugunsten der „modernen“ Kleinfamilie bereits erkennbar sind, ist durch Untersuchungen zu familiären Netzwerken einer kritischen Neubewertung unterzogen worden. Stellvertretend seien etwa die Untersuchungen Sabeans zu Verwandtschaftsbeziehungen in Neckarhausen genannt. Einen großen Überblick bieten Sabean und Teuscher in dem von ihnen und Jon Mathieu edierten Sammelband *Kinship in Europe*.¹⁶⁸ Die im 19. Jahrhundert gerade im bürgerlichen Umfeld „zunehmend endogamen Heiratsbeziehungen, Patenschaften, Familienallianzen und politische Klientelbildung“¹⁶⁹ zeigen, dass die Trennung der Sphären weniger eine funktionale, als eine der unterschiedlichen Repräsentationen gewesen sein dürfte, wie dies auch Jürgen Habermas für den Beginn der Formierung bürgerlicher Öffentlichkeit feststellte.¹⁷⁰ Eibach verortet die Unterschiede letztlich zwischen städtischer und ländlicher Gesellschaft, wobei in letzterer die „Verbindung von Produktion und Konsumption im Haus sowie der Offenheit der häuslichen Sphäre hin zum sozialen Nahraum bis ins 20. Jahrhundert bestehen“ geblieben sei.¹⁷¹ Hinsichtlich der Verwandtenmigration und verwandtschaftlicher Netzwerke in der Stadt führt dieser Gedanke aber fast unweigerlich zu der Annahme, dass letztere in einem „Assimilationsprozess“ münden würden und daher geschlossene familiäre Einheiten ebenso wie verschlossene Wohnungstüren die Folge wären.

und das Ganze Haus oder die zwei Arten der Wirtschaftsgeschichte. In: *Historische Zeitschrift* 273, H. 2 (2001) 335–369, hier 339–341.

166 Adele von Mises (Wien 1929–1931). In: Albert *Lichtblau* (Hg.), *Als hätten wir dazugehört: Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie* (Wien 1999) 169–192, hier 171.

167 Vgl. Niklas *Luhmann*, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Bd. 2 (Frankfurt am Main 1998) 730f.

168 *Sabean, Teuscher* 2.

169 Joachim *Eibach*, *Das Haus in der Moderne*. In: Joachim *Eibach*, Inken *Schmidt-Voges* (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch* (Berlin/Boston 2015) 19–37, hier 23.

170 Vgl. *Eibach* 23.

171 *Eibach* 25.

Der Druck auf andere Formen des sozialen Miteinanders war (und ist bis heute) sicher groß. Allein die Bauweise von Mietshäusern sowie die Anlage der Wohnungen mochte dies zusätzlich begünstigen. Doch gab und gibt es auch andere architektonische Ansätze, ebenso wie immer neue Phasen der Migration bis heute andere Formen des Zusammenlebens in eine Stadt wie Wien bringen. Eine Diskussion darüber, ob es sich dabei nur um übergangsweise oder provisorisch eingegangene Lebensweisen handelt, mag berechtigt sein, kann aber hier nicht weiter ausgeführt werden. Der hier dargestellte Zeitraum vom Ersten Weltkrieg bis in die 1930er Jahre ist dafür zu kurz. Meines Erachtens ist die Frage nach der Offenheit oder Geschlossenheit sozialen Zusammenlebens mit der Feststellung des Unterschiedes zwischen städtischer und ländlicher Gesellschaft auch historisch noch keineswegs abschließend beantwortet. „Offene Türen“ waren zumindest in einigen von MigrantInnen bewohnten Teilen der Stadt ebenso gelebte Praxis wie die gegenseitige Unterstützung von Bekannten und Verwandten. Und sie waren als solche jedenfalls Teil des städtischen Lebens.

In gewisser Weise ähnelte diese Praxis auch der des Händlers Schmarack, der seine Wohnung zum Mittelpunkt einer Personengruppe gemacht hatte, die in Wien gleich zu Beginn des Aufenthaltes einander unterstützte. Es waren dies Verwandte, Verschwägerte und auch Bekannte von Elke Schapiro, die mit siebzehn Jahren nach Wien gekommen war. Sie halfen einander bei der Wohnungs- und Arbeitssuche und knüpften neue Verbindungen untereinander. Ein kulturell-religiöser Raum mit klar definierten sozialen Regeln wurde abgelöst durch neue soziale Verbindungen, die sowohl den familiären Zusammenhalt widerspiegeln als auch ein Unterstützungsnetzwerk zeigen, das an den Bedingungen migrierter Personen und deren Bedürfnisse an gegenseitiger Unterstützung ausgerichtet war. Schapiro waren solche Netzwerke aus Tarnopol gut bekannt, sie betrachtete sie offenbar nicht als etwas Außergewöhnliches. Erst auf Nachfrage Krag berichtete sie über die verschiedenen Beziehungen. Bemerkenswert ist auch, dass sie in ihren Erinnerungen nicht besonders genau zwischen Bekannten und Verwandten unterschied, wie ihre Beziehung zu Malke zeigte:

„Ich hab gearbeitet am Kai bei einem Mann, der Militäranzüge gemacht hat, Militärhandschuhe. Der Mann hat geheißen Fradics, er war auch a Jud. [...] Es hat dort eine Bekannte gearbeitet, Malke hat sie geheißen. Die hab ich irgendwo getroffen. Da hat sie mir gesagt, ich soll hingehen, vielleicht wird man mich aufnehmen.“¹⁷²

Helen Liesl Krag fragte nach, da sie interessiert war, wie es einer Siebzehnjährigen gelingen konnte, sich in Wien durchzuschlagen. Dabei stellte sich, so Krag, heraus, dass ihre Großmutter schon sehr früh Kontakte in Wien gehabt hatte:

„Es dauerte lange, bis sich meine Großmutter erinnerte, wer ihr an welchem Ort geholfen hat oder daß ihr tatsächlich jemand geholfen hat. [...] Als sich dann schließlich herauskristallisierte, daß

172 Krag 76.

sie schon zu einem früheren Zeitpunkt ihres Flüchtlingsdaseins in Wien die Verbindung zu Tarnopolern herstellen konnte [...].¹⁷³

So stellte sich auch heraus, dass Malke nicht irgendeine Bekannte war, die sie zufällig getroffen hatte:

„Wer das war, der mich rekommandiert hat? Wart einmal. Sie hat Malke geheißten. Das war vom Meschillem eine Verwandte, die dort am Kai gearbeitet hat. Ich hab gewußt, die Salke [eine Schneiderin aus Tarnopol, bei der Schapiro die Grundlagen des Handwerks gelernt hatte, Anm. RK] ist in Wien mit dem Meschillem.¹⁷⁴

Im Zentrum dieses Netzwerks an MigrantInnen aus Tarnopol befand sich der Kaufmann Schmarack, der schon vor dem Krieg in Wien eine Wohnung besessen hatte und offenbar über Kontakte verfügte. Beziehungsgeflechte aus einer galizischen Kleinstadt wurden in Wien wieder aufgegriffen und – angepasst an die neue Situation in Wien – neu geordnet. Im Fall von Elke Schapiro trat er später auch als „Heiratsvermittler“ auf.

In Wien traf Schapiro auch auf eine andere Verwandte, von der sie davor nichts gewusst hatte:

„Man hat mir erzählt, daß eine Cousine von mir bei dem Chuschtschatener Rebenn angestellt ist. Das waren Verwandte, die haben in einem Dorf in der Nähe von Tarnopol gewohnt. Die Cousine war die Tochter von denen. Sie war schon eine Schneiderin bei dem Rabbiner in Chuschtschaten. Der ist dann ausgewandert und war in Wien, wie der Weltkrieg gekommen ist. Wir waren einmal in Chuschtschaten die Schwester besuchen, aber die Cousine, die ich in Wien getroffen habe, von der habe ich erst erfahren, wie ich nach Wien gekommen bin. Ich hab sie nicht gekannt. Ich weiß nicht, wie ich drauf gekommen bin. Vielleicht hab ich nach Tarnopol geschrieben, aber wie ich nach Wien gekommen bin, hab ich sie besucht, und da hat sich die Verwandtschaft herausgestellt.¹⁷⁵

Für Elke Schapiro zeichnete die gegenseitige Unterstützung in Wien die Gemeinschaft aus:

„Der Schmarack war ein Kaufmann, er war ziemlich gut situiert. [...]

Der Schmarack hat dann später auch noch die fünf Kinder von der Eidel aufgenommen. Ich hab ja erzählt, die Eidel war die jüngste Schwester vom Jakob. Sie ist gestorben, und der Vater von den Kindern war in der Armee, da hat der Schmarack die Kinder zu sich genommen. [...] Die Wohnung war in der Karl-Meißl-Straße 9, im zwanzigsten Bezirk. Dort haben alle gewohnt, die Salke, der Meschillem, die Berta. Wer gehabt hat eine Wohnung, hat genommen die Leute. Je nachdem, wieviel Zimmer man gehabt hat, hat man untergebracht.¹⁷⁶

173 Krag 77.

174 Krag 78.

175 Krag 81.

176 Krag 78.

Nachdem sich Elke Schapiro als Schneiderin in Wien etabliert hatte und in stabilen Verhältnissen lebte, traten diese verwandtschaftlichen/bekanntschaftlichen Netzwerke in den Hintergrund, resp. bildeten sich neue nachbarschaftliche Verhältnisse, wie etwa zu den Deutschen, die Kinder im Alter ihrer eigenen hatten. Bis zu einem gewissen Grad waren wohl auch die Kontakte ihres Mannes zu Behörden von Bedeutung.

„Zum Beispiel, nach dem Ersten Krieg hat man ansuchen müssen um Heimatrecht in Wien. Ich kann mich an das nicht mehr erinnern, ich weiß nur, er hat das gemacht, und wir waren dann Österreicher. Er war unerhört intelligent, und er hat keine Angst gehabt vor den Behörden, er hat sich alles getraut.“¹⁷⁷

Die Beziehungen zu ihrer Familie in Tarnopol blieben aufrecht. Als Elke Schapiro mit ihrer Schneiderei gut verdiente, schickte sie regelmäßig Geld an ihre Eltern. Bei Besuchen „hab ich alles da lassen: Geld, Kleider, alles; und bin ohne allem zurück gefahren“.¹⁷⁸ Nachdem das Geschäft ihres Mannes zugrunde gegangen war, bot sie ihrer Schwester an, zeitweilig nach Wien zu kommen, um das Schneiderhandwerk zu erlernen.

„Ich war dort, hab ich gesehen, wie schlecht es denen geht, hab ich der Schwester gesagt: ‚Hör mich an, ich hab eine Werkstätte mit Mädels, ich werde dir lernen. Komm zu mir nach Wien, bleib ein paar Wochen und du wirst zuschauen, wirst sehen, und ich werde dir lernen, und du wirst nach Haus kommen und kannst dir irgendwo so ein bisserl was verdienen.‘ Ist sie gekommen, um zu lernen Schneiderei. Es ist aber nicht viel herausgekommen davon, ihr Kopf war zu Hause. Wir haben nur gehabt Zimmer, Küche, Kabinett, es war nicht viel Platz, sie hat im Kabinett gewohnt, mit dem Mädel und der Franzl zusammen.“¹⁷⁹

Schapiro bot Ihrer Schwester einen temporären Aufenthalt, aber keine längerfristige Auswanderung an, das Angebot richtete sich auch offenbar ausschließlich an ihre Schwester, nicht aber an deren Familie. Da dies die einzige Passage im Text ist, lässt sich nicht darauf schließen, ob es eine besondere Situation der Familie (etwa auch ihre Eltern betreffend) war, dass keine permanente Auswanderung in Frage kam, obwohl Schapiro mehrmals die prekäre Situation ihrer Familie in Tarnopol erwähnte.¹⁸⁰ Als sie später in den Sommerferien regelmäßig zur Kur nach Krynica fuhr, machte sie zunächst Station in Tarnopol.

„Hab ich mitgenommen Geld, und wenn jemand was gebraucht hat, der Vater a Beckische, a Mantel, oder die Kinder von der Schwester haben gebraucht irgendwas Dringendes, weil der Doktor hat gesagt, der Schwesters Tochter muß fahren auf Urlaub, weil sie is nicht gesund, hab ich das Geld zurückgelassen und bin zurückgefahren nach Wien ohne der Kur, weil ich nicht mehr Geld

177 Krag 101.

178 Krag 103.

179 Krag 103.

180 Vgl. Krag 103.

gehabt hab. Ich bin zurückgefahren und hab' gesagt, ich war im Urlaub. Aber ich war unabhängig, ich war selbständig, ich konnte tun, was ich wollte. Ich hab nicht gebraucht fragen a Mann.“¹⁸¹

Der Mann ihrer Schwester war durchaus zu einer längerfristigen Auswanderung bereit. Nachdem Ruin seines Geschäftes ließ er sich von Agenten für die Auswanderung nach Australien anwerben, um dort in einer Goldmine zu arbeiten. Eine Bruch-Erkrankung hinderte ihn an der Reise.¹⁸² Wien hatte als Migrationsziel nachkommender Verwandten seine Attraktivität eingebüßt, wie sich am Beispiel Schapiros bestätigte. Dies mochte auch für Friedjungs Bruder Michel eine Rolle gespielt haben, der engere Kontakte zu seiner kommunistischen Schwester wohl aus politischen Gründen ablehnte. Aber auch in sozialdemokratischen Kreisen, berichten Friedjung und Lachs, waren galizische MigrantInnen schlecht angesehen.

181 *Krag* 111.

182 Siehe *Krag* 103.

Der Komplex Zugehörigkeit

Staatszugehörigkeit und Niederlassung

Zugehörigkeit (Belonging) ist ein auf verschiedenen Ebenen diskutierter Zugang zum Anschluss, den MigrantInnen an Gemeinschaft in einem Zielland finden. Joanna Innes, Steven King und Anne Winter verwenden einen begriffsgeschichtlichen Ansatz, indem sie Vorstellungen von „Settlement“ und „Belonging“ von der frühen Neuzeit bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts verfolgen.¹⁸³ In der Soziologie wird „Belonging“ hingegen als Konzept aufgefasst, das die Prozesse um die Konstruktion von Identität zu erfassen sucht. Paul Jones und Michał Krzyżanowski sprechen von dem Zusammentreffen von „individual belonging“ und „collective identities“.¹⁸⁴ Beide Ansätze, so unterschiedlich sie auch thematisch und strukturell sind, haben gemeinsam, dass jeweils das Aushandeln von Zugehörigkeit – im einen Fall mit überregionalen oder lokalen behördlichen Instanzen, im anderen Fall des Individuums in Relation „to collectives of both her ‚original‘ community and the society to which she has migrated“¹⁸⁵ – im Zentrum stehen. Beide Konzepte werden in dieser Arbeit hintereinander besprochen.

Historisch lässt sich Zugehörigkeit nach „matters of citizenship, identity, relative and absolute entitlement to welfare benefits and other communal resources, and the nature of power in communities“¹⁸⁶ befragen. Die von Innes et al. unternommene, grundsätzliche Unterscheidung von „legal or customary ‚belonging‘“ und „citizenship“, führt umgehend zum Kern des Problems, vor dem zahlreiche MigrantInnen in Wien nach dem Ersten Weltkrieg standen. Die formale Staatszugehörigkeit war in den Ländern der Habsburger Monarchie mit der Heimatberechtigung verbunden. Solange Länder wie Galizien und die Bukowina zu „Cisleithanien“ gehörten, war dies für den Aufenthalt in Wien hinsichtlich der Armenversorgung ebenso relevant wie für die „systematische Unterscheidung zwischen Einheimischen und Fremden“¹⁸⁷. Auch die Festlegung der Staatsbürgerschaft im Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch von 1811 wurde an die Gemeindezugehörigkeit gebunden.¹⁸⁸ Diese Lage änderte sich nach dem Zerfall der Monarchie grundlegend. Der höchst problematische Umgang mit galizischen und bukowinischen MigrantInnen war auch für Friedjung, Lachs und Schapiro maßgeblich, die unterschiedlichen

183 Siehe Joanna Innes, Steven King, Anne Winter 2–28.

184 Jones, Krzyżanowski 38.

185 Jones, Krzyżanowski 38.

186 Innes et al. 1.

187 Harald Wendelin, Schub und Heimatrecht. In: Waltraud Heindl, Edith Saurer (Hg.), Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867 (Wien/Köln/Weimar 2000) 173–347, hier 175.

188 Vgl. Wendelin 215.

Lösungen dieses Problems zeigen nicht nur je eigene Strategien der Bewältigung, sondern auch individuelle Vorstellungen von Zugehörigkeit.

Konzepte der formalen und gewohnheitsmäßigen Zugehörigkeit zeigen sich in einem europäischen Längsschnitt über 500 Jahre als Aushandlungsprozesse, die oft in Perioden mit intensiver Migration kodifiziert wurden oder bemerkenswerte rechtliche Änderungen aufwiesen. Langfristige Entwicklungstrends, wie die Entstehung des Proletariats, das Wachsen der urbanen Bevölkerung und die Zunahme von Migration über kürzere und längere Strecken „increased the risk and duration of poverty and thus the scale of potential calls on welfare resources“.¹⁸⁹ Insgesamt, so Innes et al., sei eine intensive europaweite Diskussion über Zugehörigkeit und über die Frage, wie die Interessen von Anspruchsberechtigten mit denen von Steuerpflichtigen abzugleichen seien, entstanden. Die AutorInnen zeigen vornehmlich anhand der Entwicklung des „Welsh Old Poor Law“ (zu Beginn des 17. Jahrhunderts), wie nun schriftlich festgehaltene Ansprüche von Armen auf Unterstützung (welfare laws) und separate Niederlassungsrechte (settlement laws) ineinandergriffen, resp. auch rechtliche Freiräume entstanden, die auf lokaler Ebene zur Aushandlung zum Beispiel von Ansprüchen auf Armenversorgung genützt wurden. Da auf lokaler Ebene die bloße Entfernung von nichtanspruchsberechtigten Personen schwer durchzusetzen war, da die Personen immer wieder kamen, wurden andere, oftmals informelle Strategien eingesetzt. Bei der Untersuchung von Einzelfällen in England und Wales stellte sich heraus, dass die Armen selbst „had a detailed understanding of settlement law and that they actively shaped what they told local officials so as to generate particular outcomes“.¹⁹⁰ Dieser Prozess des lokalen Aushandelns wurde im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert „increasingly layered with issues of national identity, rights afforded by international treaties, and the possibility of using comparability to other groups of migrants as a reference point“.¹⁹¹ Fragen der Niederlassung und Zugehörigkeit waren im Bewusstsein von MigrantInnen (und anderen) und sie hatten Wissen darüber, wie sie sich selbst darstellen und welche Hebel sie auf lokaler Ebene in Bewegung setzen mussten, um Niederlassungsrechte und soziale Unterstützung zu bekommen.¹⁹² Den Prozess des Aushandelns auf kommunaler Ebene in der Habsburger Monarchie zeigt Hannelore Burger anhand von Gerichtsakten und Eingaben zu individuellen Fällen.¹⁹³

Der von Innes et al. für das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert konstatierte, zunehmende Einfluss von nationalen Vorstellungen von Identität markiert das Ende des langfristigen, europaweiten Prozesses der Territorialisierung, im Zuge dessen feste staatliche Gren-

189 Innes et al. 3.

190 Innes et al. 20.

191 Innes et al. 20.

192 Vgl. Innes et al. 21.

193 Vgl. Burger, insbesondere „Der Fall Julia Singer“ 93–95.

zen etabliert wurden.¹⁹⁴ Dieser reichte in „Ostmittel-, Ost-, Südost- und Südeuropa bis in das 20. Jahrhundert“.¹⁹⁵ Dementsprechend waren etwa die Grenzen zwischen dem russischen Reich und den Ländern der Habsburger-Monarchie über einen langen Zeitraum „unscharf“. Dennoch wurden auch hier die Staatsangehörigkeit und die Identifikation von StaatsbürgerInnen allmählich zentralisiert. Die zunehmende Formalisierung und Zentralisierung von grenzüberschreitenden Reisen ging einher mit der Abnahme intermediärer Kontrollen (etwa durch die Grundherren), was sich an der Entwicklung von standardisierten Reisedokumenten zeigen lässt.

„Erst im (zumeist späten) 19. Jahrhundert mündete sie in die Entwicklung standardisierter Identitätsdokumente, die die Qualität von ‚Pässen‘ erreichten, weil sie von einer staatlichen Behörde oder im amtlichen Auftrag nach gesetzlich oder administrativ festgeschriebenen Vergabekriterien unter Ausschaltung von Reisedokumenten intermediärer Gewalten und Privatpersonen ausgegeben wurden.

Die Geschichte der Grenzregime ist auf das Engste mit der Geschichte des Passwesens verbunden.“¹⁹⁶ Mit den Ansprüchen auf zentral gesteuerte und kontrollierte Grenzregime und Übersicht über Zu- und Abwandernde einher ging die Entwicklung der Freizügigkeit, die ebenso ein Übergang von intermediärer Verfügungsgewalt hin zu einem staatlich geregelten System war.

„Der Kampf der zentralstaatlichen Instanzen, das eigene Definitionsmonopol über die Zugehörigkeit Fremder zu erlangen, verdichtete sich im 18. und 19. Jahrhundert und wurde erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhundert endgültig zugunsten des Territorialstaats entschieden“.¹⁹⁷

Die Datierung durch gesetzliche Regelungen bietet eine zeitliche Orientierungshilfe, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass gesetzliche Regelungen in den verschiedenen Ländern der Monarchie unterschiedlich waren. In Galizien hatten etwa die Aufhebung des Untertänigkeitsverhältnisses wesentliche stärkere Auswirkungen als in den böhmischen und österreichischen Ländern, wo die Bewegungsfreiheit schon seit den 1780er Jahren gewährleistet war. Da diese in Galizien in den 1790er Jahren aber durch ein Passsystem eingeschränkt worden war, hatte die gesetzliche Regelung von 1867 in Galizien große Auswirkungen auf die (Binnen-)Migration.¹⁹⁸

Andrea Komlosy weist auf den starken Unterschied zwischen dem Grenzregime an den Binnengrenzen und den Außengrenzen hin. Maßnahmen zur Kontrolle der Ein- und Auswanderung lagen völlig andere Überlegungen und Prämissen zugrunde, als Beschränkungen oder

194 Vgl. Oltmer 13.

195 Oltmer 15.

196 Oltmer 14.

197 Lutz Raphael, Zwischen Duldung, Einbürgerung und Privileg. Die Zugehörigkeitsrechte Fremder in der europäischen Rechts- und Sozialgeschichte der Neuzeit. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte: Germanistische Abteilung 129, H.1 (2012) 183–213, hier 206.

198 Vgl. Andrea Komlosy, Grenzen und die Steuerung der Binnenmigration in den österreichischen und böhmischen Ländern im 18. und 19. Jahrhundert. In: Mathias Beer, Dittman Dahlmann (Hg.), Über die trockene Grenze und über das offene Meer. Binneneuropäische und transatlantische Migrationen im 18. und 19. Jahrhundert (Essen 2004) 263–286, hier 271.

Liberalisierungen der Binnenmigration. Letztere waren grob gesprochen vom Übergang zur Massenproduktion und dem Bedarf an Arbeitskräften in industrialisierten Räumen gekennzeichnet. Die „Herauslösung der ländlichen Bevölkerung aus obrigkeitlichen Bindungen“,¹⁹⁹ in Österreich mit dem Datum der Dezemberverfassung von 1867 und der darin gewährten Freizügigkeit verbunden, ist eine Reaktion auf sich verändernde Arbeitsmärkte, das Aufkommen verstärkter Binnenmigration und zugleich auch die Voraussetzung für den massiven Zuwachs dieses Prozesses im Gefolge des Gesetzes. Aufgrund einer „verstärkten Einbeziehung in den überregionalen Wettbewerb“ fand „eine Differenzierung statt, die zur Herausbildung regionaler Disparitäten führte“.²⁰⁰ Es entstanden neue sozioökonomische Grenzen zwischen „peripheren“ und „zentralen“ (von der industriellen Agglomeration geprägten) Räumen.²⁰¹ Komlosy relativiert allerdings eine zu grobe Einteilung in Zentrum und Peripherie mit dem Argument, dass die Wirtschaftsräume in Verbindung miteinander standen. „Die Abgrenzungslinie zwischen Zentrum und Peripherie ist notwendigerweise fließend und umfasst sowohl sich überlappende Zonen als auch Aspekte, in denen die Peripherie ins Zentrum oder das Zentrum in die Peripherie hineinreicht.“²⁰² Dem Willen zu Kontrolle und Steuerung, fallweise Einschränkung von Migration standen die sich entwickelnden Arbeitsmärkte und entsprechende Arbeitsmigration gegenüber, die ebenfalls eines rechtlichen Rahmens und sozialer Absicherung bedurften.

„Die moderne Arbeitsmigration lässt sich also als Massenwanderung in einem sich ausdehnenden und an Komplexität gewinnenden Raum auffassen, bei der sich nicht nur der individuelle Migrationsprozess und damit im Aggregat die Gesamtstruktur der Wanderung veränderte, sondern auch die regulierenden Eingriffe des Staates an Intensität zunahmen.“²⁰³

Die gegenläufigen Entwicklungen lassen sich anhand des in der Mitte des 18. Jahrhunderts eingeführten (und 1938 abgeschafften) „Zuständigkeits- oder Heimatrechts“ und an der Entwicklung der Staatsbürgerschaft beobachten. Die Wurzeln des Heimatrechts liegen in dem „Heimatprinzip“ der Polizeiordnung Ferdinand II. von 1552. Darin wurde erstmals die Zuständigkeit der Gemeinden für die Versorgung der Armen festgelegt.²⁰⁴ Während die Bestimmungen des Heimatrechts mit der daran geknüpften Armenversorgung durch die Kommunen im Verlauf des 19. Jahrhunderts insgesamt restriktiver wurden, schufen die mit der Staatsangehörigkeit einhergehenden allgemeinen Bestimmungen zur Freizügigkeit Bewegungsfreiheit für einen sehr großen Personenkreis.

199 Komlosy 266.

200 Komlosy 266.

201 Vgl. Komlosy 266f.

202 Komlosy 268.

203 Christoph Rass, Bilaterale Wanderungsverträge und die Entwicklung eines internationalen Arbeitsmarktes in Europa 1919–1974. In: *Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009) 98–134, hier 100.

204 Vgl. Wendelin 181 u. 185.

Das Heimatrecht wurde seitens der Kommunen vergeben. Darin waren die Versorgung der Armen durch die Kommunen und das Abschieben von der „subsistenzlosen und/oder vagierenden Bevölkerung“²⁰⁵ geregelt. Besonders erschwert wurde ein dauerhafter Aufenthalt durch die ab der Mitte des 19. Jahrhundert immer schwieriger zu erreichende Aufnahme in einen neuen Heimatverband.

„Die im Verlauf des 19. Jahrhunderts vorgenommene Verschärfungen des Heimatrechtsgesetzes führten dazu, dass das Heimatrecht nicht mehr nach einem längeren Aufenthalt an einem Ort dort auch erworben werden konnte, sondern das einmal an einem Ort erlangte Heimatrecht ungeachtet des tatsächlichen Aufenthaltsortes von einer Generation auf die andere vererbt wurde.“²⁰⁶

Ins Gewicht fällt dabei besonders die gesetzliche Verschärfung von 1863, in der festgelegt wurde, dass „nur noch definitiv angestellte Hof-, Staats-, Landes- und öffentliche Fondsbeamte, Geistliche und öffentliche Lehrer das Heimatrecht in der Gemeinde, in welcher ihnen ihr ständiger Amtssitz angewiesen ist“ nachträglich erwerben konnten (mit Ausnahme von Frauen, die bei ihrer Verhehlung automatisch das Heimatrecht ihres Mannes erhielten), es sei denn durch einen expliziten Aufnahmebeschluss der Gemeinde.²⁰⁷ Im Zusammenhang mit den großen Migrationsbewegungen führte dies dazu, dass große Teile der Bevölkerung kein Recht auf eine soziale Grundversorgung besaßen, keinen rechtlichen Schutz vor Abschiebung genossen und in der Verwaltung selbst enorme Schwierigkeiten bei der Anweisung an die jeweils zuständigen Heimatgemeinden zu bewältigen hatten. Der Verschärfung der Gesetze lagen finanzielle Überlegungen zugrunde. Da die Armenfürsorge Angelegenheit der Kommunen war, hätten diese bei weniger restriktiver Handhabung höhere Kosten zu tragen gehabt. Zweifelsohne zielte das Gesetz auf die mittellose Bevölkerung ab, wie sich auch in den Ausnahmen für Personen im Staatsdienst oder grundbesitzenden Menschen zeigt. Hannelore Burger verweist zusätzlich auf Nachweise, die von den Behörden eingefordert wurden, obwohl sie gesetzlich nicht vorgeschrieben waren. So „finden sich in den protokollierten Einvernahmen genaue Angaben über das Vermögen des Staatsbürgerschaftswerbers (Haus- und Grundbesitz, Aktien, Renten, Warenwert oder Betriebskapitel); auch der Steuersatz und das Jahreseinkommen sind häufig ausgewiesen“.²⁰⁸ Michael John verweist auf den stark desintegrativen Charakter, den diese restriktive Handhabung des Heimatrechts gehabt hatte.

„Ein desintegrativ wirkendes Heimatrecht komplizierte die Situation, Geburtsbevölkerung und heimatberechtigte Bevölkerung differierten deutlich. Hunderttausende Arbeitsmigranten und

205 Sylvia Hahn, Österreich. In: Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer, Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Paderborn 2007) 171–188, hier 177.

206 Sylvia Hahn, Fremd im eigenen Land. Zuwanderung und Heimatrecht im 19. Jahrhundert. In: Pro Civitate Austriae. Informationen zur Stadtgeschichtsforschung in Österreich, N.F., H. 10 (2005) 23–44, hier 23.

207 Vgl. Wendelin 213.

208 Burger 91.

-migrantinnen aus der Monarchie wurden so zu ‚Fremden im eigenen Land‘ und trugen auf diese Weise zur Heterogenität der Bevölkerung bei.“²⁰⁹

Behördliche und formale Probleme bei der Zuwanderung stellt Sylvia Hahn für die Gruppe der tschechischsprachigen und jüdischen Zuwanderer in Wien ausführlich dar. Hannelore Burger beschäftigt sich im Speziellen mit den Auswirkungen des Rechtssystems der Monarchie auf den Prozess der Emanzipation jüdischer Menschen und deren Inklusion im Staatsverband. Die immer größere Binnenmobilität innerhalb der Habsburgermonarchie führte zu der Situation, dass große Teile der Bevölkerung nicht in den Kommunen heimatberechtigt waren, in denen sie sich niedergelassen hatten. Die Gemeinde Wien handhabte diese Heimatberechtigung besonders restriktiv, mit der Folge, dass in Wien nur 34% der Bevölkerung die Heimatberechtigung besaßen, jedoch 45% in Wien geboren waren.²¹⁰ Bezogen auf die jüdische Bevölkerung war dieses Missverhältnis noch ausgeprägter:

„So besaßen im Jahr 1869 von den 40 230 in Wien ansässigen Juden nur etwa die Hälfte (20 500) die österreichische (cisleithanische) Staatsbürgerschaft und bloß 4800 das Heimatrecht der Gemeinde Wien.“²¹¹

Die Kommunen machten dabei ähnliche Erfahrungen, wie sie Innes et al. auch für die Situation im Vereinigten Königreich konstatieren. Die Abschiebung von verarmten oder von Verarmung bedrohten Menschen in ihre Heimatgemeinden wurde zunehmend undurchführbar, resp. war der Verwaltungsaufwand inklusive der entsprechenden Recherche und Korrespondenz mit der Zuständigkeitsgemeinde teilweise sehr groß.²¹² Um die Jahrhundertwende wurde das Heimatrecht, „nach einem langen Diskussionsprozess und auf massiven Druck seitens der Arbeiterbewegung“²¹³ erneut reformiert, was zur Folge hatte, dass „zigtausenden Frauen, Männern und Kindern das Heimatrecht am Aufenthaltsort [nachträglich] zugestanden werden musste“.²¹⁴

Einer der Gründe für die signifikante Zunahme von Migrationsbewegungen im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts ist in der rechtlichen Gleichstellung als StaatsbürgerInnen in der Dezemberverfassung von 1867 zu sehen. Im Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch von 1811 wurde der Begriff Staatsbürger im Sinne eines Staatsangehörigen geregelt, auf dessen Grundlage auch das Reichsbürgergesetz von 1849 und – im Zuge des Ausgleichs mit Ungarn 1867 – die österreichische Staatsbürgerschaft (die ungarische Staatsangehörige definitiv ausschlossen)

209 Michael *John*, Vielfalt und Heterogenität. Zur Migration nach Wien um 1900. In: Elisabeth *Röhrlich* (Hg.), Migration und Innovation um 1900 (Wien/Köln/Weimar 2016) 23–64, hier 25.

210 Vgl. Sylvia *Hahn*, Österreich. In: Klaus J. *Bade*, Pieter C. *Emmer*, Leo *Lucassen*, Jochen *Oltmer*, Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Paderborn 2007) 171–188, hier 177.

211 *Burger* 85.

212 Vgl. *Burger* 88.

213 *Hahn*, Fremd im eigenen Land 31.

214 Sylvia *Hahn*, Migrantinnen in Wien um 1900. In: Elisabeth *Röhrlich* (unter Mitarbeit von Agnes Meisinger) (Hg.), Migration und Innovation um 1900 (Wien/Köln/Weimar 2016) 173–192, hier 178.

basierten.²¹⁵ Die in der sogenannten Dezemberversfassung gewährte Freizügigkeit hatte eine große Migrationsbewegung zur Folge, die signifikant hohe Anteile an jüdischen MigrantInnen aufweist.²¹⁶ Marsha L. Rozenblit unterscheidet drei einander überlappende Einwanderungsphasen, eine aus Böhmen und Mähren, eine aus Ungarn und eine dritte aus Galizien.²¹⁷ Zu berücksichtigen ist, dass es sich bei dieser Migrationsbewegung nicht um eine Einbahnstraße handelte. Viele jüdische Menschen hatten sich schon vor der Dezemberversfassung in Wien angesiedelt, viele waren aufgrund nicht verlängerter Toleranz, aus finanziellen und/oder rechtlichen Gründen ausgewiesen worden und hatten sich zeitweilig in Ungarn angesiedelt. Der Besitz von Staatsbürgerschaft und Heimatrecht in einer österreichischen Gemeinde wurde zu einem „Zeichen für Angekommensein, für gelungene Integration – für Verortung. Motive für die Anträge waren, neben dem erhofften leichteren Zugang zu Staatsämtern, vor allem die soziale und rechtliche Absicherung der Kinder sowie der Wunsch, nicht mehr als Fremde im eigenen Land leben zu müssen“.²¹⁸

Die Verbindung von rechtlicher Gleichstellung mit wirtschaftlichem Erfolg und einer „bürgerlichen“ Lebensform ließ in den Städten eine jüdische Mittelschicht entstehen, die sich in besonderem Maß zum liberalen städtischen Bürgertum zählte. Von Vorteil für die jüdische Gemeinde war es offenbar, dass sich in der Stadt Wien, deren (liberale) Stadtregierung in Abstimmung mit und Rücksicht auf das Herrscherhaus agierte, kein starkes und eigenständiges Stadtpatriziat gebildet hatte.

„Die Akzeptanz der jüdischen Mitbürger durch die christliche Bevölkerung war um so größer, je weniger ein Stadtgefüge durch Honoratioren oder ein Patriziat beherrscht wurde und je mehr Zuwanderer unterschiedlicher Herkunft die sich wandelnde Stadtstruktur mitprägen konnten.“²¹⁹

Mit dem Erstarken der antisemitischen Bewegung, die Karl Lueger in seiner Christlich-Sozialen Partei zu instrumentalisieren und zu bündeln verstand, wurde die Situation im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts problematisch. Die Migration jüdischer Menschen aus Galizien (die dritte Migrationsphase, nach Rozenblit) wurde durchaus auch von jüdischen BürgerInnen als bedrohlich empfunden, da mit diesen Zuwanderern das Bild des in rückständigen Traditionen verbliebenen und in Armut lebenden „Ostjuden“ verbunden war, das antisemitischen Stereotypen entsprach. In den antisemitischen „Codes“ der großdeutschen Partei von Schönerer, aber

215 Vgl. Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder (Reichs-Gesetz-Blatt für das Kaiserthum Österreich, Nr. 142/1867), online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=rgb&datum=18670004&seite=00000394>> (5. Oktober 2019)

216 Vgl. *Burger* 78.

217 Marsha L. *Rozenblit*, *Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation und Identität* (Wien/Köln/Graz 1988) 43.

218 *Burger* 98.

219 Stefi *Jersch-Wenzel*, *Aschkenasische Juden in Europa seit der Frühen Neuzeit*. In: Klaus J. *Bade*, Pieter C. *Emmer*, Leo *Lucassen*, Jochen *Oltmer*, *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (Paderborn 2007) 385–394, hier 390.

auch in anderen gesellschaftlichen Zirkeln in Wien nahm diese xenophobe Einstellung eine deutlich rassistische Kontur an. Trotzdem blieb die Zuwanderung hoch, MigrantInnen konnten sich aber insgesamt auch längerfristig etablieren, wie der zunehmende Anteil der in Wien geborenen Bevölkerung zeigt.²²⁰ Sämtliche (im Reichsrat) unternommenen Gesetzesinitiativen von Abgeordneten aus verschiedenen Kronländern, die jüdische Einwanderung vor allem aus Russland einzuschränken, wurden abgewiesen.²²¹

Den hohen, auch symbolischen Stellenwert der Staatsbürgerschaft und die Aufnahme in den Heimatverband zeigt Burger an Fallbeispielen jüdischer AntragstellerInnen nach dem Inkrafttreten des Staatsgrundgesetzes von 1867.²²² Andererseits schildert sie auch einen bemerkenswerten Fall eines Mannes aus Galizien, dem es offenbar auch durch geschicktes eigenes Zutun gelang, die Feststellung seiner Staatsbürgerschaft durch die österreichischen Behörden zu verhindern. Hintergrund dürfte, so Burger, die damit verbundene Einziehung zum Wehrdienst gewesen sein, die orthodoxe Juden aus religiösen Gründen ablehnten.²²³ In den behördlichen Dokumenten wurde über die „möglicherweise absichtlich verwirrenden Angaben“ von Aron Moses Taubes sowie über einen Konflikt mit der rumänischen Behörde berichtet, letztlich wurde das Verfahren ohne Ergebnis eingestellt.²²⁴ Dies lässt auf ein Wissen im Umgang mit den zuständigen Behörden sowie auch um den Stellenwert der entsprechenden Dokumente schließen. Die Situation im Vereinigten Königreich dürfte damit vergleichbar sein, wenn „right up to the point at which a pauper or a family was put onto a cart to be taken ‚home‘ no decision was immutable, no posturing reversible and no document absolute“.²²⁵ Die Abwendung des Wehrdienstes spielte auch in der Verwandtschaft Elke Schapiros eine Rolle.

Im und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg spielte die Heimatberechtigung für viele in Wien lebende Personen zunächst keine übergeordnete Rolle, da diese mit der Staatsbürgerschaft verknüpft war. Beatrix Hoffmann-Holter untersuchte die Situation jüdischer Geflüchteter aus Galizien, das, ebenso wie die Bukowina, zur österreichischen Reichshälfte gehörte. Viele auch schon vor dem Krieg in Wien geborene und ansässige Menschen besaßen eine Heimatberechtigung in Galizien oder der Bukowina. Dies war häufig auf eine frühere Generation von MigrantInnen zurückzuführen. Hatte niemand das Heimatrecht (etwa nach der Zehnjahresfrist) beantragt, besaßen auch die Nachkommen immer noch das Heimatrecht des Ortes, aus dem die Familie abgewandert war.²²⁶ In der Republik Österreich (zunächst Deutschösterreich) bekam

220 *Hahn*, Migrantinnen in Wien um 1900 178.

221 *Burger* 79.

222 Vgl. *Burger* 89ff.

223 Vgl. *Burger* 98.

224 Siehe *Burger* 98.

225 *Innes et al.* 22.

226 *Hoffmann-Holter* 226f.

diese Frage eine unerwartete Relevanz. Im Entwurf für ein neues Staatsbürgerschaftsgesetz in Deutschösterreich wurden die (deutsch-österreichische) Staatsbürgerschaft und Heimatberechtigung eng aneinander gebunden. Zielte diese Regelung auf die Aufnahme von Beamten, Soldaten und Eisenbahnern ab, so standen in der politischen Diskussion bald die Verhinderung der Einbürgerung galizischer und bukowinischer Kriegsflüchtlinge im Mittelpunkt.²²⁷ 1918 schlug die Staatskanzlei unter Karl Renner zunächst vor, die Staatsbürgerschaft an den Wohnort zu binden. Diese Idee scheiterte aber an der Frage der Sozialleistungen für die Geflüchteten, vor allem aber an antisemitischen Einlassungen vor allem der Deutschnationalen und auch der Christlichsozialen, die noch die Mehrheit im Wiener Gemeinderat hatten. Hintergrund für den Vorschlag der Staatskanzlei war die Einbürgerung von ArbeiterInnen, die erst im Lauf des Krieges in das spätere Staatsgebiet von Deutschösterreich gekommen waren und auf deren Stimmen die Sozialdemokratie nicht verzichten wollte.²²⁸ Mit dem letztlich verabschiedeten Gesetz wurde die Staatsbürgerschaft an Personen verliehen, die mindestens seit 1. August 1914 auf dem Gebiet der nachmaligen Republik gelebt hatten, sowie an weitere Personen, „sofern sie in einer außerhalb der Republik Deutschösterreich gelegenen Gemeinde des bisherigen Österreich mit Ausnahme Dalmatiens, Istriens und Galiziens heimatberechtigt“ waren.²²⁹ Dies änderte die rechtliche Stellung der nun „staatenlos“ gewordenen, in Wien verbliebenen Geflüchteten. Offensichtlich sollte die Erwähnung Dalmatiens und Istriens, aus denen es im Krieg kaum Zuwanderung gegeben hatte, verschleiern, dass das Gesetz allein auf den Ausschluss dieser Personengruppe abzielte.²³⁰ In dieser Phase mussten die Geflüchteten noch keine unmittelbaren Auswirkungen befürchten, da zwar Sanktionen und knappe Fristenläufe für großangelegte Rücktransporte angedacht waren, diese aber angesichts logistischer Schwierigkeiten sowie zähen Verhandlungen mit den Nachfolgestaaten (Polen, Rumänien und der Ukraine) nicht realistisch waren. Von Zwangsmaßnahmen wollte man auch aus Rücksicht auf die Siegermächte absehen, da eine Politik, die als inhuman angesehen worden wäre, auch Hilfsmaßnahmen etwa seitens der USA gefährden hätten können.²³¹ Hoffmann-Holter merkt dazu an, dass das Gesetz mit Ausnahme der zionistischen *Wiener Morgenzeitung* auch kaum kommentiert wurde.²³²

227 Siehe Burger 133.

228 Vgl. Hoffmann-Holter 154f.

229 Gesetz über das deutschösterreichische Staatsbürgerrecht. Staatsgesetzblatt für den Staat Deutschösterreich (StGBI. 91/1918, §2, Abs. II), online unter <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=sgb&datum=19180004&seite=00000129> (5. Oktober 2019)

230 Vgl. Hoffmann-Holter 155. Dass grundlegende Gesetzesentwürfe auch in weiterer Folge auf eine vergleichsweise kleine Minderheit von 30.000 in Wien lebender Personen „zugeschnitten“ wurden, lässt sich wohl nur durch den Druck erklären, der durch die jahrelange antisemitische Polemik entstanden war. Vgl. auch Burger 134f.

231 Vgl. Hoffmann-Holter 152.

232 Vgl. Hoffmann-Holter 156.

Der Druck auf eine kleine und weitgehend marginalisierte Minderheit in Wien²³³ erhöhte sich dennoch, ihr wurde in der Konstruktion und Forcierung der „Ostjudenfrage“ eine große Bandbreite an Missständen vorgeworfen. Je nach politischer Façon hielt man ihr Entwurzelung, Schleichhandel, Wucher, Börsenspekulation, oder die Wohnungsnot vor. Eine geradezu absurd wirkende Zusammenschau dieser Anschuldigungen findet sich beispielsweise auf dem Plakat eines „Völkisch-antisemitischen Kampfausschusses“ von 1923.²³⁴ Die Lage der MigrantInnen war in vielen Fällen prekär, nicht nur aufgrund der oben geschilderten Unsicherheit hinsichtlich der Staatsbürgerschaft. Hoffmann-Holter entnahm aus einem Sitzungsprotokoll des Wiener Gemeinderates von 1920, dass von „23.000 Personen, die sich 1920 um Aufenthaltsrecht in Wien bemüht hatten [...] im Schnitt jeweils rund 25 eine Wohnung [teilten]“.²³⁵ Dessen ungeachtet versuchten einige Behörden in Österreich, eine restriktive Vorgehensweise den in Wien verbliebenen Flüchtlingen gegenüber umzusetzen. Besonders hervorgehoben werden muss ein „Vorpreschen“ des (sozialdemokratischen) niederösterreichischen Landeshauptmanns. August Sever ließ am 10. September 1919 in den Straßen Wiens Ankündigungen anschlagen, die ein amtliches Gepräge hatten und mit seinem Namen gezeichnet waren (die Landeshauptmannschaft erstreckte sich damals auch noch über Wien). Der Text „betreffend die Ausreisendmachung der in Deutschösterreich nicht heimatberechtigten Personen“ wurde von Minna Lachs mit bitterer Ironie kommentiert. Sie nahm ihre persönlichen Erinnerungen zum Anlass, auch die juristische und politische Situation nachzuforschen. Ihr Resümee fasst die Stimmung treffend zusammen: „Man will diese Ostjuden mit allen Mitteln aus Österreich weg haben. In einem Punkt scheinen sich die Politiker aller Richtungen einig gewesen zu sein: daß man selbst vor den brutalsten Maßnahmen nicht zurückschrecken dürfe.“²³⁶

Kundmachungen und Ankündigungen wie der oben genannten lagen weder konkrete logistische Pläne zugrunde, noch wurden Fristen genau definiert. Letztlich dienten sie einer Vertiefung der Konstruktion einer „Ostjudenfrage“, führten zu Übergriffen auf jüdische Menschen vor allem im zweiten Bezirk, und sie verunsicherten diese Menschen zusätzlich.

Im Friedensvertrag von St. Germain wurde durch den Artikel 80 die Heimatberechtigung an die nationale Zugehörigkeit geknüpft. Die Kriterien „Rasse und Sprache“ wurden dabei nicht näher definiert und führten zu einer rechtlich problematischen Situation.

„Personen, die in einem zur ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie gehörigen Gebiet heimatberechtigt und dort nach Rasse und Sprache von der Mehrheit der Bevölkerung verschieden

233 Nach Kriegsende befanden sich etwa 100.000 geflüchtete Personen in Wien, davon ca. 30.000 Jüdinnen und Juden. Vgl. Barbara Staudinger, „Juden auf Wanderschaft“ 206.

234 Siehe Staudinger, „Juden auf Wanderschaft“ 207.

235 Beatrix Hoffmann-Holter, Ostjüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914–1923 (ungedr. geisteswiss. Diss., Salzburg 1994) 229.

236 Lachs 104.

sind, können innerhalb eines Zeitraumes von sechs Monaten nach dem Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages für Österreich, Italien, Polen, Rumänien, den serbisch-kroatisch-slowenischen Staat oder die Tschecho-Slowakei optieren, je nachdem die Mehrheit der Bevölkerung dort aus Personen besteht, welche die gleiche Sprache sprechen und derselben Rasse zugehören wie sie.“²³⁷

Die Formulierung „Rasse und Sprache“ wurde von verschiedenen Seiten – nicht nur definitiv rassistisch und antisemitisch polemisierenden Politikern – dafür genützt, den Kreis der AntragsstellerInnen und damit, wie man meinte, auch die finanziellen Verpflichtungen der neuen Republik, möglichst klein zu halten.²³⁸ Die Übersetzung des englischen/französischen Begriffs „race“, lässt auf eine amerikanische Interpretation eines dort nicht üblichen „objektiven Nationsbegriffs“ schließen, der diesen als „Kultur-, Sprach- und Abstammungsgemeinschaft“ definierte.²³⁹ Die im Deutschen völlig andere Bedeutung von biologischer Rasse, war von den Konferenzmächten sicher nicht beabsichtigt. Bereits in den Durchführungsbestimmungen zeigte die parlamentarische Debatte, dass der Begriff „Rasse“ nicht als Erläuterung und Zusatz zur ungenauen Definition der Bestimmung durch die Sprache (Muttersprache, Umgangssprache?) aufgefasst, sondern als eigenständige Definition geltend gemacht wurde und zumindest theoretisch die OptantInnen verpflichten sollte, einen Nachweis zu erbringen. Im Sinne von „Kultur-, Sprach- und Abstammungsgemeinschaft“²⁴⁰ wurde schließlich die Möglichkeit in Betracht gezogen, einen Nachweis für die Erziehung in der deutschen Sprache von zumindest drei Großelternanteilen einzufordern. Letztlich stellte sich dies als undurchführbar heraus, da in der Vollzugsbestimmung vom August 1920 wiederum der Text des Staatsvertrags Eingang fand. Als Definition des eingeforderten Nachweises wurde zwar der Besuch deutschsprachiger Schulen genannt, zur Bestimmung von „Rasse“ allerdings keine weitere Angabe gemacht. Es handelte sich daher, in der Formulierung von Oskar Besenböck, um ein „juristisches Loch“.²⁴¹ In weiterer Folge zeigte sich, dass je nach politischer Façon diese Bestimmung entweder – bei den ersten Anträgen – unberücksichtigt blieb, oder – später – zur Begründung der zahlreichen Ablehnungen verwendet wurde. Die geplante Vorgehensweise war bereits vor Inkrafttreten des Staatsvertrags klar: Die spätere restriktive Politik des deutschnationalen Innenministers Leopold Waber zeichnete sich in der sozialdemokratischen Vorgängerregierung insofern ab, als für die Geflüchteten eine besondere gesetzliche Regelung gefunden werden sollte, die nach Möglichkeit völkerrechtliche Grenzen umging.

237 Staatsvertrag von St. Germain. Artikel 80 (StGBI.Nr. 303/1920), online unter <https://www.ris.bka.gv.at/NormDokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000044&FassungVom=2019-07-20&Artikel=80&Paragraf=&Anlage=&Uebergangsrecht=>> (5. Oktober 2019)

238 Vgl. hierzu und der Problematik der Terminologie, resp. der Durchführungsbestimmungen und der Umsetzung des Optionsrechts *Hoffmann-Holter* 226ff.

239 Vgl. Oskar *Besenböck*, Die Frage der jüdischen Option in Österreich 1918–1921 (Diss., Wien 1992) 69.

240 Siehe *Hoffmann-Holter* 228.

241 Siehe *Hoffmann-Holter* 233.

„Doch für aus Galizien und der Bukowina stammende Juden galten andere Regeln. [...] So bestimmte eine Vollzugsanweisung des Innenministeriums vom 20. August 1920, dass die Optanten ‚nach Rasse und Sprache zur deutschen Mehrheit der Bevölkerung‘ gehören sollten. Nur ausnahmsweise und im Falle von prominenten oder wohlhabenden Juden, wie etwa im Falle des Schriftstellers Joseph Roth, wurde bei aus den östlichen Gebieten der Monarchie stammenden Juden eine Option für Österreich anerkannt.“²⁴²

Der Staatsvertrag trat am 16. Juli 1920 in Kraft, demnach endete die Frist für Optionsansuchen bereits am Beginn des Jahres 1921. Danach konnten keine weiteren Anträge eingebracht werden. Unter Innenminister Waber wurden die Optionsanträge in größter Eile abgearbeitet. Ihm war daran gelegen, Anträge der in Wien verbliebenen galizischen Kriegsflüchtlinge möglichst abschlägig bescheiden zu lassen.

„156 Beamte, unter ihnen auch pensionierte Hofräte, arbeiteten großteils in Heimarbeit die Aktenberge auf. Im Oktober 1921 waren bereits 119.180 Optionsanträge erledigt, die restlichen rund 60.000 Mitte Dezember 1921. Jüdische Bewerber wurden abgewiesen, unabhängig von der Dauer ihres Aufenthalts in der Republik Österreich. Interventionen waren zwecklos, gleichgültig, ob sie vom ‚Verband der ‚Kriegsinvaliden und Kriegshinterbliebenen Österreichs‘, von prominenten Vertretern der Arbeiterpartei wie Friedrich Austerlitz oder Julius Deutsch oder vom ‚Schutzbund der Bukowiner in Deutschösterreich‘ kamen, der, auf die Zugehörigkeit bukowinischer Juden zum deutschen Kulturkreis pochend, um eine Sonderregelung ersuchte.

[...] Der Materien-Index 1921 des Innenministeriums hält fest, daß es insgesamt 24.486 Ablehnungen für jüdische Optionsbewerber gab, wovon inklusive Familienangehörige rund 75.000 Personen betroffen waren.“²⁴³

Da Personen mit einer Heimatberechtigung in Galizien – weder die Geflüchteten noch die bereits davor nach Wien gekommenen – damit kaum eine reelle Chance auf eine Einbürgerung hatten, wählten viele einen anderen Weg. Gemeinden konnten nach wie vor nach eigenem Ermessen Personen die Heimatberechtigung erteilen. Dabei mussten allerdings, wie im 19. Jahrhundert, hohe Geldbeträge an die Gemeinde entrichtet werden. Dementsprechend war „das Optionsverfahren kostengünstiger als ein Einbürgerungsverfahren seitens der Gemeinde Wien, das Angehörigen fremder Staaten nicht unerhebliche Taxen abverlangte, die nach Aufenthaltsdauer und Einkommenshöhe abgestuft waren. Erst als Leopold Waber sein Ministeramt antrat und galizischen AntragstellerInnen die österreichische Staatsbürgerschaft konsequent verweigerte, sahen sich die Bezirksämter mit einer Flut von Einbürgerungsansuchen konfrontiert.“²⁴⁴ Personen mit *mehr* als zehnjährigem Aufenthalt in Wien wurden sofort eingebürgert.

242 *Burger* 138.

243 *Hoffmann-Holter* 252f.

244 *Hoffmann-Holter* 259f.

Die Geflüchteten wurden daher, entgegen eines Versprechens seitens des zuständigen Stadtrats Karl Richter, meist abschlägig beschieden.²⁴⁵ In der Willensbekundung „insbesondere Arbeiter, Angestellte, Studenten, für die die Erlangung des Heimatrechtes eine Lebensfrage bedeutet“,²⁴⁶ spiegelt sich deutlich das politische Interesse der nunmehr sozialdemokratischen Stadtverwaltung. An galizischen ArbeiterInnen und Arbeitern ebenso wie an Studierenden war man als potentiellen WählerInnen interessiert. Antisemitische Vorbehalte und die entsprechende Debatte über „Ostjuden“, die seitens der Christlich-Sozialen ebenso wie von den Deutschnationalen (in unverhohlenen rassistischer Weise) geführt wurden, trugen dazu bei, dass das Vorhaben zunächst nicht umgesetzt wurde. Ab dem Jahr 1923 änderte sich die restriktive Praxis allerdings und es kam zu einer großen Zahl von Einbürgerungen auch galizischer Kriegsflüchtlinge. Hoffmann-Holter verweist auf die National- und Gemeinderatswahlen in diesem Jahr. Von den neu Eingebürgerten erwarteten sich die Sozialdemokraten einen Stimmenzuwachs.

In Zusammenfassung des Komplexes von Staatsbürgerschaft und Niederlassung mit den je eigenen gesetzlichen Entwicklungen ist zum einen zwischen der zunehmend zentralisierten Kontrolle und Übersicht über die Staatsangehörigen und der auf kommunaler Ebene durchgeführten Bestimmungen zu unterscheiden. Die entsprechenden rechtlichen Grundsätze, Durchführungsbestimmungen und die geübte Praxis zeigten langfristig das vorsichtige Austarieren zwischen Kontrolle und Verwaltung einerseits, dem Öffnen von Arbeitsmärkten und dem Zulassen von Arbeitsmigration auf der anderen Seite. Auf individueller Ebene zeigt sich dabei ein Prozess des „Aushandelns“ von Zugehörigkeit, der zunehmend durch nationalstaatliche Implikationen in vielen Bereichen Zugehörigkeit neu definierte: „National institutions such as in the realms of education, religion and media informed our modes of self-interpretation and consequently individual as well as collective actions, which, in turn, left their imprints on the institutions.“²⁴⁷

Innes et al. zeigen für das Vereinigte Königreich in einem Zeitraum von über 500 Jahren, dass es auf kommunaler Ebene Spielraum und Möglichkeiten gab, Zugehörigkeit auch individuell mitzugestalten. Für die Situation in der Habsburger Monarchie im 19. Jahrhundert belegt dies auch Hannelore Burger mit etlichen Einzelfällen. Wenn galizische MigrantInnen in Wien nach dem Ersten Weltkrieg mit der Situation konfrontiert waren, dass Staatsbürgerschaft nun als exklusives Recht eines kleinen Nationalstaates verhandelt wurde, so sind diese Erfahrungen zu berücksichtigen – Erfahrungen, die möglicherweise nicht jene Personen selbst gemacht hatten, die für die Staatsbürgerschaft optieren wollten oder um das Heimatrecht in Wien an-

245 Vgl. Hoffmann-Holter 261.

246 Siehe Hoffmann-Holter 261.

247 Bo Stråth, *Belonging and European Identity*. In: Gerard Delanty, Ruth Wodak, Paul Jones (Hg.), *Identity, Belonging and Migration* (Liverpool 2008) 21–37, hier 23.

suchten, sondern ihre Eltern, Großeltern oder andere Verwandte. Die Sichtweise des Wiener Polizeibeamten hinter seinem Schalter in der Erzählung von Joseph Roth zeigte demnach nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Komplex von Zugehörigkeit und Niederlassung. Roth schilderte orientierungslose, defensive BittstellerInnen, von denen „unwahrscheinliche Dokumente“ verlangt wurden.

„Wären es nur die Namen, aber auch die Geburtsdaten stimmen nicht. Gewöhnlich sind die Papiere verbrannt. (In kleinen galizischen, litauischen und ukrainischen Orten hat es in den Standesämtern immer gebrannt.) Alle Papiere sind verloren. Die Staatsbürgerschaft ist nicht geklärt. Sie ist nach dem Krieg und der Ordnung von Versailles noch verwickelter geworden. Wie kam jener über die Grenze? Ohne Paß? Oder gar mit einem falschen?“²⁴⁸

Der Umgang mit der eigenen Zugehörigkeit zeigte sich im Umgang mit Behörden, behördlichen Eingaben und in vorgelegten, nachträglich beschafften, möglicherweise auch gefälschten oder veränderten Dokumenten. Es entstanden – oder sie bestanden schon davor – je individuelle Vorstellungen von staatlicher oder lokaler Zugehörigkeit, die keinesfalls bloß passiven Zuweisungen folgten. Die drei in dieser Arbeit untersuchten Fälle zeigen diese Unterschiede sehr deutlich. Meiner Ansicht nach sind sie nur verständlich, wenn man das Wissen über Migration und Zugehörigkeit aus ihren Erfahrungen berücksichtigt. Besonders wichtig sind aber auch jene Vorstellungen und jenes Wissen, das bei Verwandten, teilweise auch Bekannten, gespeichert ist und zumindest teilweise weitergegeben wurde. Im folgenden Kapitel untersuche ich zunächst Passagen, in denen sich Zugehörigkeit wie oben dargestellt, in Familien und Verwandtschaft zeigte. Die Wahrnehmung und das Bewusstsein als Staatsangehörige waren sehr unterschiedlich ausgeprägt.

Minna Lachs

Die Eltern von Minna Lachs bekannten sich zur österreichischen Monarchie. Ihre Großmutter mütterlicherseits hatte die deutsche Sprache auf dem Landgut, auf dem sie als Tochter jüdischer Gutsbesitzer- oder verwalter aufgewachsen war, erlernt. Die Verbindung zu Wien, zur Wiener Kultur und die „Treue“ zum habsburgischen Herrscherhaus in ihrer Familie betont Minna Lachs mehrmals in ihrem Text. Eine Auswanderung dieses Teils der Familie, auch im erweiterten Kreis der Verwandten, wird im Text nicht erwähnt. Minna Lachs' Vater war nicht nur ein Anhänger der liberalen geistigen Strömungen aus Wien und Intellektueller. Seine berufliche Karriere begann Benno Schiffmann in Wien und kehrte erst später nach Galizien zurück. Er war Vertreter einer österreichischen Kohlenfirma und damit in einer der wenigen Branchen

248 Roth 86.

tätig, die in Galizien an die überregionale Wirtschaftsentwicklung angeschlossen waren.²⁴⁹ Damit durchbrach er den Bildungs- und Lebensweg, den sein Vater für ihn vorgesehen hatte. Er gab das geistige Studium des Chassidismus auf, migrierte nach Wien und heiratete, zurück in Galizien, in eine Familie, in der Gelehrsamkeit und Bildung mit (nicht nur, aber auch jüdischer) Aufklärung und deutschsprachiger Kultur verbunden waren. Zumindest Minna Lachs stand nicht in Kontakt mit ihrem Großvater Schiffmann, der im Alter sein Geschäft verkauft hatte und nach Israel ausgewandert war.

In der Garnisonsstadt Trembowla war die Präsenz des Staates allein durch das Militär stark, Gleiches galt allerdings auch für die im angrenzenden ostgalizischen Bezirk gelegene Garnisonsstadt Tarnopol. In den Erinnerungen Elke Schapiros wird das Militär in Tarnopol aber kaum erwähnt, wohingegen es in Minna Lachs' Erinnerungen an Trembowla eine große Rolle spielt. Offiziere des Dragonerregimentes waren Besucher im Haus der Eltern und eines Onkels, man hatte ein Naheverhältnis zum Militär, wenn auch kein Familienmitglied selbst in der Armee diente. Lachs' Familie gehörte dem gehobenen, liberalen (Bildungs-)Bürgertum an.

Wien bot sich als das Ziel während der kriegesischen Handlungen an, da es zumindest dem Vater ein gut bekannter Ort war. Die Familie in Trembowla, insbesondere aber Minnas Vater fühlten sich der Monarchie zugehörig, dessen rechtliche Konstruktion einerseits auch der jüdischen Bevölkerung mehr Spielraum und Freizügigkeit verschafft, andererseits die Staatsangehörigkeit auch gesetzlich geregelt hatte. Die Situation in der Habsburgermonarchie mit seinen lange Zeit „unscharfe[n] imperiale[n] Grenzräume[n]“²⁵⁰ unterschied sich diesbezüglich freilich von zentralistischen Nationalstaaten, da die Staatszugehörigkeit in Verbindung mit den einzelnen Ländern stand, besonders ab dem Ausgleich 1867, zwischen cis- und transleithanischen Ländern.

Elke Schapiro

Elke Schapiros Eltern stammten beide aus chassidischen Familien, beide Großväter waren Melameds und Anhänger des „Chuschtschatener Rebbn“. Die Erfahrungen ihrer Eltern mit der Staatsbürgerschaft und vor allem dem Grenzregime des russischen Reiches und den Einschränkungen im jüdischen „Ansiedlungsrayon“ waren die von „illegalen“ Einwanderern, die einige Jahre in der Stadt Berditschew lebten und dann nach Tarnopol im österreichischen Galizien übersiedelten, wo Pinkas Wolfzahn den Cheder (die Schule) seines verstorbenen Vaters über-

249 Nach der Wirtschaftskrise von 1873 (dem ersten „Börsenkrach“) setzte eine Investitionstätigkeit auch in peripheren Räumen ein, da Kosteneinsparungen bei „Grund und Boden, Rohstoffen und Arbeitskraft“ erzielt werden sollten. Galizien war in diese Ausweitung aber nur punktuell eingebunden. Interessant waren die Kohlereviere um Krakau, einige Textilregionen und ab den 1860er Jahren die Erschließung der Erdölfelder von Drohobycz und Polanka. Vgl. Andrea Komlosy, Grenze und ungleiche regionale Entwicklung. Binnenmarkt und Migration in der Habsburgermonarchie (Wien 2003) 130ff.

250 Oltmer 15.

nahm und von seinem Bruder unterstützt wurde. Seine Frau Chaje Sobel kam erst ein Jahr später nach. Mutter und Tochter wurden von einem „Schlepper“ über den Grenzfluss nach Brody gebracht, was Elke Schapiro mit dem für das Buch titelgebenden Satz „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft ...“ kommentierte. Es gab offensichtlich einen funktionierenden illegalen Grenzverkehr zwischen dem russischen Reich und dem österreichischen Galizien, auf den Schapiro zweimal verweist. „Das war ein ruthenischer Bauer, der uns hinübergenommen hat. Das war ein Beruf, den Leuten zu helfen. [...] Es waren Leute da, die das vermittelt haben.“²⁵¹ Über der Grenze, am Stadtrand von Brody, sammelten sich die Geflüchteten in einem Bauernhof und reisten am nächsten Tag weiter:

„Wie wir zu dem Bauernhof gekommen sind, waren schon viele Leute dort, die haben alle da geschlafen. Dort haben wir Essen gekriegt, und dann haben die Mutter und ich dort zusammen auf einem Strohsack geschlafen.“²⁵²

Es ist fraglich, ob die Bewertung dieser Reise als „Flucht“ nicht auf den späteren Fluchterfahrungen Schapiros (Flucht aus dem Kriegsgebiet im Ersten Weltkrieg und vor der Verfolgung durch das NS-Regime) beruhte, da der Vorgang des illegalen Grenzübertritts ihr ähnlich vorgekommen sein könnte. Explizit erwähnt sie, dass die Familie in Russland keinen antisemitischen Repressalien ausgesetzt gewesen sei:

„Ich hab gehört von Progromen, aber keine mitgemacht. Ich weiß, daß damals viele Juden aus Rußland ausgewandert sind wegen der Progrome. Aber das war in Kishinew, in einer ganz anderen Richtung. In Schitomir [die heute im Norden der Ukraine gelegene Oblast Schytomyr, Anm. RK] waren auch Progrome. Das war nicht weit weg von uns, aber das war früher.“²⁵³

Als russische Staatsbürgerin war ihre Mutter nicht von der Abschiebung bedroht, sicherlich waren die Lebensbedingungen von Mutter und Tochter ohne Einkommen aber äußerst prekär. Dennoch erinnert sich Schapiro: „Meine Mutter wollte nicht weg, aber sie mußte. Sobald der Mann weg war, konnte sie nicht bleiben.“²⁵⁴ Offensichtlich stand ihre Mutter unter Druck nach Tarnopol zu migrieren, vielleicht auch unter dem Druck der Familie. Sicherlich waren die Umstände des heimlichen nächtlichen Grenzübertritts eine dramatische Ausnahmesituation für das damals kleine Mädchen. Die Hinweise auf die Organisation derselben lassen diese jedoch als keineswegs ungewöhnliche oder vereinzelte Handlung erscheinen. GrenzgängerInnen gab es offensichtlich viele. Die Flucht vor Progromen mochte ein Grund dafür gewesen sein, aber, wie im Falle Schapiros, nicht der einzige.

251 Krag 36.

252 Krag 37.

253 Krag 33.

254 Krag 36.

Ihre Großeltern hatten die Ehe der Eltern vereinbart. Diese Ehen waren „das Resultat langer Überlegungen und Verhandlungen zwischen zwei Familien“²⁵⁵ und dabei wurde auch die finanzielle und soziale Stellung der EhepartnerInnen erwogen. Dass die junge Familie in eine heikle rechtliche Situation geraten würde, war sicher nicht beabsichtigt. Es ist nicht auszuschließen, dass die Auswirkungen der „falschen“ Staatszugehörigkeit den Eheverhandlern nicht bewusst waren. Die formalen Grenzen zwischen den Ländern waren Barrieren, die Verbindung der Familien durch die Zugehörigkeit zum Einflussbereich desselben Rabbiners aber offenbar von größerer Bedeutung. Was Komlosy mit Blick auf das späte 18. Jahrhundert schreibt, war in dieser speziellen Situation durchaus noch die Lebensrealität der Menschen: Die Grenzen „waren nichts Absolutes und erhielten erst aus einer bestimmten sozialen oder regionalen Perspektive heraus aktuelle Relevanz. Die Frage, wie Heimat, Grenzen und Bewegungsradius von den Menschen wahrgenommen wurden, wird je nach Region, sozialer Herkunft, beruflicher Qualifikation, Lebensunterhalt und Geschlecht unterschiedlich beantwortet werden.“²⁵⁶ Dieser Auflistung wären demnach auch familiäre, verwandtschaftliche Verbindungen hinzuzufügen. Abseits von gesetzlichen Bestimmungen, und der Regulierung der Migration durch ein Passsystem sowie einem entsprechenden Rechts- oder Unrechtsbewusstsein, basierte das Wissen über die Möglichkeiten der Migration, der Wege, der Kosten, der Organisation etc. auf „bereits von Vorgängern gemachten Erfahrungen, die direkt oder indirekt weitergegeben wurden und einen Wissensschatz über die Mobilität darstellten. [...] Erwartungshaltungen, Aufbruchentscheidung, Planung und Durchführung von Migrationen wurden von den solcherart entstehenden Migrationsnetzwerken entscheidend geprägt.“²⁵⁷ Dies mochte für die jüdische Bevölkerung Galiziens im Besonderen zutreffen. Die habsburgische Verwaltung hatte nach der Grenzziehung zum Königreich Polen sukzessive Erleichterungen für verschiedene Bevölkerungsgruppen entlang der Grenze geschaffen. So wurde etwa der „kleine“ lokale Grenzverkehr mit entsprechenden Passierscheinen erleichtert.²⁵⁸ Da die Grenze „keinesfalls eine *ethnische* oder *historische*, und [...] auch keine ‚*natürliche*‘ *wirtschaftliche*“ war, sondern „Ergebnis politischer Verhandlungen“, musste auf den bereits vorhandenen ökonomischen und kulturellen Raum Rücksicht genommen werden.²⁵⁹ Von den vielen Ausnahmen und Erleichterungen der Grenzübertritte konnte die jüdische Bevölkerung jedoch kaum profitieren. Weder das (nach der dritten polnischen Teilung 1795) benachbarte russische Reich noch die Habsburger Monarchie hatten offenbar Interesse daran, auch der jüdischen Bevölkerung grenzüberschreitende Reisen zu erleichtern.²⁶⁰

255 Keil 3.

256 Komlosy 282.

257 Komlosy 285.

258 Vgl. Pacholkiv 554.

259 Pacholkiv 617.

260 Vgl. Pacholkiv 595.

Schapiro bewundert die organisatorischen Fähigkeiten ihrer Mutter, bemerkt aber zugleich, dass sie selbst nicht wüsste, wie es dieser gelungen sei, das Geld für die Reise zu beschaffen. Das Wissen über informelle Reisemöglichkeiten, wurde – auch zu einem späteren Zeitpunkt – offenbar nicht an die Tochter weitergegeben; möglicherweise, da es nicht mehr für notwendig erachtet wurde, vielleicht auch einfach aus Mangel an Gelegenheit.

Der für GalizierInnen überraschende Angriff der russischen Armee erforderte rasches Handeln und Improvisation. Auf verschiedenen Umwegen gelangte Schapiro nach Wien. Wie oben gezeigt, lebten in einer der angefahrenen Stationen Verwandte und auch das danach angestrebte Ziel, die Erdölstadt (Drohobycz), erwähnte Schapiro als Ausweg aus der Arbeitslosigkeit für jüdische Männer. In Wien kam Schapiro rasch in Kontakt mit dem ihr bereits bekannten Netzwerk aus Tarnopol. Mit der Familie von Haskel Adolf Gläsner und Feige Simon Rosenstrauch standen sie und ihre Eltern in engem Kontakt. Im Gegensatz zu Gläsner waren seine Kinder „alle keine Chassiden“.²⁶¹ Ein Teil dieser Familie war nach Wien gekommen, wo der Schwager von Salke Rosenstrauch, Schmarack, ein wohlhabender Kaufmann, bereits eine Wohnung besaß. Sicher wusste sich Elke Schapiro in informellen Netzwerken zurechtzufinden. Trotzdem stand sie bei ihrer Hochzeit vor dem Problem, einen Geburtsschein vorweisen zu müssen. Dokumente dieser Art hatten in Galizien keine Rolle gespielt, da gesellschaftliches Leben zu weiten Teilen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft organisiert war. Der „legale“ Status einer Person war nur an den Berührungspunkten mit der staatlichen Bürokratie relevant, bei grenzüberschreitenden Reisen, wenn diese nicht, wie im Fall von Schapiros Eltern, mithilfe eines „Schleppers“ vollzogen wurden. Besonders prominent war das Problem der Verwaltung mit jüdischen Nachnamen. Da die Verehelichung nach jüdischem Ritus von den Behörden nicht anerkannt war, trugen viele Kinder – *recte* – den Namen ihrer Mutter. Für die Behörden etwa in Wien war der legale Status auf dem Weg der Überprüfung der entsprechenden Dokumente nur schwer möglich. Joseph Roth schildert dieses Problem in einer sehr bekannten Passage besonders eindringlich:

„Alle Christen haben verständliche, europäische Namen. Juden haben unverständliche und jüdische. Nicht genug daran: Sie haben zwei oder drei durch ein *false* oder ein *recte* verbundene Familiennamen. Man weiß niemals wie sie heißen. Ihre Eltern sind nur vom Rabbiner getraut worden. Diese Ehe hat keine gesetzliche Gültigkeit. Hieß der Mann Weinstock und die Frau Abramofsky, so hießen die Kinder dieser Ehe: Weinstock recte Abromofsky oder Abromofsky false Weinstock. Der Sohn wurde auf den jüdischen Vornamen Leib Nachman getauft. Weil dieser Name aber schwierig ist und einen aufreizenden Klang haben könnte, nennt sich der Sohn Leo. Er heißt also: Leib Nachman genannt Leo Abramofsky false Weinstock.“²⁶²

261 Krag 63.

262 Roth 81ff.

Da sich ein Geburtsschein auf legalem Weg nicht beschaffen ließ, reiste Schapiros Mutter nach Russland (wo ihre Tochter geboren war). Zwar war zu diesem Zeitpunkt Tarnopol russisch besetzt, sodass keine Grenze überschritten werden musste, dennoch war eine Reise von mehreren hundert Kilometern durch teils zerstörte Gebiete wohl eine große Herausforderung, die ein entsprechendes Wissen erforderlich machte. Den Geburtsschein konnte sie nicht beschaffen, da sich herausstellte, dass das Kind nicht registriert worden war. Ihre Eltern hatten nicht legal in Russland gelebt, wie oben bereits beschrieben. Von der Tochter einer Schwester der Mutter, die auch Elke hieß, borgte sich ihre Mutter den Schein aus. Auch 1938 half die Mutter mit einem Geburtsschein aus, einer Abschrift aus dem Tarnopoler Matrikelbuch aus, in dem – auch dies eine Fälschung – bestätigt wurde, dass Elke Sobel (der Nachname ihrer Mutter) in Tarnopol geboren worden sei. „Beide Geburtsscheine hat die Mutter in politisch schwierigen Lagen für ihre Tochter ‚organisiert‘, ohne daß diese ahnt, wie das möglich war!“²⁶³ Offensichtlich verfügte Chaje Sobel über das Wissen, wie „Zugehörigkeit“ mit Behörden ausverhandelt werden konnte. Dies traf auch für Schapiros ersten Ehemann Jakob Rosenstrauch zu, der seine Kontakte zu Behörden auszunützen verstand, um entscheidende Schritte der (nachträglichen) Legalisierung einzuleiten. Mit seiner Hilfe gelang es Elke Schapiro, die Gewerbescheine für ihre Damenschneiderei zu erlangen.

Prive Friedjung

Prive Friedjung beschreibt die Welt des Shtetls in vielen Passagen als eine zwar eng verbundene aber in vielen Belangen eingeschränkte und der Außenwelt gegenüber abgeschlossene Gemeinschaft. Über die Einstellung ihrer Eltern hinsichtlich staatlicher Zugehörigkeit oder ihrer Auffassung den österreichischen Behörden gegenüber erfahren wir aus dem Text nichts Konkretes. Durch die berufliche Anbindung ihres Vaters an die jüdische Gemeinde (er ist ihr Schächter, also ritueller Schlächter) und eine, nach Friedjungs Darstellung, nahezu vollständige Durchdringung des Alltags durch den anspruchsvollen religiösen Ritus waren engere Beziehungen außerhalb dieser Gemeinschaft selten. Zu Verwandten, die etwa in Czernowitz und Wien und nach weniger strengen religiösen Vorschriften lebten, bestand, wie oben geschildert eine große Distanz. Auch außerhalb des Shtetls – als ihre Eltern zusammen mit ihr und ihrer Schwester Sure in Kleinmünchen während des Ersten Weltkriegs untergebracht waren – ergaben sich kaum Kontakte zu Personen aus dem Ort. Die Unterstützung seitens des Staates war äußerst knapp bemessen und reichte kaum für das Allernotwendigste, wohingegen die Unterbringung in einem kleinen Haus mit Garten vergleichsweise komfortabler erscheint als die vieler Geflüchteter in Wien oder in Flüchtlingslagern. Im Text gibt es keine Informationen darüber, ob

²⁶³ Krag 86.

bei der Wahl des Ortes und der Unterkunft persönliche, verwandtschaftliche Kontakte eine Rolle spielten oder ob es seitens der jüdischen Gemeinde Beziehungen dorthin gab. Literaturrecherchen zur Unterbringung von Geflüchteten in Linz führten leider auch zu keinen weiteren Informationen.

Nach dem Ersten Weltkrieg kehrte Prive Friedjung mit ihren Eltern nach Żadowa zurück, übersiedelte aber bald nach Czernowitz, um ihre unterbrochene Schulausbildung dort fortzusetzen. Die Bukowina wurde nach dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie dem rumänischen Staat einverleibt. Friedjung geriet durch ihre politische Tätigkeit in ernsthafte Schwierigkeiten. Zwangsmaßnahmen seitens der rumänischen Verwaltung und des Militärs richteten sich vor allem gegen UkrainerInnen, die mit 38% in der gesamten Bukowina den größten Teil der Bevölkerung bildeten.²⁶⁴ In besonderem Ausmaß sollten aber politische Parteien und die Gewerkschaft kontrolliert und letztlich zerschlagen werden. Nach einem aufgrund von Massenverhaftungen zusammengebrochenen Generalstreik verschärfte sich diese Maßnahmen durch die Sicherheitspolizei Siguranța: „Die Sicherheitspolizei zerschlug auch viele ukrainische Kultur- und Sportvereine. Über alle Treffen der Organisationen der Deutschen, Juden und Polen verfaßten Mitarbeiter der Sicherheitspolizei ‚Siguranța‘ ausführliche Berichte. Sie kamen zumeist aus dem Königreich, wo es vor 1918 außer den Juden keine größeren ethnischen Minderheiten gegeben hatte. Jede Forderung nach kultureller Autonomie begriffen sie als Subversion und allen linken Organisationen unterstellten sie, daß sie mit dem Bolschewismus sympathisieren würden.“²⁶⁵ Die Phase verschärfter polizeilicher Überwachung erlebte Prive Friedjung zunächst als Sympathisantin der linken *Paole Zion* und in weiterer Folge als Angehörige eines kommunistischen Zirkels. Zwei Gefängnisaufenthalte waren die Folge. Sie entschloss sich 1924 ihren Schwestern nach Wien zu folgen und ihre Eltern akzeptierten dies, nachdem die Tochter eine von ihrem Vater arrangierte Ehe mit einem Mann aus Galizien ausgeschlagen hatte. Die politische Tätigkeit ihrer Tochter konnte ihren Eltern nicht entgangen sein, war aber offenbar für diese kein Grund auf Distanz zu ihrer Tochter zu gehen. Ihre Eltern waren wie die meisten Juden des Shtetls im Ersten Weltkrieg wohl eher auf Seiten des habsburgischen Staates gestanden, die in allen Belangen wichtigste Zugehörigkeit war aber die zum jüdischen Shtetl mit seiner strengen sozialen Kontrolle. Über politische Differenzen stellten die Eltern aber den familiären Zusammenhalt. „Von seiten meiner Familie hat man mir gewisse Zugeständnisse gemacht. Um mich nicht ganz zu verlieren, wurde ich [...] in einem gewissen Ausmaß toleriert. Und es ist klar, warum: damit ich doch im Verband verbleibe.“²⁶⁶

264 Vgl. Hausleitner, Von der Diskriminierung zur Vertreibung 103.

265 Hausleitner, Von der Diskriminierung zur Vertreibung 104.

266 Friedjung 143.

Als Friedjung 1924 nach Wien kam, hatte sie keine realistische Chance, eine Heimatberechtigung auf dem normalen behördlichen Weg zu erlangen. Ein Antrag nach Paragraph 80 im Friedensvertrag war nicht mehr möglich. Der Weg über eine Heimatberechtigung in Wien hatte einen zehnjährigen Aufenthalt zur Voraussetzung und wäre darüberhinaus mit hohen Kosten verbunden gewesen. Friedjung schreibt, dass der rechtliche Status in den ersten Jahren keine Rolle gespielt habe, weder für sie, noch für ihre Schwester Scheindl oder ihren Schwager, dessen Familie bereits seit langer Zeit in Wien ansässig war. Von ihrer „Familien-Commune“ besaß nur ihre älteste Schwester Paje die österreichische Staatsbürgerschaft.

„Ich war Ausländerin, rumänische Staatsbürgerin, und als solche durfte ich mich nicht politisch betätigen, schon gar nicht in der kommunistischen Bewegung. Aber darum hab' ich mich nie gekümmert. Ich habe politisch gearbeitet, als ob es überhaupt kein Verbot gegeben hätte. Ich wußte auch gar nicht, daß es verboten war.“²⁶⁷

Friedjung war in ein Netzwerk eingebunden, lebte bei ihren Schwestern und arbeitete als Heimarbeiterin für ihren Bruder. Dass ihr legaler Status den Zugang zum Sozialsystem behinderte und sie auch keine Möglichkeit hatte, eine Arbeit abseits der höchst prekären Verhältnisse als Heimarbeiterin anzunehmen, war ihr sicher bekannt. Ihr Verständnis von Illegalität war aber offenbar ein anderes, wie ein Vergleich mit ihrer Situation in Rumänien verdeutlicht. 1928 war sie, an Tuberkulose erkrankt, nach Żadowa zurückgekehrt. Sie initiierte einen kommunistischen Zirkel, dem viele ihrer JugendfreundInnen angehörten. Dieser wurde von der Siguranța beobachtet. Um einer neuerlichen Verhaftung durch die rumänischen Behörden zu entgehen, verbrachte sie einige Zeit als „Illegale“ in Czernowitz.

„In Czernowitz bin ich bei Verwandten untergetaucht. Das waren Leute, die auch aktiv waren, die durch mich zur Bewegung gekommen sind. Das war eine Arbeiterfamilie, die wirklich unter schwierigen Bedingungen gelebt hat.“²⁶⁸

Da ihr politische Arbeit gar nicht möglich und auch Erwerbsarbeit nahezu unmöglich war, beschloss sie nach Wien zurückzukehren. Doch diese neuerliche Ausreise versuchten ihre Eltern nun zu verhindern und händigten ihr wichtige Dokumente nicht aus.

„Weil ich keine Dokumente hatte, hat sich die Abreise so lange hingezogen. Und da stand eben auch die Frage der Illegalität vor mir. Zur illegalen Arbeit überzugehen, bedeutete unterzutauchen. Ich hatte aber nicht den Mut, meinen Eltern das anzutun. [...]. Die Eltern haben mir die Dokumente nicht ausgefolgt, nicht aus politischen Gründen, sondern weil ihnen irgend jemand erzählt hat, daß ich in Wien einen nichtjüdischen Freund hab'. Und das war die allerschrecklichste Sache für jüdische Eltern.“²⁶⁹

267 *Friedjung* 168.

268 *Friedjung* 162.

269 *Friedjung* 166f.

Sie musste einen Beamten bestechen, um zu gefälschten Dokumenten zu kommen. Obwohl sie auch in Wien in sozial und rechtlich prekären Verhältnissen lebte, bot ihr ein verwandtschaftliches Netzwerk ebenso wie die kommunistische Partei einen gewissen Spielraum, der ihr den legalen Status und die damit verbundenen Einschränkungen als weniger gravierend erscheinen ließen.

Österreichische StaatsbürgerInnen – Ein Vergleich

Lachs, Schapiro und Friedjung kamen unter sehr unterschiedlichen Voraussetzungen nach Wien. Gemeinsam ist ihnen, dass sie oder ihre Verwandten bereits vor ihrer Ankunft Kontakte in Wien gehabt hatten. Im Fall von Minna Lachs waren es die beruflichen Kontakte ihres Vaters, bei Schapiro war ein wichtiger Teil des verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Netzwerks, das bereits in Tarnopol bestanden hatte und an das sie nun auch in Wien angebunden war. Bei Prive Friedjung waren es ihre Schwestern, mit denen sie in einer Wohngemeinschaft lebte und ihr Bruder, für den sie als Heimarbeiterinnen arbeiteten, sodass zumindest eine (wenn auch prekäre) Grundversorgung gewährleistet war. Alle drei beschrieben ihren Zugang zur Staatsbürgerschaft in unterschiedlicher Weise und alle drei erhielten diese auch auf unterschiedliche Weise.

Minna Lachs erwähnt die Einbürgerung ihres Vaters und damit der gesamten Familie auf dem Weg des Optierens, und dass „sein Antrag [...] in durchaus angemessener Zeit positiv erledigt worden [war]“.²⁷⁰ Ausführlich rekonstruiert sie davor die Problematik des Optionsparagrafen. Sehr wahrscheinlich war der Antrag noch vor dem Amtsantritt von Leopold Waber erledigt worden. Wie im Kapitel oben dargestellt, war dies keineswegs selbstverständlich, da seitens der Behörden danach getrachtet wurde, Geflüchtete aus Galizien möglichst auszuschließen. Es lässt sich nur vermuten, dass Benno Schiffmanns Antrag aufgrund seiner beruflichen Stellung und seiner Beziehungen vor dem Krieg erfolgreich war. Die Zugehörigkeit zum österreichischen Staat stand für ihn außer Frage. Deutlich distanzierter stand dieser seine Tochter gegenüber, die über ihre intensiven Überlegungen der Zugehörigkeit zur jüdischen Nation, wie sie in der zionistischen Jugendbewegung *Hashomer Hazair* diskutiert wurden, berichtet.

Auch Elke Schapiros Ehemann Jakob Rosenstrauch besaß Erfahrung im Umgang mit Behörden. Zudem waren beide eng in das Netzwerk aus Verwandten und Bekannten eingebunden, das bereits in Tarnopol bestanden hatte. Wohnraum, ebenso wie Arbeitsplätze waren bereits im Lauf des Krieges auf formlose Art vermittelt worden waren. Nach dem Krieg gelang es Schapiro mit der Unterstützung ihres Mannes die Gewerbeberechtigung für Damenkleider zu erlangen und aus einer kleinen improvisierten Hausschneiderei einen renommierten Salon aufzubauen. Als Gewerbetreibende etabliert, verwundert es nicht, dass Rosenstrauch für seine

²⁷⁰ Lachs 113.

Familie um die Einbürgerung, und zwar 1924, ansuchte. Laut Helen Liesl Krag optierte die Familie Schapiros für die österreichische Staatsbürgerschaft:

„Wer nachweisen konnte, daß er dem deutschen Kulturkreis entstammte, Deutsch sprach und deutschsprachige Schulen besucht hatte, erhielt das Recht, für die österreichische Staatsbürgerschaft zu optieren. Rund zehntausend Ostjuden erhielten zwischen 1920 und 1925 ihren Wiener Heimatschein; die Großmutter war eine von ihnen. Bis es 1924 so weit war [...].“²⁷¹

Hier führt Krag's Kommentar zur österreichischen Staatsbürgerschaft in die Irre. Aus der Darstellung ihrer Großmutter geht klar hervor, dass es ihrem Mann gelungen war, über den Weg der Heimatberechtigung in Wien die österreichische Staatsbürgerschaft für die Familie zu erlangen. Dies konnte nicht auf dem Weg der im Staatsvertrag von St. Germain vorgesehenen Möglichkeit des „Optierens“ für die Staatsbürgerschaft geschehen sein, da diesbezügliche Anträge nur bis 1921 möglich waren. Krag klammerte wohl unbeabsichtigt ein wichtiges Problem aus. Wenn sie als Bedingungen für einen positiven Bescheid den Nachweis der Zugehörigkeit zum „deutschen Kulturkreis“ nennt, dann verschleiert diese Formulierung die wichtige Auseinandersetzung, die im Gefolge des Staatsvertrages in Österreich stattfand.

„Dieser Anspruch wurde vermutlich von jenen leistungs- und anpassungsfähigen Personen genutzt, die ihre ökonomische Existenz inzwischen abgesichert und sich innerhalb der jüdischen Bevölkerung Wiens akkulturiert hatten. Andere – vermutlich Tausende – behielten ihre polnische oder rumänische Staatsbürgerschaft bei und blieben somit auch vor dem Gesetz, was sie de facto waren: Fremde, Außenseiter, Nicht-Etablierte.“²⁷²

Zu den zahlreichen Personen, die als ehemalige MigrantInnen keinen aussichtsreichen Optionsantrag stellen konnten und für die aus finanziellen Gründen auch der Umweg von der Heimatberechtigung zur Staatsbürgerschaft nicht in Frage kam, gehörten Prive Friedjung, ihre Schwester Scheindl, aber auch ihr Schwager Daniel Galanter, der bereits in Wien geboren worden war. Als Friedjung nach einem temporären Aufenthalt in Żadowa und Czernowitz 1931 wieder nach Wien zurückgekehrt war, hatten sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse verändert. Sie erhielt ebenso wie ihre Schwester und ihr Schwager einen Ausweisungsbescheid und war nun permanent von einer Abschiebung nach Rumänien bedroht. Ihre sozialdemokratischen Verwandten konnten dieses Problem mithilfe eines Anwalts und ihrer Kontakte „zu den sozialistischen Spitzenfunktionären“²⁷³ lösen. Friedjung selbst entging einer Verhaftung und Abschiebung buchstäblich in letzter Minute, indem sie mit Walter Friedjung, Sohn des Stadtrates Joseph Friedjung, eine von ihrer Partei arrangierte „Zuständigkeitsehe“ einging.²⁷⁴

271 Krag 94.

272 Hoffmann-Holter 270f.

273 Friedjung 168.

274 Friedjung 169.

Die drei Beispiele zeigen, dass selbst in der restriktiven, nationalistischen Politik der 1920er Jahre Handlungsmöglichkeiten für galizische MigrantInnen bestanden. Ausschlaggebend waren dafür verwandtschaftliche/bekanntschaftliche Beziehungen, aber auch Kontakte zu Behörden oder einflussreichen (politischen) Personen, die gemeinsam jeweils einen Handlungsraum schufen. Die individuelle Auffassung von (national-)staatlicher Zugehörigkeit war zudem beeinflusst von Erfahrungen der Zugehörigkeit in den jeweiligen Herkunftsregionen und den dort etablierten Netzwerken. Welcher Weg zur Erlangung der Staatsbürgerschaft eingeschlagen wurde, war darin nicht begründet (im Sinne einer „logischen“ Folge), sondern Teil eines Prozesses, in dem Zugehörigkeit individuell entwickelt wurde.

Punktuell lassen sich aus den beschriebenen Fällen die Zusammenhänge anhand der geschilderten Fälle wie folgt zusammenfassen:

- Der Aufbau einer beruflichen Karriere in Wien konnte auch in Galizien erfolgreich weitergeführt werden. Die Zugehörigkeit zum österreichischen Staat wurde später auch von den Behörden in Wien nach dem Krieg anerkannt.
- Die Fähigkeit zur Organisation und informelle Kontakte zu Behörden erwiesen sich als hilfreich, um Zugehörigkeit (zu einem Staat, aber auch einer Gewerbegruppe) nachträglich zu dokumentieren. Die Dokumente waren Fälschungen, nicht aber die darin ausgewiesenen Leistungen.
- Eine individuelle Auffassung von Legalität/Illegalität bemaß sich weniger an bestimmten Normen, sondern an der gelebten Praxis und den persönlichen Erfahrungen im Umgang mit unterschiedlichen behördlichen/polizeilichen Maßnahmen.

Die Voraussetzung für alle oben genannten Punkte dürfte eine enge Anbindung an eine einflussreiche Gruppe (evtl. einzelne Personen oder auch ein Kollektiv) gewesen sein, die fest in Wien verankert war. Bei Lachs und Schapiro lässt sich dieser Zusammenhang nur anhand von indirekten Schlüssen vermuten, bei Friedjung ist er durch die Zugehörigkeit zur Partei und die Kontakte zu FunktionärInnen der sozialdemokratischen und der kommunistischen Partei evident.

Paul André Rosental schlägt in dem von ihm „Social Citizenship Model“ (SCM) benannten Ansatz vor, die Betrachtung von Staatsbürgerschaft und deren Entwicklung nicht nur anhand der zunehmend restriktiveren „tyrannie du national“ zu beobachten, sondern den Fokus auch auf Initiativen zur Gleichbehandlung von „migrants“ und „native citizens“ zu lenken, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt worden waren.²⁷⁵ Verschiedene Akteure, Individuen wie auch nichtstaatliche Organisationen hatten Reglements im Bereich der Arbeitsmigra-

²⁷⁵ Vgl. Paul-André Rosental, *National Citizenship and Migrants' Social Rights in Twentieth-Century Europe*. In: Joanna Innes, Steven King, Anne Winter (Hg.), *Migration, Settlement and Belonging in Europe, 1500–1930s: Comparative Perspectives* (International Studies in Social History 23, New York/Oxford 2013) 269–280, hier 272.

tion geschaffen. Zunächst konkurrierten restriktive staatliche Maßnahmen mit den Initiativen nicht-staatlicher Akteure.

„Zwar nahmen schon vor 1914 die Kontrollansprüche der europäischen Nationalstaaten in Bezug auf die grenzüberschreitende Migration ebenso zu wie das Volumen ökonomisch motivierter und zunehmend auf begrenzte Dauer angelegter innereuropäischer Migration. Zugleich jedoch blieb die Organisation von Arbeitsmigration in Europa, jenseits der staatlichen Überwachung der Präsenz von Ausländern in einigen Staaten, gänzlich Individuen oder nicht-staatlichen Organisationen überlassen.“²⁷⁶

Die xenophobe Haltung der österreichischen Regierung, Staatsbürgerschaft nach ethnischer Herkunft festzusetzen und die Gruppe galizischer Geflüchteter als ungewollte Fremde auch in gesetzlicher Hinsicht zu definieren, steht der Entwicklung der europäischen Arbeitsmigration gegenüber, die sich in der sprunghaft zunehmenden Anzahl von bilateralen Verträgen in den 1920er Jahren zeigte. In diesen Kontext muss auch die politische Lage in Österreich gestellt werden, das einerseits selbst zur „Quelle für Arbeitskräfte“ für Deutschland und Frankreich wurde, andererseits aber auch die Arbeitsmigration aus Ungarn und Polen in Handelsverträgen regelte und zu einem Abgleich sozialer Ansprüche von ArbeitsmigrantInnen und StaatsbürgerInnen führte.²⁷⁷ Geflüchtete aus Galizien konnten von dieser Entwicklung allerdings kaum profitieren, da sie schon im Ersten Weltkrieg durch verschiedene Arbeitsverbote von den Arbeitsmärkten ausgeschlossen worden waren und als eine Personengruppe angesehen wurden, die man außer Landes schaffen wollte. In diesem Zusammenhang muss die Initiative von Anitta Müller-Cohens „Sozialer Hilfgemeinschaft“ verstanden werden, die Ausbildungswerkstätten speziell für geflüchtete Frauen aus Galizien und der Bukowina einrichtete und die angefertigten Waren auch erfolgreich vermarktete.²⁷⁸ Sicher erfüllten diese mit einem modernen Begriff die Funktion von „Empowerment“, verschoben aber auch die Vorstellung von Geflüchteten als temporär unterstützte und mittellose Personen hin zu Berufstätigen, da sie einen Platz im regionalen Arbeitsmarkt einnahmen. Auf die Arbeit von Anitta Müller-Cohen gehe ich im folgenden Kapitel noch näher ein. Die rezente politische Debatte in Österreich über die Abschiebung von in Lehrlingsausbildung befindlichen Geflüchteten zeigt, dass das komplexe Problem von Arbeitsmigration und humanitärer Unterstützung immer wieder und auch bis zum heutigen Tag Aktualität besitzt. Der Status von Personen als Geflüchtete oder als ArbeitsmigrantInnen ist dabei eine auf nationalstaatlicher Ebene diskutierte Unterscheidung, die im exklusiven Diskurs über Staatszugehörigkeit die internationale Dimension von Migration und die bereits seit geraumer Zeit entwickelten rechtlichen und sozialen Instrumente ausblendet. Wenn auch nicht die Rede von einer völligen

²⁷⁶ *Rass* 106.

²⁷⁷ Vgl. *Rass* 116.

²⁷⁸ Vgl. Dieter J. *Hecht*, *Zwischen Feminismus und Zionismus. Die Biografie einer Wiener Jüdin. Anitta Müller-Cohen (1890–1962)* (L'Homme Schriften 15, Wien/Köln/Weimar 2008) 67.

Gleichstellung sein konnte, konstatiert Rosental „from the end of the nineteenth century to the 1970s the extension of social protection and the extension of migration went hand in hand through various phases“.²⁷⁹ In diesem Sinn plädiert Rosental für „multi-layered concepts of belonging as opposed to simply focussing on the legislative process“.²⁸⁰ Ebenso wenig wie ArbeitsmigrantInnen aus anderen Ländern lassen sich „die“ Geflüchteten aus Galizien als homogene Gruppe verstehen, die in ihrer Gesamtheit in staatlicher Obsorge stand, wenn auch Wohnungsnot und Armut, besonders bei Personen im zweiten Bezirk, weit verbreitet waren. Dies schloss aber (späteren) ökonomischen Erfolg und Etablierung im Zielland keineswegs aus. Die Aufnahme als österreichische StaatsbürgerInnen war bei Lachs und Schapiro und ihren Familien, die sich zu einem langfristigen Aufenthalt in Österreich entschieden hatten, keine außergewöhnliche Handlung, sondern ein Schritt im Prozess der „Zugehörigkeit“. Auch von den Behörden wurden sie offenbar eher in die Gruppe etablierter MigrantInnen eingestuft, die auf den dafür vorgesehenen Wegen in den Staatsverband aufgenommen wurden. Im Fall von Friedjung und ihren Angehörigen in Wien waren es die Parteizugehörigkeit und ihre eigene gute Vernetzung darin, die zu diesem Ergebnis führten. Staatszugehörigkeit und „personal identity“ wurden für Friedjung später erneut zur Gegenständen der Verhandlung, die sie mit einem Achselzucken von persönlichem Zugehörigkeitsgefühl unterschied. Als sie anlässlich ihrer Verheiratung mit Jevgenyi Ludwigowitsch in der Sowjetunion um eine Änderung ihres Namens ansuchte, wurde ihr geraten, damit bis zur Erlangung ihrer sowjetischen Staatsbürgerschaft zu warten, da dieses Ansuchen an die nationalsozialistischen Behörden in Wien gerichtet werden müsste.

„Naja gut, so wichtig waren diese Dinge nicht. [...] Der Familienname war faktisch nur für Dokumente wichtig, nicht aber für die Anrede. Also jetzt den Namen ändern und sich auch damit noch beschäftigen zu müssen?“

Die Beibehaltung des Namens erwies sich später als günstig. Für Wien war das dann sehr hilfreich, weil es das Erlangen der österreichischen Staatsbürgerschaft [nach ihrer Rückkehr nach Wien 1947, Anm. RK] ungemein erleichtert hat.“²⁸¹

Zugehörigkeit als Prozess der Selbstverortung

Wie bereits zu Beginn dieses Abschnitts erwähnt, möchte ich in dieser Arbeit auch ein anderes Konzept von Belonging verwenden, das Individuen in Verbindung mit Kollektiven bringt. Ausgangsfragen für Paul Jones und Michał Krzyżanowski sind dabei: „How are belongings constructed for and by agents in multible, contested ways? What are the barriers that exist to formal and informal group memberships? Why are migrants inherently a ‚special case‘ in this

²⁷⁹ Rosental 275.

²⁸⁰ Rosental 272.

²⁸¹ Friedjung 205f.

regard?“²⁸² Sie setzen das Konzept von Belonging als schärferes Instrument statt eines vielfältigen und kaum noch begrifflich exakt zu bestimmenden Identitätsbegriffs ein, nicht um das Konzept der Identität zu verwerfen, sondern, um mit dem prozessorientierten Konzept von Belonging nach „particular settings where identities are produced, contested and transformed“²⁸³ zu suchen. Die Frage nach der Konnotation von Zuhause/Heimat („home“) stellt sich nach dem Entstehen eines Heimatgefühls und (m.E. sehr viel wichtiger), wie dieses in der alltäglichen sozialen Praxis kodifiziert ist.²⁸⁴ Auf dieser Ebene sprechen Jones und Krzyżanowski von „Attachments“ („for example, to food, accents, a place’s ‘feel’ and so on“),²⁸⁵ die in ihrer Gesamtheit entscheidend dafür sind, wie jemand Zugehörigkeit für sich festlegt. Starke Bindungen, etwa familiäre, lassen sich damit als ein „repertoire of potentially conflicting attachments and memberships“ darstellen, die in ihrer Gesamtheit Zugehörigkeit ausmachen. Im Gegensatz zu einem eher starren Identitätsbegriff verschiebt sich der Fokus auf den Entstehungsprozess einer Beziehung zu einer Gruppe:

„[...] belonging can be considered a process whereby an individual in some way feels some sense of association with a group, and as such represents a way to explain the relationship between a personalized identity and a collective one. In a purely conceptual way belonging is about the relationship between personal identity and a collective identity – there is *something* about one’s personal belonging that is comparable to one’s perception of the aims, constitution or values of a given collective.“²⁸⁶

Ob sich Zugehörigkeit als „membership“ in einer Gruppe manifestiert, bleibt freilich offen – in Beziehung zu einer Gruppe zu treten, muss nicht durch Mitgliedschaft angezeigt werden, sehr wohl aber in Auseinandersetzung mit und im Naheverhältnis zu einer Gruppe. Es geht in diesem Modell auch darum, unterschiedliche Formen von Zugehörigkeit zu zeigen, oder „different routes to our collective identities. [...] belonging shows how difference can be incorporated into one group“.²⁸⁷

Dieser hochdifferenzierende Ansatz erscheint mir in zweifacher Hinsicht auch als sozialhistorischer Zugang interessant: Zum einen können die darin untersuchten Formen von Zugehörigkeit und auf der Mikroebene von „Attachments“ – Bindungen, Neigungen – als Indikatoren für Angebote aber auch Barrieren bereits etablierter Gruppen und Kollektive verwendet werden – sowohl in der Wahrnehmung als auch der Umsetzung in konkreten Handlungsschritten. Das Modell „allows us to think about how ‘thresholds’ or ‘barriers’ to belonging are constructed and reconstructed by members of in- and out-groups“.²⁸⁸ Dies wird im nächsten Kapitel dieser Arbeit relevant,

282 Jones, Krzyżanowski 39.

283 Jones, Krzyżanowski 40.

284 Vgl. Jones, Krzyżanowski 41.

285 Jones, Krzyżanowski 43.

286 Jones, Krzyżanowski 44.

287 Jones, Krzyżanowski 45.

288 Jones, Krzyżanowski 47.

indem über die Etablierung eines breit angelegten Sozialsystems auch eine oder sogar mehrere solcher Gruppen entstehen können. Zum anderen ersetzt dieses Modell ältere Vorstellungen von Assimilierung, insofern die darin untersuchten Beziehungsmuster nicht nur als Anpassung der/des Einzelnen an je vorgefundene Bedingungen sind, sondern im konkreten Handeln auch bereits etablierte Gruppen beeinflusst und verändert werden: „[...] we are not speaking about the kind of one-way process of assimilating migrants into the ‚national culture‘ (whatever that means) of the ‚host‘ society. Obviously as collective identities are transformed, so an individual’s positional relation to the collective shifts.“²⁸⁹ Weiters verändern sich in diesem Prozess auch Kollektive mit den Ansprüchen und neuen Definitionen von Zugehörigkeit von MigrantInnen (und anderen Personen, die Zugang zu dieser Gruppe suchen!). In diesem Sinne sprechen die Autoren von kollektiver Identität als „a proxy of infinitely complicated belongings“.²⁹⁰

Das von Jones und Krzyżanowski beschriebene Modell muss in dieser Arbeit um eine wichtige Dimension erweitert werden. Wie bisher dargestellt, waren (und sind) Migrationen sehr häufig Migrationen eines und innerhalb eines Netzwerkes von Verwandten und Bekannten. Bei Friedjung, Lachs und Schapiro ist dies in hohem Ausmaß gegeben. Verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Beziehungen wurden aber nicht als Ganzes „übersiedelt“ und in derselben Weise am Zielort wieder aufgegriffen und einfach weitergeführt. Die Konstellationen veränderten sich ebenso wie die Verhältnisse von Nähe und Distanz. Dies traf für „Attachments“, die ein Gefühl von „Zuhause“ (home) ausmachten, ebenso zu, wie das Zugehörigkeitsgefühl zu einem bestimmten Ort. *Erinnerungen* veränderten sich in der Migration, ebenso wie sie Attachments am Zielort und ein neues Zugehörigkeitsgefühl veränderten. Harzig berichtet von dem unter MigrantInnen oft zu beobachtenden Phänomen, erinnerte Gegenstände (im weitesten Sinn würde ich von Konfigurationen sprechen) an den Zielorten wiederzugewinnen. Bestimmte Lebensgewohnheiten zu pflegen gehört dazu ebenso, wie das Beispiel der Vorliebe portugiesischer und türkischer MigrantInnen für Kleingärten, das Harzig anführt.

„Indem ein Stück (Land, Erinnerung) aus der zurückgelassenen Lebenswelt (Heimat) in die neue Umgebung hinübergeholt wird, kann ein geschützter Raum für selbstbestimmte transkulturelle Aushandlungen geschaffen werden.“²⁹¹

Im Folgenden werde ich an einigen Passagen den Zusammenhang zwischen diesen Erinnerungen und Erfahrungen von Zugehörigkeit aus den Herkunftsorten und der sich am Zielort entwickelnden Zugehörigkeit zeigen.

289 Jones, Krzyżanowski 49.

290 Jones, Krzyżanowski 50.

291 Harzig 16.

Minna Lachs

In der Reflexion der Erinnerung an die Zugehörigkeit in Polen stellte Minna Lachs fest, dass sich diese zwar rekonstruieren, aber nicht mehr wiedergewinnen ließe. Ein Kapitel ihrer Autobiografie überschreibt sie mit „Auf der Suche nach der eigenen Identität“.²⁹² Sie schildert darin zunächst, wie sie zusammen mit Fanny, ihrer engsten Freundin, am Nordbahnhof ihre gemeinsame Freundin und Schulkollegin Klara verabschiedeten. Klara hatte sich einer Gruppe von ehemaligen galizischen Geflüchteten angeschlossen, die nach Lemberg zurückkehrten. Organisiert wurde die Reise von Anitta Müller, die mit ihrem Verein „Soziale Hilfsgemeinschaft Anitta Müller“ große Popularität genoss.²⁹³ Unter dem Dach der Organisation entwickelte sie im Lauf des Krieges eine ganze Reihe unterschiedlicher Fürsorgeprojekte, angefangen von einer Institution zur Wöchnerinnenpflege bis hin zu Aktivitäten, die auch in den Herkunftsregionen der Geflüchteten in Galizien und der Bukowina fortgesetzt wurden.²⁹⁴

Letztlich konnte sie mit dem Netz ihrer Fürsorgeinstitutionen ein breites Spektrum an sozialer Arbeit anbieten. Ganz klar waren diese Institutionen sowohl personell, als auch an ihrer inhaltlichen Ausrichtung auf jüdische Frauen, besonders Geflüchtete aus Galizien und der Bukowina ausgerichtet. Sehr erfolgreich war die „Arbeitsschule für Frauen und Mädchen“. „In der Arbeitsschule sollten vor allem Mittelstandsfrauen und -mädchen eine Berufsausbildung erhalten, die sie auch nach der Rückkehr in ihre Heimat (Galien und die Bukowina) nützen und weitergeben konnten.“²⁹⁵ In der Ausrichtung auf „mittelständische Frauen“ setzte sie eine bewusste Abgrenzung zu den Armen, die sich auch in der Institution der „Tee- und Suppenanstalt“ zeigte, in der Verpflegung gegen ein geringes Entgelt ausgegeben wurde. Damit sollte „beim Mittelstand das Gefühl des Almosenempfangs verhindert und eine Unterscheidung von der herkömmlichen Armenauspeisung geschaffen werden“.²⁹⁶ Die Besonderheit dieses Hilfswerks bestand in der dichten Vernetzung mit der städtischen Flüchtlingshilfe und der Kultusgemeinde. Nach dem Krieg dehnte sie ihre Netzwerke über die Grenzen Österreichs aus, engagierte sich sowohl in der Sozialarbeit, als auch der Frauenrechtsbewegung. Sie organisierte Auslandsaufenthalte von jüdischen Kindern u.a. in der Schweiz und Holland. Im Rahmen dieser Aufenthalte kam auch Manès Sperber 1919 nach Holland.²⁹⁷ Politisch vernetzte sich Müller-Cohen mit zionistischen Organisationen.²⁹⁸ Die Tätigkeiten des „Jüdischen Zentrums“ als „Kommunikations- und Ausbildungszentrums“ umfassten dabei Sprachkurse ebenso wie Kurse zur jüdischen Geschichte und auch handwerkliche und technische

292 Lachs 109.

293 Vgl. Hecht z.B. 78 u. 90.

294 Für eine Auflistung und genaue Darstellung sämtlicher Einrichtungen vgl. Hecht 82–90.

295 Hecht 84f.

296 Hecht 84.

297 Vgl. Sperber 276ff.

298 Vgl. Hecht 108.

Ausbildungen.²⁹⁹ Standen die Hilfsaktionen im Ersten Weltkrieg unter dem Diktum der „Hilfe zur Selbsthilfe“ und verbanden damit Wohlfahrt und moderne soziale Arbeit, so stand nach dem Krieg der Aufbau eines selbstbewussten jüdischen Lebens in Wien im Zentrum. Unter dieser Prämisse ist auch die von Lachs beschriebene Rückkehraktion nach Galizien zu sehen, die nach dem Vorbild von zionistischen Aktionen in Israel den neuen Aufbau jüdischer Gemeinden in den nunmehrigen Nachfolgestaaten der Monarchie bezweckte. Dieses Vorgehen war den von der Gemeinde Wien und auch der österreichischen Regierung als Drohungen und Ankündigungen gesetzten Rückkehraufforderungen, die wie oben beschrieben, nur zu oft an der mangelnden Logistik und an der Weigerung der Nachfolgestaaten Rumänien und Polen scheiterten, geradezu diametral entgegengesetzt.

Das euphorische Zusammengehörigkeitsgefühl unter den HeimkehrerInnen machte auf Lachs einen großen Eindruck. Ihre Freundin Klara stellte den beiden Mädchen Anitta Müller vor und berichtete, dass sie sich „auf das schöne Lemberg [freue], wo Verwandte und Freunde uns erwarten“.³⁰⁰ Auf diese Schilderung folgt eine Reflexion über das stark empfundene „Gefühl des Dazugehörens“,³⁰¹ das mit einem Mal die Frage, warum „wir Juden so verschieden von den anderen [sind]“³⁰² für sie beantwortet hätte:

„Sie, die anderen, sind in ihrem eigenen Land, die Polen in Polen, die Deutschen in Deutschland, die Engländer in England, und sind so stolz, daß sie im Lande ihrer Väter leben. Wir Juden sind Verbannte überall in der Fremde, sind Geduldete, Entwurzelte oder gar Ausgestoßene.“³⁰³

Die Verbindung aus nationaler Zugehörigkeit und dem entsprechenden Zugehörigkeitsgefühl und einem Heimatgefühl beschäftigt Lachs in weiterer Folge. Sie kam zu dem Schluss, dass es für sie keine Rückkehr „in die Stadt meiner Kindheit“ geben würde, da die besonderen sozialen Verhältnisse, die Teil dieser Heimat waren, eben keine eindeutige nationale Zuordnung resp. Identifikation mit einer solchen ermöglichten. Ausführlich schildert Lachs das Verhältnis ihrer Familie zu Österreich als Teilhabe an der deutschsprachigen Kultur und der jüdischen Aufklärung. Als Kind erlebte sie von beiden Eltern die Begeisterung für Wien als geistiges und kulturelles Zentrum, repräsentiert auch durch den Bezug der *Neuen Freien Presse*:

„Für die Intellektuellen und Gebildeten sowie die wirtschaftlich und politisch Interessierten in den Provinzstädten des Reiches bedeutete sie den ständigen Kontakt mit der Hauptstadt Wien, in der geistige und kulturelle Strömungen und politische Geschehnisse Europas und der Welt ihren Widerhall fanden.“³⁰⁴

299 Hecht 108f.

300 Lachs 110.

301 Lachs 110.

302 Lachs 109.

303 Lachs 110.

304 Lachs 123.

Ihr eigenes Verhältnis zu Österreich beschreibt sie in vorsichtiger Distanz zu ihrem Vater, der „einer der ersten Optanten für die österreichische Staatsbürgerschaft“ war: „Für ihn hatte es keiner Überlegung bedurft, ihm war ein Wunschtraum in Erfüllung gegangen.“³⁰⁵ Sie selbst schuf sich später einen „geschützten Raum“ der Zugehörigkeit in Form ihrer germanistischen Dissertation über deutschsprachige jüdische „Gettoliteratur“.³⁰⁶ Persönliche Neigungen oder Berührungspunkte – Attachments – lassen sich dem Komplex der „osteuropäisch-jiddisch-deutsch-jüdischen Kultur der K. u. k.-Monarchie“ zuordnen, von der – nach dem Holocaust – nur noch wenige Spuren blieben.³⁰⁷ Spezifika waren eine Anbindung an die chassidische Welt über Verwandte, wie im Fall von Minna Lachs über ihren Großvater Berl Schiffmann, dem sie aber persönlich nicht begegnete, ebenso aber an die deutschsprachige, österreichische Kultur, die sowohl ihr Vater als auch ihre Mutter und deren Familie pflegten. Lachs beschreibt in ihren Erinnerungen an Trembowla im Osten Galiziens „das große alte Haus am Stadtrand, in dem wir mit den Großeltern Fröhlich, Mutters Eltern, und ihrem Bruder Moritz harmonisch zusammenlebten“.³⁰⁸ Lachs' Vater war ein wohlhabender Großhändler, stammte aber aus Jezierzane, „einem ostgalizischen Städtel“.³⁰⁹ Sein Vater, Lachs' Großvater Schiffmann, war chassidischer Jude, Anhänger des „berühmten Wunderrabbis von Czorkow“.³¹⁰ Sein Sohn war mit den Söhnen Baruch Golds befreundet, die in Wien ein Gymnasium besuchten und ihn mit ihrer Begeisterung für die Stadt ansteckten. Sein Vater hatte für ihn die Laufbahn eines Gelehrten vorgesehen, er brach aber mit dieser Kultur und wanderte nach Wien aus, wo er zunächst hoffte, an der Universität studieren zu können.

„Ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat, bis er sich in dieser fremden Welt zurechtgefunden und begriffen hatte, daß er den Traum von einem Universitätsstudium aufgeben und lernen müsse, auf eigenen Füßen zu stehen. Es gelang ihm, ungebrochenen Mutes umzusteigen. Papa hat uns nie von seiner Sturm- und Drangzeit in der Metropole erzählt, und wir waren zu taktvoll und zu gut erzogen, um ihm ungelegene Fragen zu stellen. Es war uns klar, daß er diese Periode aus seinem Gedächtnis verdrängen wollte.“³¹¹

Die Leerstelle in der Biografie des Vaters, der in seiner Wiener Zeit offensichtlich viele Kontakte knüpfen konnte und sein Geschäft aufbaute, vergrößert sich weiter. Wir erfahren nicht, wie der Vater zurück nach Galizien gelangt war, dort eine Frau heiratete, die einer Familie

305 Lachs 113.

306 Vgl. Lachs 158f.

307 Julius H. Schoeps, Das osteuropäische „Schtehtl“. Lebensumstände, Bräuche und Befindlichkeiten. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 52, H. 2 (Leiden 2000) 160–166, hier 160.

308 Lachs 15f.

309 Lachs 98.

310 Lachs 98.

311 Lachs 115.

gebildeter und wohlhabender Juden entstammte, die der deutschsprachigen Kultur besonders nahestanden. Benno Schiffmann war in deutscher, österreichischer, polnischer und russischer Literatur bewandert und las sie in den Originalsprachen. Ihre Mutter sprach zudem fließend Ungarisch und verhalf der Familie, wie oben geschildert, zu Reisedokumenten an der ungarischen Grenze. Minna Lachs selbst lernte Deutsch erst nach ihrer Ankunft in Wien und sprach bis dahin mit allen Verwandten Polnisch. Rasch fand sie Zugang zur deutschen Sprache und zur österreichischen und deutschen Literatur und wurde darin von ihrem Vater besonders unterstützt; mit chassidisch-jüdischen Kreisen in Wien hatte sie dagegen kaum persönliche Berührung. Die Ausprägungen der jüdischen Kultur und des Zionismus in Wien waren ihr nicht besonders geläufig und sie war erstaunt, als sie von späteren MigrantInnen aus Galizien, die so wie sie dem *Hashomer Hazair* angehörten, darüber unterrichtet wurde.³¹² Sie teilte, wie oben geschildert, die Begeisterung für eine selbstbewusste „jüdische Nation“, unterschied davon aber sehr genau ihre persönliche Erfahrung von den „Attachments“ jener Bekannten und FreundInnen, die Teil dieser Gruppe wurden und von denen einige nach Galizien, andere später nach Israel auswanderten.

Als einen wichtigen Kristallisationspunkt dieser Überlegungen identifiziert Eleonore Lappin das Nachdenken über die „jüdische Schicksalsgemeinschaft“. Sie führt aus, dass diese Reflexionen vor allem durch das Gefühl einer verlorengegangenen Welt nach dem Ende der Verfolgungen des nationalsozialistischen Regimes geprägt waren.³¹³ Dem Abstand von einer Generation von Eltern oder Großeltern, die jüdische (chassidische) Gemeinschaft aus eigener Erfahrung kannten oder den religiösen Alltag selbst praktizierten, kam dabei eine entscheidende Rolle zu. Lappin zitiert Chava Holtzmann, die ihrem Vater vorwarf keine „produktive Synthese zwischen einem mild religiösen Juden und einem aufgeklärten gebildeten und modernen Menschen“³¹⁴ gefunden zu haben. Etwas überspitzt formuliert Lappin:

„Eine Analyse autobiografischer Schriften jüdischer WienerInnen, die in der Zwischenkriegszeit Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene waren, also in etwa zwischen 1895 und 1925 geboren wurden, führt zu dem erstaunlichen Ergebnis, dass gerade viele der jüdischen Aspekte ihres Lebens im ‚riesigen Abfallkübel‘ landen, obwohl die meisten AutorInnen ihre jüdische Identität nicht infrage stellen. Die Mehrheit bezeichnet sich zwar als ‚assimiliert‘ und ‚Wienerisch‘, ‚assimiliert‘ und ‚bürgerlich‘ oder ‚assimiliert‘ und ‚links‘, doch ‚assimiliert‘ betont hier ihr Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum. Einige schreiben allerdings, dass das Judentum in ihrer Familie keine Rolle mehr spielte, ja nicht einmal erwähnt wurde.“³¹⁵

312 Vgl. Lachs 133.

313 Vgl. Lappin 18.

314 Lappin 19.

315 Eleonore Lappin, Jüdische Lebenserinnerungen. Rekonstruktionen von jüdischer Kindheit und Jugend im

Wenn bei Chava Holtzmann eine Sehnsucht nach eindeutigen Positionen der Zugehörigkeit konstatiert werden kann und sie das Fehlen einer solchen ihren Eltern zum Vorwurf machte, so lässt dies nicht den Rückschluss zu, dass ihr Vater (dessen Aussage dazu wir nicht kennen) für sich selbst nicht eine eigene Form von Zugehörigkeit gefunden hatte. Diese konnte sehr vielfältige Formen annehmen und sich in größerer Nähe oder auch Distanz etwa zur Gemeinschaft einer Gruppe von MigrantInnen äußern.

Robert Lichtblau (1873–1959), der seine Erinnerungen 1945 in Australien niederschrieb, zitierte seinen Vater, Unternehmer und zur Zeit Luegers in Wien eingebürgert, mit dem lapidaren Satz „Mein Judentum besteht darin, arme Juden zu unterstützen“.³¹⁶ Unterschiedliche Formen von Zugehörigkeit zeigten sich etwa darin, ob sich jemand einer Gruppe verbunden fühlte, bestimmte Handlungsweisen mittrug, diese in seinem eigenen Verhalten zeigte oder sich in verschiedenen Gruppen gleichzeitig bewegte. „Attachments“ waren dafür sicher ein wichtiges Kriterium. Doch selbst innerhalb einer Familie konnten diese zu unterschiedlichen Formen von Zugehörigkeit führen, wie ein abschließender Blick auf die Familie von Minna Lachs zeigt.

Mit großem Interesse berichtet Lachs von den verschiedenen Rollen ihres Vaters, der während des Krieges in der Flüchtlingshilfe tätig war, danach als Soldat rasch zum persönlichen Assistenten eines Arztes aufrückte, der seine umfassende Bildung zu schätzen wusste, nach dem Krieg zum österreichischen Staatsbürger wurde, an einem Unternehmen beteiligt war, ebenso aber in der chassidischen Gemeinschaft hochgeschätzt wurde und zu einem (modern gesprochen) „Mediator“ in privaten Streitigkeiten wurde.³¹⁷ Streitigkeiten vor einem selbstgewählten Mediator, nicht aber vor Gericht zu verhandeln, war eine Kultur der Streitschlichtung, die ihrem Vater aus dem „Shtetl“-Leben gut bekannt war. Auch wenn ihr Vater sich ganz deutlich als Angehöriger des österreichischen Staates deklariert hatte, gelang es ihm offenbar mühelos, sich in verschiedenen Gruppen zu bewegen und darin auch Funktionen zu übernehmen. Sehr viel schwerer fiel es hingegen ihrer Mutter, sich in informellen Gruppen zurechtzufinden, oder am Handeln anderer, ihr fremd erscheinender Gruppen teilzunehmen. So akzeptierte sie zwar, dass ihre Tochter die ruthenische Hausangestellte Pawlina in die Innenstadt zu ihrer orthodoxen Kirche begleitete, auch wenn dies mit einer längeren Wartezeit im Kalten verbunden war. Als ihre Tochter und Pawlina der Mutter aber vorschlugen, zusammen mit einer Nachbarin in den Wienerwald zu fahren, um Reisig als dringend benötigtes Brennholz zu sammeln, erlaubte dies die Mutter nicht. Sie selbst wollte auch nicht fahren, da ihr die Umgebung Wiens unbekannt

Wien der Zwischenkriegszeit. In: Frank Stern, Barbara Eichinger (Hg.), *Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus* (Wien/Köln/Weimar 2009) 17–38, hier 17f.

316 Robert Lichtblau. In: Albert Lichtblau (Hg.), *Als hätten wir dazugehört: Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie* (Wien 1999) 481–487, hier 481.

317 Lachs 104.

sei.³¹⁸ Wenn sie auch mit Pawlina, die mit der Familie in einer Wohnung lebte, eng verbunden waren, gab es für sie scheinbar Grenzen, die nicht überschritten werden durften. Minna Lachs berichtet von durchaus emotionalen Berührungspunkten mit der Geschichte ihrer Familie, sie unterscheidet aber ebenso deutlich ihr eigenes Zugehörigkeitsgefühl, das sich über Wissen und Vermittlung nicht einstellte. Außerordentlich positiv erlebte sie die Begegnung mit einem chasidischen Juden, der ihr die besondere Stellung ihres Großvaters Berl Schiffmann vor Augen führte. Es folgt unmittelbar darauf aber die Bemerkung, dass die eigenen Wurzeln „unentrinnbar“ seien und einem „unbarmherzig“ vor Augen geführt würden.

„Man kann aus einer Religionsgemeinschaft austreten, sich aus einer Volkszugehörigkeit lösen, wenn man sich mit ihr nicht mehr verbunden fühlt, jedoch nicht aus einer Schicksalsgemeinschaft, in die man hineingeboren ist.“³¹⁹

Im „Gefühl des Ausgeliefertsein“³²⁰ erfuhr Lachs die „Schicksalsgemeinschaft“ als eine von außen vermittelte Form der Gemeinschaft und zwar in doppelter Weise, als erzählte Erinnerung und als (antisemitische) Zuschreibung.

Elke Schapiro

Im Vergleich zu den anderen Texten findet sich bei Elke Schapiro das vielleicht dichteste Netzwerk an verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Beziehungen. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist bei ihr ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe nicht leicht zu rekonstruieren. Häufig verwendete „Merkmale“ zur Definition einer Gruppe, das religiöse Bekenntnis, Kommunikation, Vereine oder auch lose Zusammenkünfte einer „ethnischen“ Gruppe, all dies schien für Schapiros persönliche Zugehörigkeit nur insofern eine Rolle zu spielen, als sie sich mehr oder weniger deutlich davon distanzierte. Viel mehr als in einer der galizischen communities würde man sie und auch die Mitglieder ihrer Familie zumindest ab einem gewissen Zeitpunkt eher in bürgerlichen Wiener Kreisen verorten. In der Auffassung von Zugehörigkeit als Gegenpol zu Fremdheit, müsste man sie, je nach sprachlicher Usance, als vollständig assimiliert, integriert oder auch akkulturiert bezeichnen. Gerade in diesem Fall erlaubt der von Jones und Krzyżanowski vorgeschlagene Ansatz zu „Belonging“ einen differenzierteren Zugang.

Schapiro betont in ihren Erinnerungen immer wieder das für sie vorbildliche Organisations- und Improvisationstalent ihrer Mutter. Berufstätige Frauen und Mütter (ihre Mutter hatte einen kleinen Stand auf einem Detailmarkt in Tarnopol) schildert sie in scharfem Kontrast zu Vätern und Großvätern, die in ihrer Erinnerung kaum arbeiteten oder nur sehr schlecht bezahlten Unterricht gaben:

318 Vgl. Lachs 78.

319 Lachs 117.

320 Lachs 117.

„Mein Vater war ein Melamed, da hat man nicht viel verdient. Mein Vater hat so wenig verdient, daß, wenn es uns schlechtgegangen ist – oder manchmal überhaupt nicht –, ist meine Mutter gegangen und hat sich genommen einen Stand am Markt. Man hat müssen eine Erlaubnis haben von den Behörden, aber wer hat gefragt?“³²¹

Ist es an dieser Stelle noch ein Verweis auf unumgehbare religiöse Verpflichtungen, so streicht sie bei der Beschreibung der Familie ihres zukünftigen Mannes (und ihrer Bekannten Salke, die sie zuerst im Schneiderhandwerk unterwies) besonders die Untätigkeit des Vaters hervor:

„Was der Vater von der Salke gemacht hat, weiß ich nicht, ich kann mich nicht erinnern. Juden haben nichts gemacht. Er war auf jeden Fall auch fromm, er ist gesessen Schil [im Gebetshaus, Anm. RK] und hat gelesen Tojre.“³²²

Für Schapiro war die Aufnahme des Schneidereihandwerks ein Schritt in die (finanzielle) Unabhängigkeit. Mit einem Säuglingskind war Heimarbeit ein Ausweg, der ihr auch ermöglichte, ein Kindermädchen einzustellen. Dabei sind Lebenserfahrungen zu berücksichtigen, über die sie verfügte, als sie als alte Frau ihrer Enkelin Krag erzählte. Zweimal war sie weitgehend mittellos in für sie fremde Orte gekommen (zu Beginn des Ersten Weltkriegs nach Wien, 1938 nach Darlington, später nach London), zweimal erfuhr sie private Unterstützung durch Verwandte und Bekannte und konnte sich auf Basis eines rasch etablierten und privat vermittelten Kundenstocks mit ihrer Schneiderei eine selbstständige Existenz aufbauen. Sowohl von Wien als auch von England aus unterstützte sie ihre in Tarnopol lebende Familie finanziell. Diese *remittances* waren ihr offenbar ein großes Anliegen, mehrmals erzählt sie davon im Kontext unterschiedlicher Situationen, die durchaus aufschlussreich sind. Von Darlington aus sendete sie von ihrem geringen Lohn als Dienstbotin bei der Familie Spielman schon bald Geld nach Polen, wie sie stolz berichtet. Zweimal erwähnt sie *remittances* im Zusammenhang einer für sie nicht tragbaren Situation der Bevormundung. Als sie – noch unverheiratet – im Ersten Weltkrieg bei der Familie des „Tschuschtschatener Rebbn“ als Schneiderin arbeitete, versuchte dieser, ihr den Lohn vorzuenthalten, um ihn erst nach ihrer Verheleichung auszubezahlen.³²³ Ihre Kritik am Verhalten des „Chuschtschatener Rebbn“ und seiner Entourage in Wien entzündete sich vor allem an der Behandlung ihrer Cousine, deren Arbeit als Schneiderin nicht entgolten wurde, sondern die Auszahlung eines Gehalts ebenfalls auf später verschoben worden war und auch nach ihrem frühen Tod nicht eingelöst wurde, da sich die Familie des Rabbiners weigerte, den Lohn an ihre Familie in Galizien auszubezahlen. Auch sie selbst kämpfte um den ihr zustehenden Lohn, da sie ohne diesen ihre Familie nicht unterstützen hätte können. Als Schapiro bereits verheiratet und mit ihrem zweiten Kind zuhause lebte, bat sie ihren Mann um Geld für

321 Krag 51.

322 Krag 62.

323 Vgl. Krag 83.

ihre Verwandten, das er ihr nicht geben wollte: „Da hab ich gesehen, mit dem Mann komm ich nicht aus, da hab ich gesagt, es geht nicht so, ich muß Geld verdienen, ich muß arbeiten.“³²⁴

Verortet sie die Hilfsbereitschaft ihres Vaters in seinem religiösen Umfeld, so unterstreicht sie anhand der Episode mit dem „Chuschtschatener Rebbn“, dass diese Unterstützung für sie selbst in keinem Zusammenhang mit Frömmigkeit und religiösen Geboten stand.

„In Tarnopol war noch alles sehr, sehr fromm, aber in Wien hab ich dann alles aufgegeben, weil ich so enttäuscht war von dem Rabbiner. Bis ich gekommen bin zu dem Rabbiner, hab ich noch an alles geglaubt. Dort hab ich dann aufgehört zu glauben. Seit damals hab ich gesagt, ich glaub an gar nichts mehr. Ich hab nur geglaubt an gute Menschen: Meine Schwester war ein guter Mensch, mein Vater war ein guter Mensch, und meine Mutter war ein guter Mensch. Was man gehabt hat, hat man geteilt. Wenn einer nicht gehabt hat, hat man geholfen. Aber dadurch, daß ich dort soviel schlechte Leute gesehen hab, soviel schlechte Taten, bin ich ungläubig geworden.“³²⁵

Anerkannte Autorität im Kreis der Geflüchteten besaß der „Schmarack“, ein Kaufmann aus Tarnopol, der nicht nur, wie oben bereits beschrieben, Wohnraum zur Verfügung stellte, sondern auch der kommunikative Mittelpunkt der Gruppe war. Auf seine Vermittlung und sein Zureden hin heiratete Schapiro Jakob Rosenstrauch, dessen Werbung ihr in Tarnopol eher lästig gefallen war.

„Ich bin dann in die Karl-Meißl-Straße gezogen. Der Schmarack hat mir sehr zugeredet, ich soll den Jakob heiraten, er hat uns zusammengebracht. Der Jakob war Buchhalter und hat irgendwo einen Posten gehabt, ich weiß nicht mehr wo, aber gewohnt hat er beim Schmarack.“³²⁶

Der „Heiratsvermittler“ richtete letztlich auch die Hochzeit aus und finanzierte die Feier.

„Der Schmarack hat dann bei sich zu Hause für uns eine wunderbare Hochzeit arrangiert. Meine Mutter war dabei, meine Schwester war dabei [diese reisten aus Tarnopol an, der Vater verweigerte die Reise, da er Wien für ‚trejfe‘ befand], aber vom Jakob seiner Familie war keiner dabei; nur die Frau vom Schmarack, das war die Schwägerin von seiner Schwester, der Salke. Die Hochzeit war im Klucky-Tempel, aber der Empfang war beim Schmarack in der Wohnung.“³²⁷

Der Anschluss an diese Personengruppe rührte sicher aus verwandtschafts- und bekanntschaftlichen Kreisen, die Schapiros Eltern – in Person der Schneiderin Salke Rosenstrauch aber auch sie selbst – in Tarnopol unterhalten hatten. Ihre persönlichen Bindungen führte Schapiro auf die gegenseitige Hilfe zurück. Sobald sie in ihrer Stellung als Schneiderin beim „Chuschtschatener Rebbn“ mit dem Allernotwendigsten versorgt wurde, war es für sie „wichtiger als alles andere“, ihren Bekannten nun ihrerseits Unterstützung zukommen zu lassen:

324 Krag 96.

325 Krag 84.

326 Krag 85.

327 Krag 88.

„Freitag bin ich immer gefahren in die Karl-Meißl-Straße [im Stadtteil Zwischenbrücken, der zum zweiten Bezirk (Leopoldstadt) gehörte, und nun Teil des 20. Bezirks (Brigittenau) ist, Anm. RK] zum Schmarack, dort war der Jakob [Rosenstrauch] und alle, und denen hab ich gebracht zum Essen. Die Köchin hat mir gegeben Essen, und ich hab's getragen zum Jakob und seiner Schwester Salke. Wenn ich hingegangen bin, sie besuchen, hat die Köchin mir eingepackt Fisch und Fleisch und hat mir gegeben Brot, weil es war nichts zu essen im Krieg. Nicht nur, daß ich gegessen hab dort, ich hab denen auch noch mitgebracht. Da hab ich den Leuten geholfen.“³²⁸

Wie auch im Falle der *remittances* an ihre Verwandten in Polen kannte Schapiro solche persönlichen Bindungen und die geleistete Hilfe innerhalb einer relativ geschlossenen community bereits aus Polen. In Wien verloren sie aber für sie ihr religiöses Gepräge. Ein Gefühl von Zugehörigkeit oder Angekommensein stellte sich bei Schapiro sowohl in Wien als auch in London ein, als sie über den Handlungsspielraum verfügte, ihre Verwandten in Polen, aber auch Bekannte in Wien zu unterstützen. Eine Einschränkung in diesem Bereich konnte und wollte sie nicht akzeptieren und begegnete den Versuchen seitens des „Chuschtschatener Rebbn“, aber auch ihres Mannes mit radikalen Schritten.

Prive Friedjung

Ähnlich wie Schapiro äußert auch Prive Friedjung deutliche Kritik an der Untätigkeit frommer Männer. Die dabei vorgenommenen Rollenzuweisungen unterstreichen die starke Trennung der Lebenssphären, die Friedjung bei ihren Großeltern wahrnahm. Ihren Großvater mütterlicherseits versieht sie mit Attributen wie „großzügig“, „gut aussehend“, „repräsentativ“, „elegant“, „heiter“, ihre Großmutter wirkte auf sie hingegen „schweigend, klein, fast unansehnlich“ auf sie. Sie „arbeitetet wie eine Heilige, [...] war sehr ernst, fast ohne Sprache“.³²⁹ Diese Rollenbilder sind – beabsichtigt oder unbeabsichtigt – einem bürgerlichen Rollenmodell diametral entgegengesetzt. Friedjung ordnet die starke Trennung der Lebenssphären einer überkommenen Welt (dem „rückständigen slawischen Nest“, in dem ihre Großeltern lebten) zu: „Bei uns [gemeint ist Żadowa, Anm. RK] gab es das weniger. Da waren die Männer doch größtenteils berufstätig.“³³⁰ Doch kehrten sich dadurch die Verhältnisse nicht um. Die Beschreibung berufstätiger Frauen traf für ihre Mutter ebenso zu, allerdings in geringerem Ausmaß. Sie stand nicht auf dem Markt, führte aber eine Landwirtschaft auf kleinstem Niveau. Friedjung betrachtete ihre Mutter als (zumindest weitgehend) gleichberechtigt, eine Tatsache, die sie auf die Berufstätigkeit zurückführte, jedoch in der Vergangenheit getrennter Lebenssphären verortete, der sie damit eine positive Seite abgewann.

328 Krag 84.

329 Friedjung 75.

330 Friedjung 91.

„Die Frauen haben das Selbstbewußtsein wahrscheinlich aus ihrer sozialen Lage bezogen, daher, daß sie ständig den Haushalt machen mußten. [...] In der Masse war es die Frau, die am Markt gestanden ist [...] um das Brot für die Familie zu verdienen.“³³¹

Standen ihre Eltern einander gleichberechtigt gegenüber, so betrachtete Friedjung sie zugleich als abgeschlossene Gemeinschaft.

„An Freundschaften der Eltern kann ich mich überhaupt nicht erinnern, weder beim Vater noch bei der Mutter. Die Familien lebten irgendwie sehr abgeschlossen, und meine Mutter hatte dazu ja auch gar keine Zeit.“³³²

Heiterkeit und Repräsentativität wie bei seinem Schwiegervater waren ihrem Vater offenbar unangenehm. Er verfügte über eine große Gesangsstimme, hatte diese jedoch nicht ausbilden lassen, da er „befürchtete, daß die Kinder Gojim“³³³ würden, wenn er mit seiner Familie in der Welt herumziehen müsste. Einerseits handelte es sich hier um persönliche Merkmale und die spezielle Situation ihrer Familie. Andererseits muss man diese auch im Kontext von Migration sehen. Friedjung erlebte als jüngstes Kind ihre Eltern als alte Leute. Bis auf zwei Brüder und einer Schwester waren ihre Geschwister nach Übersee oder nach Wien migriert. Gemeinschaft beschränkte sich nicht ausschließlich auf den familiären Bereich. Sie zeigte sich besonders intensiv bei religiösen Festen und auch in gemeinsamen Arbeiten, Gelegenheiten, bei denen Geschichten und Anekdoten erzählt wurden.

„Solche Geschichten hat man sich an Abenden erzählt, besonders bei einer Art von Nicht-Feiertagsfestivitäten, wie zum Beispiel dem Maiskolbenauslösen im Herbst. Da kamen die Leute zusammen. Einer half dem anderen. Das heißt, es gab Gemeinschaften. Und da gab es eben auch irgend etwas zum Essen.

Und bei solchen Gelegenheiten wurden solche Geschichten erzählt und Lieder gesungen und so weiter.“³³⁴

Friedjung berichtet merklich distanziert von diesem Alltagsleben. Erfahrungen mit Isolation und „Abschottung“ rührten vor allem aus zwei Jahren, die sie als Jugendliche mit ihren Eltern und ihrer Schwester Sure in Kleinmünchen bei Linz verbrachte. Ebenso wie Lachs, Schapiro und auch Sperber war die Familie plötzlich in die Kriegswirren hineingeraten, als sich die Front zum zweiten Mal nach Galizien und die Bukowina verschob. In Kleinmünchen war Friedjungs Familie vergleichsweise komfortabel in einem kleinen Häuschen untergebracht worden. Die vom Staat ausgefolgte finanzielle Unterstützung reichte allerdings kaum für das Allernötigste, wie oben bereits ausgeführt. Zusätzlich erhielt die Familie Unterstützung von einem Bekannten, der ihnen – gegen Marken für Lebensmittel, die die Familie aus religiösen Gründen verweigerte –, Mehl aus einer Mühle, in der er arbeitete, verschaffte.³³⁵

331 *Friedjung* 91.

332 *Friedjung* 92.

333 *Friedjung* 77.

334 *Friedjung* 99.

335 *Friedjung* 125.

„An nachbarliche Beziehungen kann ich mich nicht erinnern. Die Eltern, besonders der Vater, werden schon irgendwelche Beziehungen gehabt haben, aber wie diese verlaufen sind? Wir Schwestern haben ja sehr früh zu arbeiten angefangen. Das heißt, an Arbeitstagen waren wir ja nicht zu Hause. Wie sich die Beziehungen abgespielt haben, ist uns Kindern unbekannt gewesen. Es war wichtig, daß man irgend etwas zu essen bekommen hat. Zu den Arbeiterinnen und Schulkolleginnen hatten wir kaum Kontakt. Da war doch eine große Fremdheit, durch die Sprache, durch die verschiedene Religion.“³³⁶

Ein funktionierendes Gemeinschaftsleben konnte sich hier nicht einstellen. Für die Eltern wäre es besonders schmerzhaft gewesen, „aus der Atmosphäre, in der sie Jahrzehnte gelebt und geschaffen hatten, herausgerissen [...] und in eine total fremde, verarmte geraten zu sein. [...] Hier konnte man nichts regulieren. Man war darauf angewiesen, was man vom Staat kriegte.“³³⁷ In ihrer Erinnerung hatte Friedjung das erste Mal die Abgeschlossenheit des Lebens ihrer Eltern als Isolation erlebt und religiöse Vorschriften als nachteilig und hemmend sowohl für soziale Beziehungen als auch in beruflichen Belangen empfunden. Zwei weitere Passagen aus der Linzer Episode machen dies deutlich: Zunächst arbeiteten die beiden Schwestern in einer Zündholzfabrik. Nachdem ihre Schwester Sure (verursacht durch die gesundheitsschädigende Arbeit) erkrankt war, beendete auch die etwa vierzehnjährige Prive die Arbeit und besuchte eine Handelsschule.

„Das war das erste Mal, wo ich versucht habe, nichtrituell zu essen. Aber noch nicht aus Überzeugung, sondern weil man bereits angeknabbert war. Das heißt, man lebte schon nicht mehr so streng. Das nichtkoscher Essen war für mich der erste Anfang. Es ist mir nicht leichtgefallen. Ob ich mich damals schon von der Religion lösen wollte? Der Denkprozess setzte erst danach ein.“³³⁸

Bei allem Verständnis für die Religiosität ihrer Eltern zweifelte Friedjung offenbar an dem Sinn von Regeln, die das Knüpfen neuer Verbindungen erschwerten oder sogar verunmöglichten. In einer Zeit, die von knappen Gütern, vor allem Nahrungsmitteln geprägt war, erschienen ihr auch die strengen Speisevorschriften nicht mehr sinnvoll. Umso stärker, als die Gemeinschaft des Shtetls fehlte und klar wurde, dass die Vielzahl an Regeln an diese gebunden waren und sich nicht auf andere Formen von Gemeinschaft übertragen ließen, traten diese Regeln als Tabus in Erscheinung. Diese waren nun an ihre Person gebunden. Interessanterweise setzte Friedjung ein zweites großes Tabu, nämlich sexuelle Beziehungen, in Zusammenhang mit den Speisevorschriften, indem sie sexuellen Kontakt mit Männern mit der Überwindung, eine Schinkensemmel zu essen vergleicht.³³⁹ In der Erzählung über ihre Zeit im „Untergrund“ von Czernowitz beschreibt sie auch einen Übergriff des Dichters Itzik Manger. Nach den Ausführungen dieser für sie erniedrigenden Erfahrung berichtet sie von der Haltung junger kommunistischer Frauen und Männer im Gefängnis von Czernowitz.

336 *Friedjung* 127.

337 *Friedjung* 126.

338 *Friedjung* 124.

339 Vgl. *Friedjung* 163f.

„Und ich wußte, daß der eine, besonders der Dunkle, richtig verliebt in mich war. Aber es wagen, an mich heranzugehen? Oho! Persönliche Achtung vor dem anderen, das war Voraussetzung.“³⁴⁰

Dabei ging es weniger um ihre Beziehung zur Partei und die „Soziale Frage“, als zu den KommunistInnen als Personen. Hinsichtlich ihrer politischen Haltung zur Frauenfrage deklarierte sie sich deutlich: „Die Frauenfrage war für mich nie bedeutend, und mein Interesse daran ist bis zum heutigen Tag nicht übermäßig groß. Ich hatte dazu ungefähr dasselbe Verhältnis wie zur nationalen Frage.“³⁴¹ Unmittelbar davor reflektiert Friedjung ihr peinigendes Verhältnis zur Sexualität, das sie auf ihre Erziehung als jüdische Frau zurückführt. In diesen Fragen war es weniger die politische Ideen der Emanzipation, sondern der respektvolle persönliche Umgang, die Distanz, die sie auch in schwierigen und beengten Situationen gewahrt wissen wollte, die sie mit ihren kommunistischen Parteifreunden verband.

In der Diskussion über den Untertitel des Buches argumentierte Friedjung für die Bezeichnung „jüdische Kommunistin“, da ihr der Vorschlag „Jüdin und Kommunistin“ als „Teilung ihrer Person“ erschienen wäre.³⁴² Lichtblau spricht von der kommunistischen Bewegung als „Ersatz für [...] Familie, Verwurzelung, soziales Netzwerk, Heimat, Glaube“.³⁴³ Ein Gefühl von Zugehörigkeit ist in Friedjungs Erzählung am stärksten in ihrer Beziehung zur kommunistischen Partei ausformuliert. Sie definierte ihren Platz in einem ambivalenten Verhältnis zur „Sozialdemokratie mit ihrem großen Sozialwerk“, als Aktionistin, die Plakate illegal in der Nacht klebte, da kein Geld für die Anmietung von Plakatflächen vorhanden war. Der Abstand zur großen Organisation verringerte sich im spontanen Protestmarsch zum Justizpalast 1927 nach den „Morden von Schattendorf“. „Wenn solche Aktionen waren, da gehörte ich so dazu, wie das Amen zum Gebet. Ich war ja ein Teil dieses Lebens, war nicht irgendein Angeklebtes, sondern gehörte dazu [...]“.³⁴⁴

Im Sinne der oben beschriebenen „Attachments“ erscheint die Anbindung an die kommunistische Bewegung weniger als „Ersatz“ für eine verloren gegangene soziale Integration, sondern eher als ein Wiederaufgreifen von sozialen Beziehungen, in denen sie sich als Person respektiert sah und in denen auch positive Werte aus ihren Erfahrungen mit ihren Eltern und Großeltern transportiert wurden. Selbstbewusstsein, das aus unmittelbarer Aktivität gewonnen werden konnte, entsprach möglicherweise am ehesten ihrer Vorstellung von der Rolle von Frauen, die keine repräsentativen Funktionen innehatten, aber in der materiellen Versorgung der Familien die tragende Rolle innehatten. Mehrmals verweist Friedjung darauf, dass ihre Arbeit für die Partei im Ausführen der Aktionen bestand, sie wäre keine „Obere“ gewesen: „Mir hat die

340 *Friedjung* 165.

341 *Friedjung* 172.

342 *Lichtblau*, Einleitung 52.

343 *Lichtblau*, Einleitung 46.

344 *Friedjung* 155.

Kleinarbeit irgendwie mehr zugesagt.“³⁴⁵ Das Aufgreifen von positiven emotionalen Beziehungen tritt vielleicht am stärksten in einer Passage über intensive Musikerlebnisse im Wien der Nachkriegszeit hervor, als Friedjung während eines Mahler-Zyklus „zum Dank Mitglied im Konzerthaus wurde“: „Musik ist etwas, womit ich groß geworden bin. Für mich ist Musik verbunden mit dem Gesang meines Vaters und mit dem eigenen Gesang.“³⁴⁶

Die Zugehörigkeit zur kommunistischen Bewegung zeigte sich quasi auch ex negativo aus der Erfahrung einer Zurückweisung. Im Kreis sozialistischer Frauen (Bekannte ihrer Schwester Paje) fühlte sich Friedjung „irgendwie am Rand“.³⁴⁷ Sie mutmaßt, dass es ihr eigener, den Wienerinnen fremder Kulturkreis aus der Bukowina gewesen sein könnte, der sie auch zu einer Fremden in einer internationalistisch orientierten Bewegung machte. Als Distinktionsmerkmal führt die Autorin die Bildung an: „Ich war ja keine Gebildete. Ich war ja eine vom Land, eine Landpomeranze, die von balkanischen Gegenden oder fast balkanischen Zuständen hergekommen ist. Ja, ja, stimmt, so hat man das irgendwie benannt.“³⁴⁸ Ihre Sensibilität in dieser Frage wird deutlich, als sie bei einer Diskussion mit sozialdemokratischen Erzieherinnen das Elend in der Bukowina erklären wollte und mit einem verächtlichen Verweis auf die „balkanischen Verhältnisse“ abgefertigt wurde.

„Der Unterschied zwischen uns war irgendwie merkbar. So schlimm, wie dieses eine Mal bin ich aber nie abgefertigt worden – abgesehen von der Hausfrau oder von meinem eigenen Bruder, der keine Kommunisten dulden wollte. Von den ‚halbeigenen‘ oder eigenen Leuten war das die aller-schlimmste Art der Zurückweisung [...]“³⁴⁹

Die Selbstverortung als „keine Gebildete“ und „Landpomeranze“ muss auch im Zusammenhang ihrer späteren Erfahrungen gelesen werden. Unter größten Entbehrungen schaffte sie in der Sowjetunion einen Universitätsabschluss, der ihr nach ihrer Rückkehr nach Wien eine Tätigkeit als Sprachlehrerin ermöglichte, aber formal nicht anerkannt wurde. Ihre persönliche Zugehörigkeit zu einer größeren Gruppe als symbolische Identifikation drückt Friedjung in einer Bewunderung für die „Sowjetmenschen“ aus:

„Ich denke da an die Opfer, an die Schwierigkeiten, an die Hungerzeiten in der Sowjetunion schon während des Aufbaus. [...] Es gab auch in Moskau nicht gerade wenig Hartes. Und dann im Krieg, das war kaum faßbar. Und in diesem Zusammenhang sag ich über die Sowjetmenschen: ‚Engel?‘ Sie sind natürlich lebende Menschen, sie sind keine Engel. Sie haben Fehler, sie können grob sein, sie können alles mögliche machen. Wir wissen das. Trotzdem sage ich: ‚Engel? Ah, ob nicht noch höher‘“³⁵⁰

345 *Friedjung* 152.

346 *Friedjung* 298.

347 *Friedjung* 179.

348 *Friedjung* 179.

349 *Friedjung* 180.

350 *Friedjung* 254.

Der letzte Satz stammt aus einer Anekdote über einen Rabbiner, der verkleidet und unerkannt einer alten Frau Holz liefert, kleinhackt und einheizt. Die Antwort auf die Frage, ob der von seinen Anhängern vermisste Rabbiner etwa im Himmel sei, ist der von Friedjung zitierte Satz „Ah, ob nicht noch höher“.

Zugehörigkeiten – Ein Vergleich

In allen drei Erinnerungstexten finden sich jene von Jones und Krzyżanowski beschriebenen persönlichen „Attachments“, die Anlass zur Reflexion über die persönliche Zugehörigkeit zu einer größeren Gruppe geben. Diese Reflexionen zeigen sehr anschaulich einen Prozess, sozusagen ein Zugehörigwerden. Inwiefern dies auch formal „Membership“ und nach außen gezeigte Zugehörigkeit bedeutet, bleibt eine offene Frage. Sicherlich verwies Friedjung mit ihrer empathischen Darstellung des „Sowjetmenschen“ am ehesten auch auf diese Form der symbolischen Zugehörigkeit. Gerade in diesem sprachlichen Handeln bezog sie aber auch die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft mit ein, deren Anekdoten und parabelhafte Geschichten sie sehr schätzte. Minna Lachs kam zu dem Schluss, dass symbolische Mitgliedschaft in einer „Schicksalsgemeinschaft“, die sie nur aus der Erzählung kannte, sich nicht mit ihren persönlichen Erfahrungen aus ihrer Kindheit in Verbindung bringen ließ. Die Zuschreibung von außen empfand sie als Last und Zumutung. Bei Elke Schapiro zeigte sich Zugehörigkeit am ehesten als Handlungsspielraum, den sie sich als Geschäftsfrau schuf, um ihre Familie zu unterstützen und selbst aktiver Teil eines Netzwerks zu sein, in dem gegenseitige Unterstützung mit Anerkennung und sicher auch Autorität verbunden war. Möglicherweise lässt sich bei dieser Herangehensweise die Frage nach „Membership“ nicht stellen, oder sie würde sogar die Verbindung aus mehr oder weniger kleinen „Attachments“ und dem Empfinden von Zugehörigkeit wieder verdecken.

In allen drei Fällen war dieser Prozess eng verbunden mit verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Beziehungen. Beziehungsmuster wurden während der Migration und am Zielort in anderer Form wieder aufgegriffen. Sie wurden in neue Verbindungen übertragen, wie im Falle Friedjungs zu ihren kommunistischen Parteifreunden, oder – im Falle Schapiros –, in einer neuen, anderen Rolle, ausgeübt.

Die Konzeptualisierung von „belonging“ als Ordnung von „Attachments“ zielt weder auf die Rekonstruktion der festen Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe ab, noch erklärt sie Auswanderungswege und Motive einer größeren Gruppe von MigrantInnen mittels der Zuordnung zu einer solchen. Individuelle Zugehörigkeitsgefühle, die sich anhand von reichhaltigen biografischen Erinnerungen darstellen lassen, liegen oft quer zu Verhaltensregeln und erwarteten Verhaltensmustern in einer Gruppe, es wurden mehrere Elemente aus verschiedenen Gruppen kombiniert und auch bestimmte Rollen in einer Gruppe gefunden, die individuellen Vor-

stellungen von diesen entsprachen. Sehr hilfreich sind die Ergebnisse zur Rekonstruktion von konkretem Handeln und von Handlungsmöglichkeiten und Spielräumen, die sich durch diese Formen von Zugehörigkeit auftraten. In der historischen Rekonstruktion sind derartig reichhaltige Quellen freilich selten und ein Glücksfall. In rezenten Migrationssituationen lassen sich mit biografischen Interviews sicher eine Vielzahl neuer Quellen erstellen.

Nach den Ergebnissen meiner Arbeit ließen sich dabei folgende thematische Felder umreißen:

- Inwiefern lassen sich konkrete Maßnahmen der Unterstützung, des „Empowerments“ von MigrantInnen am Zielort mit Vorstellungen und Lebensperspektiven in den Herkunftsländern in Beziehung setzen? Inwiefern werden Parallelen sichtbar und inwiefern erleichtern diese den Zugang zum Verständnishorizont der befragten Personen?
- Welche Wertvorstellungen eröffnen Handlungsmöglichkeiten innerhalb des eigenen sozialen Umfelds und wie entwickeln sich daraus eigene Rollenmuster? Mit welchen konkreten Handlungsschritten sollen diese umgesetzt (ausgefüllt) werden?
- Welche konkreten sozialen Handlungen (eigene und andere) sind erforderlich, um sich angenommen und ernst genommen zu fühlen? Bestehen Tabus, die persönlich hemmend wirken, wenn sie auch für die neuen sozialen Gruppen, in denen sich Migrierte bewegen, nicht mehr relevant erscheinen?
- Wie werden tabuisierte Verhaltensweisen vermieden, oder wie veränderten sie sich in den Zielorten und werden in neuen Verhaltensweisen umgesetzt?

Der Vorteil einer historischen Analyse von großen Erinnerungstexten liegt darin, dass wir Handlungsweisen und Entscheidungen über einen langen Zeitraum verfolgen können und auch die Veränderungen der politischen Bedingungen, Veränderungen im Verständnis von Staatszugehörigkeit und Prämissen der Fürsorge über einen längeren Zeitraum beobachten können. Die historische Rekonstruktion bietet daher die Möglichkeit, Zugehörigkeit als langfristigen Prozess zu verstehen, der die Handlungsweisen einzelner Personen einbezieht, aber auch nach den gesellschaftlichen Bedingungen fragt, die sich durch die „longue duree“ von Migrationen (mit intensiveren oder schwächeren Phasen) ebenso permanent verändern, schon allein deshalb, weil Migrierte ein wesentlicher und nicht wegzudenkender Bestandteil dieser Gesellschaften sind.

Vorstellungen von Zusammenleben und sozialer Fürsorge

Soziale Rechte und Ansprüche von MigrantInnen wurden auf internationaler Ebene bereits am Ende des 19. Jahrhunderts, verstärkt in den 1920er Jahren, in bilateralen Verträgen abgeglichen. Die Situation der Menschen wurde dadurch verbessert, zugleich auch die Arbeitsmigration reguliert.³⁵¹ Die Ungleichbehandlung von MigrantInnen läge bis heute hauptsächlich „in the grey zones of subtle technical legal arrangements or of discriminating grass roots procedures by the administrators who implement welfare bureaucracy“.³⁵²

An ausgewählten Beispielen des Fürsorgesystems in Wien werde ich in dieser Arbeit solchen „grey zones“ nachspüren. In den 1920er Jahren entstand im „Roten Wien“ ein umfassendes und tiefgreifendes Fürsorgewesen. Zugleich mit der Vielzahl an Fürsorgeeinrichtungen, mobiler Pflege, Aufklärungskampagnen usw. wurden auch die Entstehung von Armut und ihre Folgen erforscht. Andererseits waren bestimmte Gruppen von MigrantInnen, insbesondere die Gruppe ehemaliger Geflüchteter aus der Bukowina und aus Galizien, einer rechtlichen und sozialen Ungleichbehandlung ausgesetzt. Antisemitische Ressentiments und die rechtliche Benachteiligung durch gesetzliche Bestimmungen zur Staatszugehörigkeit, die auf diese Gruppe zugeschnitten waren, wurden in dieser Arbeit bereits thematisiert. In diesem Kapitel stelle ich anhand der Entwicklung bestimmter Wertvorstellungen zum Zusammenleben und familiärer Gemeinschaft dar, wie – ob beabsichtigt oder unbeabsichtigt – eine Vorstellung von kultureller Devianz konstruiert wurde, die bestimmte soziale Gruppen von Fürsorge ausschlossen, da sie sich nach Ansicht prominenter VertreterInnen der Fürsorge außerhalb der Normen bewegten, die als Basis für ein wirksames Eingreifen festgelegt wurden.

Wohlfahrt im Spannungsfeld von „privat“ und „öffentlich“ – Geschlechterrollen

Frauen sind in der Entwicklung des Fürsorgewesens in prominenten Funktionen vertreten, besonders am Übergang zwischen privater Wohlfahrt und der Professionalisierung fürsorgerischer Leistungen und Institutionen. In Wien arbeiteten beispielsweise Anitta Müller-Cohen, Ilse Arlt oder Charlotte Bühler sowohl in den Institutionen (oder bauten diese auf), wie sie auch entscheidend zur theoretischen Reflexion beitrugen. Die Rolle der (berufstätigen) Frauen wurde in den Diskussionen selbst immer wieder thematisiert. Im Zusammenhang mit dem Dis-

351 Vgl. *Rass* 116.

352 *Rosental* 271.

kurs über Familie und Familienmodelle wurden auch Geschlechterrollen, vor allem die Rolle der Frau, in Frage gestellt. Frauen brachten nicht nur wichtige Impulse zur Entwicklung des Fürsorgewesens ein, sondern mussten sich zugleich auch der Diskussion über ihre Rolle in einem Kernbereich des Fürsorgewesens stellen, nämlich ihrer Rolle in der Familie. Diese Frage gewann angesichts veränderter verwandtschaftlicher Beziehungen in der Migration eine eigentümliche Brisanz. Familiäres Zusammenleben sollte durch erzieherische Maßnahmen in der Fürsorge angeeignet und erlernt werden. Zum anderen griffen FürsorgerInnen und Institutionen ein, wenn diagnostiziert wurde, dass ein gedeihliches Aufwachsen und Leben im intimen und geschützten Bereich der Familie gefährdet war. Diese auf den „Kern“ der Familie ausgerichteten Maßnahmen konnten aber nur schwerlich greifen, wenn soziale Beziehungen gleichsam außerhalb des intimen Familienlebens organisiert waren und die eingeforderten vertrauten und geschützten Lebensbereiche für BeobachterInnen aufgebrochen oder gestört zu sein schienen. Vertrautheit war gewissermaßen durch ihre Unsichtbarkeit und Abgeschlossenheit definiert. Wurden Elemente, die man dieser Vertrautheit und Intimität zumaß, buchstäblich ins Straßenleben verlagert und damit in einen Raum verlagert, der als Öffentlichkeit kodiert war, so wirkte dies befremdlich oder sogar abstoßend, wie an einer Passage von Joseph Roth deutlich wird:

„Wer kommt in die Kleine Schiffgasse? Wer nicht gezwungen ist hinzugehen, der geht lieber an ihr vorbei. In der Kleinen Schiffgasse riecht es nach Zwiebeln und Petroleum, nach Hering und Seife, nach Spülwasser und Hausrat, nach Benzin und Kochtöpfen, nach Schimmel und Delikatessen. Schmutzige Kinder spielen in der Kleinen Schiffgasse. Man staubt Teppiche an offenen Fenster und lüftet Betten. Flaumfeder schimmen in der Luft.“³⁵³

Diese Schilderung der Kleinen Schiffgasse (im zweiten Wiener Gemeindebezirk) scheint die Perspektive eines in dem beschriebenen Stadtviertel fremden Besuchers einzunehmen, der Zustände registrierte, die seiner Vorstellung von einem geordneten familiären Zusammenleben widersprachen. Beobachtungen wie diese wurden – sicher auch nicht zu Unrecht – als Phänomene außerordentlicher Armut angesehen, aber zugleich auch als moralische Verwahrlosung gedeutet. Die Lebensbedingungen galizischer Jüdinnen und Juden in der Leopoldstadt riefen bei Zeitgenossen möglicherweise Erinnerungen an die Lebensbedingungen in den Elendsquartieren vieler ArbeiterInnen hervor. Die Zuwanderung in die industriellen Zentren, niedrige Löhne und ein krasser Mangel an adäquatem Wohnraum hatten im Lauf des 19. Jahrhunderts Elendsquartiere entstehen lassen. Diese Situation ist heute gut dokumentiert. In Wien berichteten Autoren wie Victor Adler über die unerträglichen Lebensumstände etwa der ZiegelerbeiterInnen in Favoriten. Zur analytischen Kritik und der unter dem Stichwort der „sozialen Frage“ disku-

353 Joseph Roth (Wien 1927), *Juden auf Wanderschaft*. Bildauswahl von Christian Brandstätter. Mit 153 Abbildungen nach Photographien von Hermann Drawe, Walter Gircke, Alter Kacyzne, Emil Mayer, Abraham Pisarek, Roman Vishniac u.a. (Wien 2010) 89.

tierten Probleme traten moralische, psychologische und sozialpädagogische Überlegungen, die das Zusammenleben der Menschen aus dem Blickwinkel des Mangels und der Deformation „ursprünglicher“ Lebensverhältnisse betrachteten. Tatsächliche Wohnungsnot, auseinandergerissene Familien, Mängel in der Erziehung und der Kinderbetreuung hätten auch einen moralischen und sittlichen Verfall zur Folge gehabt. Das enge Zusammenleben von „familienfremden“ Menschen, der Mangel an Privatsphäre und familiärer Intimität hätten zur Verwahrlosung beigetragen. Im Hintergrund solcher moralischer Überlegungen und auch den Schlussfolgerungen, die darauf ausgerichtet waren, eine Verbesserung der Lebensumstände herbeizuführen, stand das Gegenmodell der „Klein- oder Kernfamilie“. Es bestand die Vorstellung, dass diese größere Verwandtschaftsverbände abgelöst und das soziale Zusammenleben neu geordnet hätte.

„Was häufig ‚Klein- oder Kernfamilie‘ genannt und in der wissenschaftlichen Forschung auch als ‚male-breadwinner-model‘ bezeichnet wird und eine idealisierte, gleichzeitig oft nicht realisierbare, Geschlechterordnung darstellt, ist ein Konzept des 19. Jahrhunderts, insbesondere das bürgerliche Gegenkonzept zu den wahrgenommenen ‚zerfallenden Verwandtschaftsverbänden‘ [der Begriff stammt von Elisabeth Timm, Anm. RK].“³⁵⁴

Sowohl die marxistische als auch die konservative Familiensoziologie sprachen von einem Zusammenbruch alter Familien- und Verwandtschaftsstrukturen. In einer Reihe von Lokal- und Regionalstudien konnte mittlerweile klar widerlegt werden, dass dieser Zusammenbruch stattgefunden hatte.³⁵⁵ Auf das Modell der Klein- oder Kernfamilie stützten sich aber spätere sozialfürsorgerische Maßnahmen. In einer Doppelfunktion als Unterstützung und Erziehung waren sie auf kleine Haushalte und eine auf den „Kern“ der Familie beschränkte Anzahl an Personen ausgerichtet. Eine erste Differenzierung ist dabei schon in der Art der Tätigkeit und der entsprechenden Zuschreibung zu finden. Ihren Text über jüdische Wohlfahrtsorganisationen in Wien und die Beteiligung jüdischer Frauen daran eröffnet Elisabeth Malleier mit Überlegungen zur „privaten“ – weiblich konnotierten – und der „politischen“ – „männlich konnotierten Sphäre.

„Where is the individual positioned and where the collective? And where are these activities performed? In the private space? In the public space? Where are the borders drawn between the two spheres, who draws them, for whom and for what reason? [...]

The room reserved for what was called politics 100 years ago, was defined as a space without women. This doesn't mean that they always acted within these rules. But they met less resistance if they argued as ‚mothers‘ in private or in society. They used constructions as ‚social motherhood‘

354 Bettina Joergens, Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie – eine Einleitung. In: Thomas Brakmann, Bettina Joergens (Hg.), Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie. Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 51, Essen 2014) 9–22, hier 12.

355 Vgl. Andreas Gestrich, Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert (Enzyklopädie deutscher Geschichte 50, München 2010) 62f.

to encompass these boundaries. Every woman could use this concept as an argument for her activities, regardless whether she was married, a widow or a single woman without children.“³⁵⁶

Die Trennung in politische und private Sphäre diente oberflächlich als Schutz, verdeckte klare politische Ausrichtungen und Diskurse, indem die nicht-politische soziale Arbeit als ein Abwenden von Not und zugleich Fortschreiben des Systems anstelle eines fundamentalen politischen Wechsels angesehen wurde. Die Geschichte sozialdemokratischer, bürgerlicher, konfessioneller oder auch nationalistischer und antisemitisch orientierter Vereine und deren Zielsetzung zeigte hingegen ein eminent politisches Spektrum. Malleier fasst zusammen, dass die im Bereich der Stadtteilarbeit engagierten Vereine nicht nur eine paternalistische Funktion gehabt, sondern ebenso mit neuen Formen der sozialen Arbeit experimentiert und auch, mit einem heutigen Begriff, „empowerment“ betrieben hätten.³⁵⁷ Das Fortschreiben des politischen Establishments in Wohltätigkeitsvereinen beschreibt Malleier in der doppelten Funktion als Kontrolle und Repression der Armen, in der Trennung von Hilfsbedürftigen in „honest“ und „dishonest“, „in poor worthy of help and those who are not“.³⁵⁸ Dies war durchaus Teil des politischen Diskurses, wie sich am Beispiel der Ausrichtung jüdischer Wohlfahrtsorganisationen zeigen lässt. Die Trennung zwischen politischer und unpolitischer Sphäre wurde dennoch vehement eingefordert und entzündete sich nicht zuletzt an der Ablehnung feministischer Positionen auch in Teilen der jüdischen Presse.³⁵⁹ Dabei waren die Zielsetzungen besonders der frühen Frauenbewegung und der späteren bürgerlichen Wohlfahrt in gewissem Sinne durchaus vergleichbar. Gegen eine Festschreibung der weiblichen Rolle in Haushalt und Familie engagierten sich die ersten Frauenvereine in der Etablierung von Erwerbsarbeit und einer adäquaten Ausbildung, es ging dabei um „bürgerlich akzeptierte Erwerbsmöglichkeiten“.³⁶⁰ Die Polemik antifeministischer Kreise richtete sich gleichermaßen gegen die Konkurrenz durch berufstätige Frauen (zum Beispiel Lehrerinnen) als auch gegen die von ihnen unterstellte Zerstörung der christlichen Gesellschaft. Antisemitismus und Antifeminismus hatten eine gemeinsame antiemanzipatorische Wurzel, folgert Shulamit Volkov.³⁶¹ Malleier verweist auf die ständig wiederholte Floskel von „der Bedrohung der ‚christlichen Ordnung‘, dessen Kern die ‚christliche

356 Elisabeth Malleier, „Making the world a better place“. Welfare and politics, welfare as politics? Activities of Jewish women in Vienna before 1938. In: Ashkenas – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 16, H. 1 (2006) 261–268, hier 262.

357 Vgl. Malleier 268.

358 Malleier 262.

359 Vgl. Malleier 266 u. Elisabeth Malleier, Die Rezeption der Frauenbewegung in der Wiener jüdischen Presse vor 1938. In: Wiener Geschichtsblätter 60. Jg., H. 3 (2005) 63–73, hier 68.

360 Michaela Raggam-Blesch, Being different where being different was definitely not good“. Identitätskonstruktionen jüdischer Frauen in Wien. In: Frank Stern, Barbara Eichinger (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus (Wien/Köln/Weimar 2009) 257–275, hier 262.

361 Siehe Raggam-Blesch 264.

Familie‘ darstellte. Diese ‚Ordnung‘ sahen die GegnerInnen der Emanzipation u.a. durch Juden/Jüdinnen und Frauenrechtlerinnen bedroht³⁶². In Degenerationsängsten äußerten sich – unterfüttert mit anatomischen und physiologischen Argumenten zur mangelnden weiblichen Intellektualität – Fantasien vom Verfall biologischer und sozialer „Aufgaben“. Die darin enthaltene Weiblichkeitskonstruktion war allerdings nicht nur in misogynen Kreisen durchaus wirkmächtig, sondern äußerte sich – mehr oder weniger explizit – auch in autobiografischen Schriften von Intellektuellen wie Elise Richter oder Käthe Leichter.³⁶³ Inwiefern war die Tätigkeit in einem Wohlfahrtsverein, der organisatorisches wie intellektuelles Potential voraussetzte und den Frauen auch ein großes Ausmaß an zeitlichen Ressourcen abverlangte, weniger „zerstörerisch“? Wie oben beschrieben, waren diese Tätigkeiten, so sie nicht offensichtlich (und offensiv) am politischen Diskurs teilnahmen, akzeptiert. „Social motherhood“ entsprach wohl jener dezenten Rolle, die in Form von organisierter sozialer Arbeit das propagierte Familienmodell reproduzierte oder, um es mit dem zionistischen Journalisten und Arzt Ruben Bierer zu sagen, in Verteidigung der „antiken jüdisch-nationalistischen Hausfrau“.³⁶⁴ Malleier sieht in dem Vergleich des oben genannten Beitrags von Bierer in der liberalen *Neuzeit* und eines Beitrags aus dem *Deutschen Volksblatt* zusammengehörende Begriffe „Nation“, „Haus“ und „Frau“.³⁶⁵ Das darin ausgedrückte Bedürfnis nach Dezenz, nach einer unauffälligen Vorgehensweise, in der soziale Probleme nicht in der Öffentlichkeit ausgehandelt, sondern buchstäblich im „Kreis der Familie“ bleiben sollten, entsprach auch den Vorstellungen von bürgerlicher jüdischer Wohlfahrt. So war die Bekämpfung der Armut nicht zuletzt die Bekämpfung des Erscheinungsbildes von Armut – ein Fanal, das Abneigung und Ressentiments förderte.

„Dem Verständnis von Armut als Form der Devianz vom bürgerlichen Wertekanon zufolge konnte sie nur durch die Akkulturation der bedürftigen Bevölkerung an bürgerliche Standards behoben werden. Wollten die Westjuden die Zuwanderung von Juden aus Galizien verhindern, so mußten sie deren Bedürftigkeit beseitigen.“³⁶⁶

Jüdische Wohlfahrtsorganisationen starteten eigene Programme in enger Abstimmung mit galizischen Vereinen, die sich in Wien zunächst als Träger von Synagogen gebildet hatten, sich aber immer mehr in Wohlfahrtsorganisationen transformiert und die Bekämpfung von Armut als wichtigstes Ziel in ihren Integrationsbemühungen erkannt hatten. Mit dem Ziel, die bereits zugewanderte Bevölkerung dabei zu unterstützen, bürgerliche Lebensverhältnisse anzuneh-

362 Elisabeth Malleier, Die Rezeption der Frauenbewegung in der Wiener jüdischen Presse 67.

363 Vgl. Raggam-Blesch 264f.

364 Siehe Malleier, Die Rezeption der Frauenbewegung in der Wiener jüdischen Presse 68.

365 Malleier, Die Rezeption der Frauenbewegung in der Wiener jüdischen Presse 68.

366 Klaus Hödl, Ostjüdische Armut und ihre Wahrnehmung. Die galizischen Juden um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. In: Stefi Jersch-Wenzel et al. (Hg.), Juden und Armut in Mittel- und Osteuropa (Köln/Weimar/Wien 2000) 309–332, hier 326.

men und auch die rechtliche Stellung abzusichern, war die Hoffnung verbunden, dass auch die orthodoxe religiöse Ausrichtung mehr Akzeptanz und Achtung, vor allem in der etablierten jüdischen Gemeinde Wiens erfahren würde. Die ersten galizischen Vereine ab der Mitte des 19. Jahrhunderts waren zunächst dazu angetan, Bethäuser zu betreiben, in denen der polnisch-orthodoxe Ritus gepflegt wurde. Hödl erkennt die wichtigste Bruchlinie zwischen verschiedenen Einwanderergruppen in unterschiedlichen Riten, die den Ausschlag für die jeweilige Vereinszugehörigkeit gaben. Die „Zentralvereine“, unter deren Dach die unterschiedlichen kleinen Vereine organisiert waren, standen einander als Konkurrenten gegenüber. „Auf der einen Seite, die religiös eher eine liberale Politik verfolgte, nahm der ‚Israelitische Synagogenverein ‚Beth Israel‘ nach polnisch-jüdischem Ritus‘ diese Rolle ein, während ‚Mahzike Hadath‘ seine Gegenorganisation darstellte.“³⁶⁷ Interessant ist die Transformation, die „Beth Israel“ in weiterer Folge durchmachte. In der Auseinandersetzung mit der abschätzigen Meinung der sogenannten „Westjuden“ in Wien wurden im Verein Anstrengungen unternommen, das stereotype Bild vom rückständigen galizischen Juden zu bekämpfen und sich auch von dem in Galizien zu dieser Zeit tief verwurzelten Chassidismus zu unterscheiden. Über verschiedene Zwischenschritte setzte sich das Bewusstsein durch, dass eine Gleichstellung galizischer Juden weniger eine Frage des religiösen Ritus sei, sondern die soziale Komponente, nämlich die Bekämpfung der Armut, eine wichtigere Rolle spielte. Hödl fasst diese zunächst vereinsinterne Diskussion, die letztlich eine fruchtbare Zusammenarbeit mit wohlhabenden jüdischen BürgerInnen der Stadt zur Folge hatte, zusammen:

„Diese Armut war im übrigen dafür ausschlaggebend, daß die Galizianer bzw. ihre Vereine schon bald nach ihrer Ankunft in Wien ihre religiösen Aktivitäten zugunsten eines sozialen Engagements zurückstellten und in weiterer Folge mit ihren finanzkräftigen Wiener Glaubensbrüdern, die zu deren Unterstützung Wohltätigkeitsorganisationen gründeten, in Kontakt traten. Aber so wie die Galizianer ein Interesse am Erhalt von Hilfeleistungen hatten, so wollte auch die wohlhabende, ansässige Judenschaft nicht ganz uneigennützig helfen, und aus dieser Situation entstand eine Zusammenarbeit zwischen beiden Seiten, bei der jede eigene Ziele verfolgte und die eine wesentliche Anpassungshilfe für die Galizianer an die neuen Verhältnisse darstellte sowie zu deren Integration in die jüdische Gemeinde beitrug.“³⁶⁸

Private Wohlfahrt war breit gefächert und erstreckte sich auf Bereiche wie die Beschaffung von Lehrstellen für potentielle Zuwanderer, den Betrieb und die Erhaltung von Schulen ebenso, wie Mütter- und Säuglingsfürsorge, aber auch Hilfe bei der Rückkehr nach Galizien. Armenfürsorge war von einem Leistungsgedanken getragen und zielte einerseits darauf ab, das Abrutschen

367 Hödl, Als Bettler in die Leopoldstadt 136.

368 Hödl, Als Bettler in die Leopoldstadt 154.

in die Armut zu verhindern, andererseits aber Personen dabei zu unterstützen, möglichst rasch zum Selbsterhalt zurückzukehren. Die galizischen Vereine übernahmen neben den grundlegend veränderten, säkularen Zielen in der sozialen Wohltätigkeit eine ganze Reihe von „bürgerlichen“ Vorstellungen hinsichtlich der Art und Weise, in der Hilfe geleistet wurde und an welche Bedingungen diese geknüpft waren. Es waren dies ganz ähnliche Bedingungen, die sich später auch in den Vorstellungen eines modernen Fürsorgewesens wiederfanden. Ein wichtiges Prinzip dieser neuen Armenpflege war die Prävention. Damit wurde nicht zuletzt das Ziel verfolgt, eine dauerhafte Belastung des Steuerzahlers zu verhindern. Die Gruppe der „Berufsbettler“ wurde von einer Unterstützung durch jene Vereine, die ihre Mittel zu einem Gutteil von finanziell gut gestellten jüdischen Bürgern bezogen, kategorisch ausgeschlossen.³⁶⁹ Einige dieser Unternehmungen beschränkten sich nicht auf Wien.

„Aus dieser Motivation heraus dehnten einige Wiener jüdische Organisationen ihre Tätigkeiten nach Galizien aus, um durch eine Verbesserung der materiellen Lage der dort lebenden Juden diese die Möglichkeit zu geben, in ihrer Heimat bleiben zu können, bzw. man wollte durch diese Akkulturationsmaßnahmen so weit wie möglich sicherstellen, daß eventuell weitere Ankömmlinge aus dieser Provinz bereits einen Habitus vorweisen, der mit den in Wien vorherrschenden kulturellen Standards nicht mehr allzu sehr konfigierte.“³⁷⁰

Die bekannteste Stiftung war die „Baron Hirsch-Stiftung“, die 46 Schulen (später auch Kindergärten) mit über 7000 Schülern in Galizien betrieb. Diese berufsorientierte Bildung sollte nicht nur Jungen, sondern – im Rahmen der „Baronin Klara von Hirsch-Jubiläums-Stiftung“ – auch Mädchen „eine Ausbildung in eigens errichteten Volks-, Näh- und Dienstbotinnenschulen“ zukommen lassen.³⁷¹ Die meist wohlhabenden SpenderInnen zeichneten sich in ihrem sozialen Umfeld aus und konnten ihre Zugehörigkeit in Form ihrer erzieherischen Intention auch in direkter Verbindung mit den Herkunftsländern der Zielgruppe unter Beweis stellen.³⁷²

Dieser Blickwinkel zeigt eine auf Prävention (und Prohibition) von Armut ausgerichtete Wiener Bürgerschaft, die dazu angetan war, etwas dagegen zu unternehmen „von solchen

369 Vgl. Hödl 155.

370 Hödl 271.

371 Hödl 276.

372 So wurden die Wohltätigkeitsvereine etwa in Samuel Blochs „Österreichischer Wochenschrift“ hervorgehoben, vgl. etwa den Beitrag von 1905 zu einem Verein, der es sich zum Anliegen machte, mittellose „Zöglinge“ aus Galizien nach Wien zu holen und dort in einem Handwerk auszubilden: „Der Vereinsvorstand hat mit der „Baron Hirsch-Stiftung“ und mit dem „Hilfsverband für die notleidende Bevölkerung in Galizien“ ein Übereinkommen getroffen, dahingehend, eine größere Zahl Zöglinge aus Galizien in Obhut zu nehmen, u. zw[ar] einen Teil gegen Vergütung der Kosten, einen Teil auf Rechnung des Vereines, um diesen galizischen Knaben die Erlernung eines Handwerkes zu ermöglichen. Dem Vereine sind im Berichtsjahre namhaftere Kapitalspenden zugeflossen, dagegen zeigt dies erfreuliche Bild auch seine Schattenseite, denn wie der Bericht mit lebhaftem Bedauern konstatiert, haben sich infolge der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse die Subventionen vermindert und die Mitgliederzahl erscheint geringer.“ Eduard Beer, Verein zur Förderung der Handwerker unter den inländischen Israeliten. In: Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift Jg. 22, Nr. 19 (12.05.1905) 292.

Bettlerhorden überschwemmt³⁷³ zu werden. Verschwiegen wird aber die andere Seite des migrantischen Netzwerks, aus dem die jüdischen Wohltätigkeitsvereine galizischer Juden hervorgegangen waren. In der Darstellung von MigrantInnen als einer „verelendeten Masse“ wurden sie zugleich anonymisiert und ihre sozialen Beziehungen eher als Teil des Problems, als Zeugnis der Verelendung angesehen. Dabei hatten verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Beziehungen, wie oben dargestellt, nicht nur eine wichtige Funktion für die gegenseitige Unterstützung in Alltagssituationen, bei der Berufswahl oder der Kinderbetreuung. Sie boten einen Handlungsspielraum und leisteten in der Fortsetzung (und Transformation) sozialer Beziehungen in den Herkunftsländern einen wichtigen Beitrag für das Zugehörigkeitsgefühl in den Zielländern. Adele von Mises habe ich bereits mit ihrer Erinnerung an die offenen Türen in Brody, an das Zusammengehörigkeitsgefühl von wohlhabenderen Familien mit unterstützungsbedürftigen Personen zitiert. Sie äußerte sich kritisch zur Institutionalisierung der Wohlfahrt, mit dem Argument, dass die Anonymisierung der Hilfe im Vergleich zur Unterstützung in Familien und Verwandtschaft ein „Rückschritt“ der Humanität sei. Ihre Erinnerungen verfasste von Mises zwischen 1929 und 1931 in Wien, die Entwicklungen des Fürsorgewesens der 1920er Jahre waren ihr vermutlich bekannt.

„Von meinem lieben Onkel Bernstein habe ich einmal die Bemerkung gehört, daß jüdische Waisenhäuser erst in der letzten Zeit entstanden sind. Früher brauchte man keine. Es war selbstverständlich, daß verwaiste Kinder von näheren oder fernerer Verwandten oder auch fremden kinderlosen Familien als eigen angenommen und aufgezogen wurden. So sind die Waisenhäuser eher als ein Rückschritt denn als ein Fortschritt der Humanität zu betrachten. Ich glaube, daß es sich auch mit anderen Wohlfahrtseinrichtungen so verhält. So gab es doch sicher bei den Juden viele Geistesranke. Jüdische Irrenhäuser gab es aber nicht. Die allgemeinen und öffentlichen Anstalten waren aber wohl ebenso abgeneigt, arme Juden aufzunehmen, als die Juden, diese Unglücklichsten ihrer Unglücklichen, der interkonfessionellen Fürsorge auszuliefern.“³⁷⁴

Sie beruft sich auf einen Grundsatz, der auch im modernen Fürsorgewesen im Wien der 1920er Jahre große Bedeutung erlangte:

„Die englische Idee der Settlements beruht auf dem richtigen Grundsatz, daß man die Verhältnisse der Menschen, denen man helfen will, erst gründlich und aus eigener Anschauung kennen muß. Daher übersiedelten diese freiwilligen Helfer aus ihrem vornehmen Wohnviertel in die Quartiere des Elends, um dort durch kurze Zeit das Leben ihrer Schützlinge zu teilen und gründlich zu studieren.“³⁷⁵

373 Hödl 272. Der Autor paraphrasiert damit polemisch jene u.a. von J. Samuel Bloch in der *Österreichischen Wochenschrift* vertretene Position.

374 Adele von Mises 183.

375 Adele von Mises 170.

In ihrer Erinnerung war dieser Grundsatz durch die räumliche Nähe und die offenen Häuser in Brody bereits Realität.

„Wir in Brody hatten das nicht nötig. Die ganze Stadt war ein einziges großes Settlement, wo immer schon Arme und Reiche eng beieinander lebten.“³⁷⁶

Mir geht es mit diesem Zitat freilich nicht um einen Austausch der Argumente, sondern darum, dass moderne, institutionalisierte soziale Arbeit aus der Sicht von MigrantInnen nicht nur als Kampf gegen unzulängliche Lebensbedingungen angesehen werden konnte, sondern durchaus als Konkurrenz zur bestehenden gegenseitigen Unterstützung unter Verwandten und Familien. Im Gegensatz zu der Ansicht, dass das Zusammenleben „familienfremder“ Personen schädlich und zersetzend wäre, betonte von Mises gerade den starken Zusammenhalt, der durch die gegenseitige Hilfe entstanden sei.

Hilfseinrichtungen für Geflüchtete im Ersten Weltkrieg

Im Ersten Weltkrieg wurden jüdische Wohlfahrtsorganisationen zum Teil in Flüchtlingshilforganisationen umgebaut, die aber weiterhin den oben beschriebenen Prinzipien folgten. Es entstand eine enge, sowohl personelle als auch institutionelle, Zusammenarbeit mit der staatlichen Flüchtlingshilfe. Hilfseinrichtungen übernahmen die Struktur aus wohltätigen Spenden und einer engen Vernetzung mit der Fürsorge durch die Gemeinden und der (mangelhaften) staatlichen Unterstützung. Die Behörden rechneten mit einem temporären Aufenthalt eines Teils der Geflüchteten in Wien und damit, dass Menschen aus Galizien und der Bukowina in Wien private Hilfe durch Familienangehörige und Verwandte erhalten würden.³⁷⁷ Dies blieb allerdings in vielen Fällen dem Zufall überlassen und führte zu chaotischen Zuständen, wie der Bericht von David Shapira verdeutlicht, der mit seiner Familie am 3. Oktober 1914 in Wien eintraf:

„Auf dem Ostbahnhof herrschte schockierend turbulenter Massenrummel. Nachdem uns der Vater einigermaßen versorgt hatte, begab er sich auf Wohnungssuche. Das war in einer ihm fremden verwirrenden Millionenstadt ein fast aussichtsloses Unterfangen, zumal die Mehrheit der nichtjüdischen Bevölkerung den jüdischen Kriegsflüchtlings gegenüber betont ablehnend eingestellt war und die von Juden bewohnten Bezirke bereits überbevölkert waren. Erst in den Abendstunden fand er für seine zehnköpfige Familie (einschließlich des auf der Flucht geborenen Babys) eine Unterkunft. Eine hilfsbereite spaniolische Jüdin stellte zwei möblierte Zimmer ihrer Wohnung zur Verfügung. Der Einzug meines Vaters mit der großen Kinderschar schien sie zu überraschen, doch die gütige Frau reagierte mit einem nachsichtigen Lächeln und war uns bei der Einordnung mit viel Verständnis behilflich.“³⁷⁸

376 Adele von Mises 170.

377 Vgl. Albert *Lichtblau*, Zufluchtsort Wien 136.

378 David Schapira (Wien 1975). In: Albert *Lichtblau* (Hg.), Als hätten wir dazugehört: Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie (Wien 1999) 227–237, hier 232.

Angesichts der großen Zahlen von Geflüchteten im ersten Kriegsjahr wehrte sich die Leitung der Kultusgemeinde (IKG) vehement dagegen, die Versorgung dieser Menschen zu übernehmen und pochte auf die Zuständigkeit des Staates.³⁷⁹ Die gewährte staatliche Unterstützung reichte nicht einmal zur Gewährleistung der Grundversorgung, wie bereits dargestellt. Stellvertretend für die Situation zahlreicher Menschen sei noch einmal David Schapira zitiert, dessen Familie in Bedrängnis geriet, da vorhandene Mittel im Zuge der überhasteten Flucht verloren gegangen waren:

„Die öffentliche Flüchtlingsfürsorge in wöchentlichen Geldleistungen und Naturalzuwendungen jüdischer caritativer Einrichtungen reichten nicht aus, um bescheidene Bedürfnisse zu befriedigen.

Normale Arbeitsmöglichkeiten für Flüchtlinge gab es kaum.“³⁸⁰

In der Krisensituation im Ersten Weltkrieg führte dies zu einem Diskurs, der von den Erfolgen der behördlichen und privaten Wohltätigkeit zu berichten wusste, andererseits aber über die krassen Versorgungsmängel schwieg, die durch chronische Finanzierungsprobleme, aber auch durch organisatorische Probleme, überbordenden Bürokratismus, Fehleinschätzungen der tatsächlichen Situation einer großen Zahl an Geflüchteten und nicht zuletzt einer vielfach anzutreffenden antisemitischen Haltung in der Beamtenschaft mitverursacht wurde.³⁸¹ Einerseits überforderte die Anzahl der Geflüchteten die Möglichkeiten des kriegführenden Staates, andererseits wurden aber Diskussionen über diese Situation nicht in der Öffentlichkeit geführt, sondern nur über erzielte Erfolge berichtet, was den Eindruck erwecken sollte, dass die Situation zwar schwierig, aber bei gutem Willen beherrschbar sei. Die unübersehbare Armut wurde nicht als strukturelles Problem ausgewiesen, in dem sich bereits die chronischen Versorgungsmängel ankündigten, von denen im weiteren Verlauf des Krieges große Teile des Landes und insbesondere die Städte betroffen waren. Dass die schlecht organisierte Evakuierung und Desinformation der Bevölkerung in den Kriegsgebieten dazu geführt hatten, dass zahlreiche Menschen ihren Besitz verloren hatten und völlig mittellos waren, wurde verschwiegen und erst wesentlich später, in einer Reichsratsdebatte von 1917, diskutiert.³⁸² In öffentlichen Darstellungen seitens des Innenministeriums, der IKG, aber auch Darstellungen in Blochs Österreichischer Wochenschrift wurden die gut funktionierende und effiziente Zusammenarbeit zwischen öffentlichen und privaten Stellen betont. Im November 1914, als bereits zahlreiche Flüchtlinge in Wien waren, berichtete die Österreichische *Wochenschrift*:

„Die Depositenbank, die das Haus Hernalser Hauptstraße 73 für Umbauzwecke angekauft hatte, überließ das gesamte Gebäude zur Errichtung eines Heimes für Flüchtlinge aus Galizien und Bu-

379 Vgl. *Staudinger*, „Juden auf Wanderschaft“ 208.

380 David Schapira 232.

381 Vgl. *Hoffmann-Holter* 46f.

382 Vgl. *Hoffmann-Holter* 51f.

kowina ohne Unterschied der Konfession. Außerdem hat sie 1200 Kronen zur Verfügung gestellt, um die Adaptierung für diesen Zweck zu ermöglichen, so daß es an die Hilfsaktion der Gemeinde Wien angeschlossen werden konnte. In rascher Folge fanden sich viele Private, welche Möbel, Einrichtungsstücke, Wäsche, Kleider lieferten; auch Naturalien kamen herein.“³⁸³

Eine enge Zusammenarbeit von staatlicher und kommunaler mit privater Flüchtlingshilfe wurde erst im weiteren Verlauf des Krieges aufgebaut. Anitta Müller-Cohen war sowohl für die jüdische Gemeinde, als auch in der von Rudolf Schwarz-Hiller aufgebauten Behörde tätig. Vor allem aber baute sie im Verlauf des Krieges ihr privates und spendenfinanziertes Unterstützungsnetzwerk „Soziale Hilfsgemeinschaft“ auf. Auch jüdische Organisationen, die, wie oben erwähnt, oftmals als Verbindungen polnisch-orthodoxer Juden in Wien gegründet worden waren und in ihrer Tätigkeit von der Pflege des religiösen Ritus immer mehr zu karitativen Tätigkeiten übergegangen waren, wurden in der Flüchtlingsarbeit tätig. Sie verfolgten dabei ähnliche Ziele wie vor dem Krieg: Sie boten Hilfe etwa in Form von Arbeitsplätzen in eigens eingerichteten Werkstätten oder Plätze in eigens gegründeten Berufsschulen an.³⁸⁴ Wie oben dargestellt, entsprach dies auch den Zielsetzungen Anitta Müller-Cohens.

Die Versorgungslage in Wien wurde im Verlauf des Krieges für große Teile der Bevölkerung immer problematischer. Antisemitische Propaganda verstärkte eine zunehmend feindliche und hasserfüllte Stimmung den Geflüchteten gegenüber, wie zahlreichen Zeugnissen zu entnehmen ist. Auch Lachs und Sperber berichten in ihren Texten eingehend davon. Wenn auch zahlreiche Personen, die nur einen vorübergehenden Aufenthalt in Wien geplant hatten, angesichts der Verwüstungen in Galizien und der Bukowina nicht zurückkehren konnten, zeigt die Statistik deutlich die kontinuierliche Abnahme der Zahl der Geflüchteten, die in staatlicher Unterstützung standen.³⁸⁵ Vorwürfe und Gerüchte – die Wohnungsnot sei durch die Geflüchteten verursacht, ebenso seien ihnen Versorgungsengpässe durch Korruption und Schleichhandel anzulasten – entbehrten allein aufgrund der vergleichsweise kleinen Gruppe an Personen am Ende des Krieges (ca. 30.000 Personen) der Grundlage. Die propagandistische Darstellung einer funktionierenden Flüchtlingshilfe, die Zusammenarbeit aus hilfsbereiten privaten Spendern und einem gut organisierten staatlichen Apparat, verstärkten den Eindruck, dass eine große Zahl von Personen auf Kosten der Allgemeinheit besser versorgt waren als der Großteil der Bevölkerung.

Andererseits wurde die katastrophale Lage vieler geflüchteter Personen, die sich irgendwie zurechtfinden mussten, ihnen selbst angelastet. Fehleinschätzung der Situation in den Kriegsgebieten hatten zunächst zu einer ungeordneten Flucht geführt. Staatliche Behörden, aber auch

383 O. A., Ein neues Heim für Flüchtlinge. In: Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift Jg. 31, Nr. 46 (20.11.1914) 803.

384 Zum Beispiel der „Hilfsverein für die notleidende jüdische Bevölkerung in Galizien“, siehe *Rozenblit* 903.

385 Vgl. *Staudinger*, „Juden auf Wanderschaft“ 198.

die IKG waren davon ausgegangen, dass lediglich jene Personen nach Wien kommen würden, deren Versorgung durch eigene Mittel oder verwandtschaftliche Unterstützung gesichert war. Die katastrophalen Zustände in den Flüchtlingslagern (für jüdische Geflüchtete aus Galizien und der Bukowina in Nikolsburg, heute Mikulov in Tschechien, und in Bruck an der Leitha) hatten eine große Anzahl an mittellosen Personen nach Wien geführt.³⁸⁶ Prävention einerseits und die Bekämpfung von Armut mit dem Ziel einer möglichst unauffälligen Integration und Akkulturation waren angesichts der katastrophalen Zustände kaum probate Mittel. Für viele in Wien verbliebene Personen verbesserte sich die Lage nach dem Krieg nicht. Ihre rechtliche und soziale Situation wurde durch die Neuordnung der Staatszugehörigkeit zusätzlich verschärft, sie wurden als „Ostjuden“ stereotypisiert und angefeindet. Die Schilderung Joseph Roths von 1927 vermittelt, dass tatsächliche Bruchlinien, die durch mangelhafte Organisation verstärkt worden waren, auch in wohlmeinenden Kreisen als kulturelle Devianz verstanden wurden. Die Ansätze der modernen, institutionalisierten sozialen Arbeit gingen davon aus, dass diese durch Unterstützung und Erziehung auszugleichen sei. Die Ausrichtung an der Kernfamilie, an einer abgeschlossenen, intimen Situation blieb dabei als Idealbild bestehen, um dessen Herstellung oder Wiederinstandsetzung die moderne Fürsorge bemüht war. Formen des sozialen Zusammenlebens, die nicht in dieses Bild passten, wurden dagegen als schädlich (etwa für die kindliche Entwicklung) betrachtet. Darunter fielen auch verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Beziehungen, die sich besonders während der Krisensituation im Ersten Weltkrieg, aber auch in der Migration davor und danach – durchaus selbstbewusst einen eigenen Raum geschaffen hatten –, wie der Fall von Elke Schapiro zeigt und worauf auch Adele von Mises verweist.

Kontinuitäten im modernen Fürsorgewesen der 1920er Jahre

Als in den 1920er Jahren die Sozialdemokraten in Wien die Mehrheit im Gemeinderat hatten, wurde auch das Fürsorgewesen neu eingerichtet. Stellvertretend dafür mag ein Zitat des Stadtrats Julius Tandler stehen, in dem er die Notwendigkeit anspricht, dass die Menschen sich die soziale Situation bewusst machen müssten und dass Armut als strukturelles Problem nicht der privaten Wohlfahrt überlassen werden dürfte.

„Trotz allem Elend der damaligen Zeit ist es gelungen, die Leute wirklich seelisch zu erfassen. Daher ist es selbstverständlich, daß die Menschen bereit waren mitzugehen, um so bereiter, weil jeder am eigenen Leibe gefühlt hat, daß nur der kollektivistische Standpunkt der gegenseitigen Verpflichtung losgelöst von der sogenannten Wohltäterei, also ein Rechts- und Pflichtverhältnis, das gegebene Fundament jeglicher Wohlfahrtspflege ist.“

386 Vgl. *Staudinger*, „Juden auf Wanderschaft“ 203.

[...]

Ich bin der Ueberzeugung, daß, je mehr alle die Menschen, die sich mit Wohlfahrtspflege beschäftigen, einsehen werden, daß nur im Kontakt mit den zu Befürsorgenden gearbeitet werden kann, daß dann alle Wohlfahrtseinrichtungen ganz anders aussehen und viel leichter zu führen sein werden.³⁸⁷

Zum einen sprach Tandler also das Problem der Armut als ein Problem mangelnden Bewusstseins an, sodass eine gesellschaftliche und keine individuelle Verpflichtung zur Hilfe notwendig sei. Zum anderen bringt der Text implizit auch zum Ausdruck, dass das Individuum, nämlich die Personen der FürsorgerInnen und auch das medizinische Personal in direktem Kontakt mit den Menschen stehen müssten, um sich ein Bild von deren Situation zu machen. Die Spanne zwischen gesellschaftlicher, allgemeiner Verpflichtung und individueller Betreuung wurde in diesem Fürsorgewesen durchaus als große Herausforderung erkannt. Die revolutionären (austromarxistischen) Vorstellungen von einem neuen Menschen in einer Umbildung der Klassengesellschaft kollidierten, so Gudrun Wolfgruber, mit den massiven sozialen Problemen durch Verarmung, Hungers- und Wohnungsnot.³⁸⁸ Realpolitische Erfordernisse waren daher rasch in Einklang mit diesen idealistischen Zielen zu bringen. In der von ihr untersuchten Jugendwohlfahrt erkennt Wolfgruber daher, dass Zielvorstellungen und Glückskonzeptionen „wesentlich stärker an den normierten bürgerlichen Vorstellungen von Familienleben und Glück orientiert [waren], als an einem Modell all jener, die das ‚Glück‘ über das Bild des ‚neuen Menschen‘ propagierten“.³⁸⁹ Als zentrales Mittel erkannte man die Armutsprophylaxe, die den Gedanken der Prävention von Armut fortführte. Die Fürsorge sollte schon vor dem Eintreten von Notfällen eingreifen.³⁹⁰ Es waren vor allem Aufklärungs- und Erziehungsgrundsätze, die dabei umgesetzt und in der Tätigkeit der FürsorgerInnen vermittelt werden sollten. Dass Tandler dabei auch eugenische Ziele verfolgte, ist ein eigenes Thema, das in dieser Arbeit nicht weiter ausgeführt werden kann. Allerdings griff es auch Vorstellungen von der Klientel der neuen Fürsorge auf, die hier relevant sind, da darin auch mehr oder weniger direkt definiert wurde, wer „von einer sozialdemokratischen Wohlfahrt und damit von sozialdemokratischen Glücksvisionen ausgeschlossen werden sollte“.³⁹¹ Die auch von Tandler als „Lumpenproletariat“ bezeichnete ärmste Schicht stellte für ihn eine gesellschaftliche „Minusvariante“ dar und passte nicht in das Modell vom „neuen Menschen“. Wer ein „Recht auf Fürsorge“ haben sollte, wurde daher eingegrenzt.

387 Julius Tandler, Krankenhauswesen und offene Fürsorge in Wien. In: Der sozialistische Arzt. Vierteljahrszeitschrift des „Vereins sozialistischer Ärzte“, Jg. 2, H. 4 (1927) 27–29, hier 29.

388 Vgl. Gudrun Wolfgruber, Messbares Glück? Sozialdemokratische Konzeptionen zu Fürsorge und Familie im Wien der 1920er Jahre. In: L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 10, H. 2 (1999) 277–294, hier 278.

389 Wolfgruber 278.

390 Vgl. Wolfgruber 280.

391 Wolfgruber 280.

„Die Voraussetzung für die Festsetzung der Auswahl ‚legitimer‘ Bedürftiger und ‚legitimer‘ Bedürfnisse bildete somit die genaue Erhebung und Erfassung: die Kontroll-, Überprüfungs- und Messtätigkeit der Fürsorge, insbesondere der Fürsorgerin beim Hausbesuch, im Verbindungsdienst an Säuglingsstationen sowie in der Schulfürsorge.“³⁹²

Ilse Arlts Bedürfniskatalog sollte einer Professionalisierung der Diagnose von Hilfsbedürftigkeit und dem Erkennen von Mangel bei den FürsorgerInnen dienen. 1913 hatte Arlt die erste Fürsorgeschule der Monarchie gegründet. Ihr 1921 erschienenes Werk *Die Grundlagen der Fürsorge* gehört – obwohl es nach ihrem Tod in Vergessenheit geriet – zu den Pionierwerken einer systematischen Armutsforschung.³⁹³ Ihren Katalog an Grundbedürfnissen richtete sie nicht an vagen Idealvorstellungen aus, sondern suchte diesen wissenschaftlich zu begründen. Wenn man die dreizehn Bedürfnisklassen nach Arlt mit der von Joseph Roth geschilderten Situation der „Ostjuden“ in Wien vergleicht, so dürfte es kaum eine einzige geben, in denen deren Lebensumstände den definierten Maßstäben auch nur annähernd genügten, resp. die „Gedeihnisserfordernisse“ erfüllten. Arlt unterschied zwischen „guten“ und „schlechten“ – „gesellschaftlich anzuerkennenden und abzulehnenden“ Bedürfnissen.³⁹⁴ Sie bezweckte damit eine Handreichung an FürsorgerInnen, die diesen eine Entscheidungshilfe über die Art der Hilfeleistung und auch ein entsprechend erzieherisches Eingreifen im *Einzelfall* geben und auch bereits bestehende Vorurteile den „Befürsorgten“ gegenüber hintanhaltend sollten. Elf Kategorien von Grundbedürfnissen, jeweils für alle Altersstufen vom Säugling bis zum „Greisenalter“ ausgearbeitet, zeigen den umfassenden Anspruch, in möglichst viele Lebensbereiche fürsorgerisch einzugreifen. Die Kategorien 7 und 10 widmen sich Erziehung und Familienleben. Vom „Säuglings-“ bis zum „Kriechlingsalter“ wird die „Anwesenheit derselben Pflegeperson“ besonders betont. Für das Schulalter wird auch der „Schutz vor schädlichem Einfluß der Straße, der Nachbarschaft, Mitbewohner“ genannt. Im Familienleben sollte in den ersten Lebensjahren ebenso gewährleistet sein, dass sich „dieselben Menschen um das Kind!“ aufhalten. Für Schulkinder und Jugendliche betont Arlt hingegen, dass die Familie nicht mehr die einzige „Lebensgemeinschaft“ sein sollte, jedoch „Stetigkeit“ vonnöten sei. Im Erwachsenenalter wird in dieser Kategorie zwischen Männern und Frauen stark differenziert. Bei Männern sei das Grundbedürfnis die „Möglichkeit der Familiengründung“. Anders bei erwachsenen Frauen: „Das Frauenleben spielt sich am besten im Schutze der Familie ab. Die modernen Auffassungen entsprechende Freiheit der Persönlichkeit ändert daran nichts.“³⁹⁵ Diese Grundbedürfnisse sind abgeleitet von

392 Wolfgruber 282.

393 Vgl. Maria Maiss, Peter Pantucek, Vorwort. In: *Dies.* (Hg.), Die Aktualität des Denkens von Ilse Arlt (Wiesbaden 2009) 9–13, hier 9.

394 Vgl. Wolfgruber 285.

395 Ilse Arlt, *Die Grundlagen der Fürsorge* (1921). Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Maria Maiss (Werkausgabe Ilse Arlt Bd. 1; Soziale Arbeit – Social Issues Bd. 10, Wien 2010) 59ff.

Arlts Analyse der Erscheinungsformen von Not, am Beispiel der „Jugendverwahrlosung“ führt sie neben falscher oder Unterernährung als Gründe auch „überfüllte Wohnung; Wohnen mit Fremden; dunkle, feuchte, unfreundliche Wohnung (Flucht auf die Straße, Arbeitsunmöglichkeit oder Arbeitsunlust)“ sowie Mängel in der Körperpflege und schlechte Behandlung durch das soziale Umfeld an.³⁹⁶ Diese Auflistung von Mängeln gehen wohl auf ihre Beobachtungen in der Nachkriegszeit zurück, erinnern aber auch an die im 19. Jahrhundert als „soziale Frage“ diskutierten Erscheinungen der Verwahrlosung, in denen ebenso mangelnder familiärer Schutz beklagt wurden, wenn auch drastische Annahmen, wie sie etwa Otto Rühle in seiner *Sittengeschichte* formulierte, und dabei gestörtes sexuelles Verhalten betonte,³⁹⁷ für Arlt keine Rolle spielten. Deutlich wird der wissenschaftliche Anspruch aus Beobachtung, Diagnose und den daraus abgeleiteten Bedürfniskategorien. Diese übernahmen auch Hildegard Hetzer, Lotte Schenk-Danzinger und Charlotte Bühler in ihrer Beschreibung der Grundbedürfnisse von ein- bis dreijährigen Kindern. Unter Punkt acht forderten sie: „Innerhalb der Familie sollte dem Kind eine liebevolle Umsorgung, Führung und Pflege durch nur wenige, vertraute Personen zugesichert sein.“³⁹⁸

Handlungsspielräume abseits der städtischen Fürsorge – Elke Schapiro und Prive Friedjung

Käthe Leichter widmet ein Kapitel ihrer Lebenserinnerungen ihren Erfahrungen mit Jugendlichen aus proletarischen Familien. Als achtzehnjährige Pflegerin betreute sie während des Ersten Weltkriegs Jugendliche bei ihren ausgelassenen Spielen und im provisorisch eingerichteten Unterricht. Sie nutzte die Gelegenheit, um sie und ihre Familien genau kennenzulernen.³⁹⁹ Im Zentrum ihrer Überlegungen stehen Handlungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume, die sich „zwanzig wilde Proletarierbuben“ in ihrer höchst prekären Lage geschaffen hatten. Gänzlich anders als der Duktus von Ilse Arlt nehmen sich ihre Beschreibungen von Jugendarmut aus. Die Erkenntnis von Mangel und Not verbindet sich in ihrer Erinnerung mit besonderer Lebendigkeit, die sie bewunderte und auch unterstützte oder bei Problemen helfend eingriff:

„Sie mußten einkaufen, kochen, die kleinen Geschwister versorgen, wurden in der Schule geprügelt, weil sie keine Zeit für die Aufgaben hatten und von der Mutter, wenn sie über den Aufgaben

³⁹⁶ Arlt 42f.

³⁹⁷ Vgl. dazu Maria Papathanassiou, *Zwischen Arbeit, Spiel und Schule. Die ökonomische Funktion der Kinder ärmerer Schichten in Österreich 1880–1939* (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien Bd. 24, Wien/München 1999) 76.

³⁹⁸ Siehe Wolfgruber 287.

³⁹⁹ Käthe Leichter, *Lebenserinnerungen*. In: Herbert Steiner (Hg.), *Käthe Leichter. Leben und Werk* (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien 1973) 235–385, hier 348.

den Haushalt, die kleinen Geschwister vernachlässigt hatten. [...]

Sie stahlen wo sie konnten, brachen in Obst- und Gemüsegärten, Hühner- und Hasenställe ein – von den Müttern dazu ermutigt – und hatten ihre kleinen Apachengemeinschaften von Zehn- bis Fünfzehnjährigen. Ich durfte das alles wissen, denn ich würde sie ja doch nicht anzeigen, im Gegenteil ihnen aus der Patsche helfen. [...]

Ungleich lebensnäher, handfester, tüchtiger waren dieser Proletarierkinder als unsereiner. Gewohnt, überall anzupacken und mitzuhelfen, waren sie manuell geschickt und konnten alles“.⁴⁰⁰

Leichter beklagte den Duktus der Unterwürfigkeit („Küß’ die Hand“, „Vergelt’s Gott“) bei den Kindern und ihren Müttern und erkannte, dass diese einander selbst feindselig beim Beschaffen von Vorräten gegenüberstehen würden. In ihrer Erinnerung war dies verbunden mit dem Gedanken an die Notwendigkeit von Klassenbewusstsein und Solidarität.

Handlungsspielräume und -möglichkeiten stehen in einer Verbindung mit dem Gefühl von Zugehörigkeit, wie ich am Fall von Elke Schapiro bereits im vorhergehenden Kapitel dieser Arbeit zeigte. Soziale Arbeit, verstanden als „Empowerment“, war sicher dazu angetan, Handlungsspielräume zu erweitern und mittels erzieherischem Einwirken zu verändern. Die Fokussierung auf ein intimes und intaktes Zusammenleben in der Kleinfamilie und die Einschätzung, dass es andernfalls zu einer Verwahrlosung vor allem von Jugendlichen kommen könne, schränkten aber den Blickwinkel ein. Selbstständig erarbeitete Spielräume und Handlungsmöglichkeiten wurden als Abweichung von der angestrebten Norm angesehen. Umgekehrt trugen wohl auch die Erfahrungen von MigrantInnen mit staatlichen oder kommunalen Ordnungsbestrebungen nicht dazu bei, dieses Vertrauen entgegenzubringen und Hilfe anzunehmen, wenn ihnen solche überhaupt angeboten wurde. Allein die komplizierte oder sehr teure Erlangung der Staatsbürgerschaft auf dem Umweg der Heimatberechtigung kam für viele ehemalige Geflüchtete nicht in Frage.

Sowohl Prive Friedjung als auch Elke Schapiro standen weitgehend außerhalb des dichten Netzes von organisierter Fürsorge und Unterstützung. Beide hätten in verschiedenen Phasen ihres Aufenthalts von dessen Errungenschaften wohl profitiert. Für Prive Friedjung kam das schon allein aufgrund ihres rechtlichen Status als Ausländerin nicht in Frage. Schapiro brachte ihre zweite Tochter in einem im 20. Bezirk neu eröffneten Entbindungsheim in Zwischenbrücken zur Welt. Es musste sich dabei um das 1926 wieder eröffnete *Entbindungsheim der Stadt Wien – Brigittaspital* handeln, das seitens der Stadt umgebaut worden war und dessen Betrieb aus den Mitteln der Wohnbausteuer bestritten wurde.⁴⁰¹ Es war dies die einzige öffentliche Sozialleistung, die Schapiro in Anspruch nahm. Als sie ihr zweites Kind in ein Säuglingsheim

⁴⁰⁰ Leichter 350f.

⁴⁰¹ Vgl. Felix Czeike, Historisches Lexikon der Stadt Wien. In 6 Bänden. Bd. 1 (Wien 1992) 465.

geben wollte, wurde es nicht behalten, da das Kind „dort so geschrien“ hatte, dass es ihr Mann wieder abholte.⁴⁰² Das Netz an jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen, die während des Ersten Weltkriegs Unterstützungen für die Geflüchtete in vielfältiger Weise anboten, bleibt unerwähnt, ebenso aber auch die Vielzahl an Fürsorgeeinrichtungen der Stadt Wien in den 1920er Jahren.

Es ist das Netzwerk aus Familien und Bekannten, die es Schapiro ermöglichten, ihre Werkstatt aufzubauen und schließlich einen Damenmodesalon zu führen. Ihr Mann verschaffte ihr eine leerstehende Werkstatt und half bei behördlichen Genehmigungen, ihre Mutter sandte aus Tarnopol Bestätigungen über ihre Ausbildung als Schneiderin (mit teils gefälschten Zeitangaben), die sie auch vom Polnischen ins Deutsche hatte übersetzen lassen. Immer wieder war es der Kaufmann „Schmarack“, der helfend einsprang, als er etwa, kurz bevor die junge Frau von ihrem zweiten Kind entbunden wurde, ihren Sohn vorübergehend bei sich aufnahm. Wie oben beschrieben, war sie bereits zu Beginn ihrer Lebenszeit in Wien in dieses Netzwerk eingebunden. Selbstorganisiertes Handeln und gegenseitige Hilfeleistung waren stark ausgeprägt, mochten aber der damals Siebzehnjährigen nicht außergewöhnlich erschienen sein, da sie diese Art des selbstorganisierten Handelns bereits aus ihrer Zeit in Tarnopol gut kannte und schon als kleines Kind im russischen Berditschew informelle Wege und Handlungsmöglichkeiten ihrer Mutter verfolgte. Den Handlungsspielraum von Männern stellt sie dagegen häufig als eingeschränkt aufgrund zahlreicher religiöser Auflagen dar.

„Aber die Juden hat man gar nicht genommen, denen ist es am schlimmsten gegangen. Die haben noch gehalten mit dem Koscheren, und man ist gegangen dawenen, das heißt beten. Die haben müssen gehen das und das, haben sie nicht können gehen arbeiten wie die andern. Das war eine Beschwerde! [...]

Von Arbeit war überhaupt keine Rede. Nur wenn jemand gescheit war, hat er können handeln. [...]⁴⁰³

In Wien stellten sich ihre Erfahrungen mit selbstorganisiertem Handeln als nützlich heraus. In ihrem sozialen Umfeld waren sowohl Männer als auch Frauen mit der Organisation des Alltags, der Beschaffung von Wohnraum und Arbeitsmöglichkeiten beschäftigt. Einschränkungen durch religiöse Vorschriften spielten, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle. Einschränkungen durch den Status als Geflüchtete machten andererseits ein besonderes Beziehungsnetzwerk erforderlich. An ihrem Mann schätzte Schapiro die Fähigkeiten im Umgang mit offiziellen Stellen und Ämtern, etwa, als es ihm während des Krieges gelang, streng rationierte Milch für die Kinder zu beschaffen, nach dem Krieg die Kinder in einer Schule unterzubringen und für die Familie das Heimatrecht zu erlangen, an das die österreichische Staatsbürgerschaft

402 Krag 96.

403 Krag 51.

gekoppelt war.⁴⁰⁴ Handlungsfähigkeit, so könnte man zusammenfassen, war in ihrer Sicht bedingt durch großes Organisationstalent, ebenso aber in Verbindung mit dem Akzeptieren von Informalität, Wegen, die an behindernden Gesetzen und Regelungen gewissermaßen vorbeiführten. Es ist eine spekulative Überlegung, ob Schapiro sich auf ein System eingelassen hätte, das tief in soziale Beziehungen eingriff und sowohl Arbeitszeiten als auch die Wohnsituation und die Kinderbetreuung in hohem Maße zu regulieren suchte. Ihre Erfahrungen und die Lebensbedingungen an den Zielorten erforderten ein anderes Handeln und schufen ein Umfeld, dem sie sich zugehörig fühlte. Mit Stolz berichtet sie davon, dass es ihr in England, nach ihrer Flucht aus dem nationalsozialistischen Wien, erneut gelungen war, als unabhängige Schneiderin zu arbeiten und dadurch auch selbst ein unabhängiges soziales Umfeld zu schaffen:

„Ich sag dir doch, das waren Zeiten, wo es keine Rolle gespielt hat. Wer gehabt hat, hat gegeben.

Das war so wie eine ganze Familie. Unten vom Basement war eine, am ersten Stock und am zweiten Stock, alle haben bei mir gearbeitet.“⁴⁰⁵

Ähnlich empfand offenbar auch Prive Friedjung die Situation, als sie in Wien mit ihren Schwestern zusammenlebte. Als das genaue Gegenteil zu dem oben dargestellten distanzierten Verhältnis zu ihrem Bruder Mechel und seiner Familie stellt Friedjung die Gemeinschaft mit ihren Schwestern dar. Um die Substistenz der Familie sicherzustellen, war ein hohes Ausmaß an selbstständiger Organisation notwendig. So steht die Beschreibung der Armut, beengter Lebensverhältnisse und des auf allen lastenden Arbeitsdrucks unmittelbar vor einer sehr positiven Beschreibungen des Zusammenhalts und der Zusammenarbeit.

„Bei meinen Schwestern habe ich dann mitgenäht. Wir haben zu dritt gearbeitet. [...] Wir waren eine Gemeinschaft von drei Arbeitern, die eben die Arbeit irgendwie eingeteilt haben, daß sie vorankam. Das Wichtigste war: schnell zu sein und zur vorgegebenen Frist fertig werden. [...]“⁴⁰⁶

Auch Friedjung verweist auf eine eigene Form familiären Zusammenlebens. Der Zwischenraum, in dem sie sich zusammen mit ihren Schwestern in ihren Jahren in Wien befand, war in hohem Grad organisiert und strukturiert, über die reine Arbeitsorganisation hinaus entstand ein eigenständiges Experiment:

„Bei der Arbeit sind wir natürlich auch zum Reden gekommen. Wir haben selbstverständlich politisiert und über Kultur und familiäre Dinge gesprochen. Es war ja eine richtige Gemeinschaft. Wir haben gemeinsam sehr gut gewirtschaftet. Jeder hat seinen Anteil für die Lebenskosten geleistet. Dadurch, daß es eine Gemeinschaft von immerhin sechs Personen war, haben wir nicht gehungert. Für die Kleine hat man nichts berechnet, die ging so mit, sozusagen auf Kosten der Familie. Der Schwager hat vormittag gekocht – wir haben ja gearbeitet –, dann haben wir zusammen

404 Vgl. Krag 95 und 101.

405 Krag 149.

406 Friedjung 148.

Geschirr gewaschen. Es war eine Art Commune, wenn man will, eine Familiencommune. Wir haben gemeinsam gegessen, gemeinsam gekocht, gemeinsam gearbeitet, in einem Raum geschlafen. Kinder gehörten dazu zum Leben wie das Brot und die Arbeit. Jeder war in gewissem Maße mitverantwortlich für die Kinder, so wie die Eltern. Da gab es keinen Unterschied. Alles spielte sich zwar auf sehr niedrigem Niveau ab, aber wir haben keinen Hunger gehabt. Denn wenn jemand so wenig verdient hat und allein war, war er fast dem Hungern ausgesetzt. Wir waren es nur nicht, weil man gemeinsam einkaufen konnte, gemeinsam für eine größere Anzahl von Leuten kochte. Das verminderte schon die Kosten.⁴⁰⁷

Den sozialen Errungenschaften des „Roten Wien“ stand Friedjung distanziert gegenüber. Sie war wohl über die sozialen Leistungen der Stadt aus nächster Nähe informiert, da ihr Schwager Daniel Galanter und seine Familie in den „diesen sozialistischen Kindergärten“ beschäftigt waren.⁴⁰⁸ Ihre Distanz begründet sie mit ihrer Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei, „Wir als Partei haben diese ganze Arbeit nicht anerkannt. Das durfte man ja gar nicht.“⁴⁰⁹ Über politische Differenzen hinaus ist die Aussage bemerkenswert, dass ihr die „Errungenschaften durch den kommunalen Wohnbau [...] nicht zu Bewußtsein“ gekommen wären.⁴¹⁰ Die Lebenswelt organisierter und sozial befürsorgter ArbeiterInnen blieb ihr in ihrer prekären rechtlichen und sozialen Situation wohl auch persönlich fremd oder sogar unnahbar. Der oben zitierte Satz ist einem Abschnitt entnommen, der mit „Ich bin ja von balkanischen Gegenden hergekommen“ überschrieben ist. Als Friedjung in einer Diskussion auf die Armut in der Bukowina verwies, unterbrach sie eine Freundin ihrer Schwester Paje, die sozialdemokratische Funktionärin war: „Ja mit balkanischen Verhältnissen können wir das nicht vergleichen.“⁴¹¹ Friedjung empfand diese Unterbrechung als tiefe Demütigung: „Von den ‚halbeigenen‘ oder eigenen Leuten war das die allerschlimmste Art der Zurückweisung.“⁴¹²

Die in Wien verbliebenen Geflüchteten, unter denen die Armut besonders ausgeprägt war, wurden in dem weit verbreiteten (antisemitisch unterfütterten) Klischee als „Ostjuden“ häufig als Personen klassifiziert, die aufgrund ihrer „rückständigen“ Lebensweise nicht in das Schema von „erziehbaren“ Armen passten. Die Problematik der Staatsbürgerschaft, die Menschen aus Galizien 1918 mit einem Schlag zu AusländerInnen werden ließ, befeuerte diese Haltung. Seitens der neuen Republik wurde in ersten Verfassungsgesetzen und letztlich auch in der eigenwilligen Übersetzung und Interpretation des Friedensvertrags von St. Germain danach getrachtet, Juden und Jüdinnen aus Galizien möglichst von der österreichischen Staatsbürgerschaft

407 *Friedjung* 150.

408 *Friedjung* 145.

409 *Friedjung* 180.

410 *Friedjung* 180.

411 *Friedjung* 179.

412 *Friedjung* 180.

auszuschließen, „so folgten die Staatsbürgerschaftsrechte der neuen Republik überwiegend einer nationalstaatlichen, ethnisch exklusiven Logik“.⁴¹³ Die Stigmatisierung als „Ostjuden“ machte in der Diktion christlichsozialer und deutschnationaler Agitation aus besonders hilfsbedürftigen Menschen „Schmarotzer, die für die schlechte Versorgungslage, die Wohnungsnot und sogar für die militärische Niederlage verantwortlich gemacht wurden“.⁴¹⁴ Diesem Diskurs konnten oder wollten sich auch Intellektuelle nicht entziehen, wie Minna Lachs berichtet:

„Das Gespräch wandte sich dem Problem des Antisemitismus in Österreich zu. Schuld an ihm seien die Ostjuden, weil sie als Händler und Schwindler von Luftgeschäften lebten. Sie hatten keine Manieren, und man würde sie niemals in Österreich integrieren können. 200.000 Juden in Wien seien zu viel für die Stadt. Alle Gesprächsteilnehmer waren derselben Meinung, die nichtjüdischen und jene jüdischen, die schon zumindest seit der Elterngeneration in Österreich beheimatet waren. Ich war die einzige ‚Zugereiste‘, die einzige Ostjüdin in diesem Kreise. Es war eine Verlegenheit für alle, als ich dies benannte. Ich hatte selbstverständlich meine Gegenargumente und Richtigstellungen zur Hand, aber man trieb mich mit der Versicherung, Anwesende seien natürlich ausgenommen, in die Enge.“⁴¹⁵

Oberflächlich betrachtet waren und sind dies häufig geäußerte Vorbehalte MigrantInnen gegenüber. In der Verbindung mit Vorstellungen von gedeihlichem, familiären Zusammenleben konnten diese zu einem ganz eigenen Distinktionsmerkmal werden. Dieses führt an die Grundlagen fürsorgerischer Theorie und Politik. Improvisiertes und alternatives Zusammenleben, von der gemeinsamen Arbeit bis zur Kindererziehung, von dem Friedjung nicht ohne Stolz erzählt, waren darin nicht vorgesehen, oder wurden sogar in schärferer Diktion als „balkanische Zustände“ abgetan. Organisationstalent, verbunden mit einem gewissen Maß an Informalität, das Schapiro mehrfach erwähnt, fielen ebenso in einen ungeordneten, unübersichtlichen Bereich, in dem sich ein von der Geburt bis zum Alter geordnetes Fürsorgesystem nur schwer etablieren hätte lassen. Es sind daher nicht nur persönliche Verurteile und Animositäten, die in der Zurückweisung Friedjungs offen zutage treten, sondern systematische, strukturelle Differenzen zwischen den beiden MigrantInnen mit ihrem sozialen Hintergrund und einem der größten und tiefgreifendsten Fürsorgesysteme dieser Zeit, das bei aller Kleingliedrigkeit und Betonung der individuellen Betreuung auch auf einem genauen Überwachungs- und Kontrollmechanismus beruhte. Dabei würde es allerdings in die Irre führen, wenn sich die Darstellung im Gegensatz von einem hochkomplexen bürokratischen System zu ungeordneten und schwer fasslichen Lebensverhältnissen erschöpft. Diese Perspektive wäre die des von Roth charakterisierten, überforderten Polizeibeamten. Schon mit den ersten Kontakten in Wien waren MigrantInnen in ein ebenso komplexes

413 *Burger* 133.

414 *Burger* 134.

415 *Lachs* 169f.

System sozialer Beziehungen und Arbeitsorganisation eingebunden. Sylvia Hahn vergleicht die ersten Anknüpfungspunkte „durch Verwandte, Freunde oder Bekannte“ von ArbeitsmigrantInnen mit dem System der Beherbergung bei wandernden Handwerksgesellen.

„Ähnlich den Herbergen bei den Handwerksgesellen waren dies Auffangnetze für die Neuankömmlinge, die Übernachtung und erste Orientierungshilfen in der Stadt und bei der Arbeitssuche boten.“⁴¹⁶

Die Erinnerungen Friedjungs und Schapiros zeigen, dass diese Anknüpfungspunkte entscheidenden Einfluss auf die weitere Strukturierung von sozialen Beziehungen, der Arbeitsorganisation und auch der mehr oder weniger prekären rechtlichen Stellung der Personen haben konnten. Im Fall von Friedjung und Schapiro erwiesen sich zwischen dem Fürsorgesystem der Stadt Wien und den individuellen Lebenswegen offenbar so große Inkompatibilitäten, dass Schapiro kaum in Berührung damit kam und Friedjung es sogar explizit zurückwies.

Ob unter anderen Voraussetzungen, etwa eines für größere soziale Netzwerke offeneren Sozialfürsorgesystems, die Gruppe der MigrantInnen aus Galizien und der Bukowina nicht oder in geringerem Ausmaß als „Ostjuden“ abgestempelt und diffamiert worden wäre, ist eine spekulative Frage, die in einer historischen Arbeit nicht beantwortet werden kann. Dass aber der Umgang mit dieser Gruppe gerade seitens der Fürsorge durch Zuschreibungen wie *Verwahrlosung* für alternative Formen des Zusammenlebens einer größeren städtischen Gemeinschaft nicht eben zuträglich waren, lässt sich historisch nachvollziehen.

416 Hahn, Sehnsucht nach der Ferne 31.

Conclusio

Die Lebenserinnerungen von Elke Schapiro, Prive Friedjung und Minna Lachs zeigen, dass in ihrer Verwandtschaft verschiedene Migrationsmuster auftraten, diese auch Teil von großen Migrationsketten nach Übersee und nach Wien waren. Diese Muster überlagerten sich, die Verbindungen rissen ab. Dennoch konnten die drei Frauen oder ihre Familien während ihrer eigenen Migration nach Wien und vor Ort auf verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Kontakte zurückgreifen. Unter den Verwandten der drei Frauen innerhalb der Bukowina, Galiziens oder zwischen Galizien und Russland bestanden jeweils Verbindungen, die gleichsam quer zu staatlichen, aber auch sozialen und kulturellen Grenzen lagen.

Lachs und Schapiro gelangten als Geflüchtete gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs nach Wien. Manès Sperbers Familie kam erst 1916 nach Wien, nachdem sie in den ersten beiden Kriegsjahren in einer Phase des Hin- und Herziehens zwischen Orten in Galizien und der Bukowina, den Kriegsgeschehnissen ausgewichen war, da man den Plan verfolgte, nach dem Ende der Kampfhandlungen rasch zurückkehren zu können. Allen drei gemeinsam ist, dass sie in eine mehr oder weniger chaotische Fluchtsituation gerieten, die von den österreichisch-ungarischen Behörden mitverursacht worden war, da sie Evakuierungspläne viel zu spät verbreitet resp. auch Fehlinformationen kursiert waren. Letztlich konnten Lachs und Sperber, zusammen mit ihren Familien und Schapiro zusammen mit einer Nachbarin und deren erwachsenen Töchtern von Ungarn aus Züge besteigen, in denen sie nach Wien gelangten. Alle drei konnten damit der Evakuierung in eines der mehr schlecht als recht vorbereiteten Flüchtlingslager entgehen, sie gelangten, wie auch mehrere zehntausend andere Geflüchtete in die Haupt- und Residenzstadt Wien. Auch dies war von den Behörden erwartet worden. Soweit lässt sich sagen, dass alle an einer großen, mehr oder weniger gelenkten Migrationsbewegung teilnahmen. Dahinter zeigen sich – wenn auch oft nur schemenhaft – die Netzwerke an Verwandten und Bekannten, verteilt auf die unterschiedlichen Orte in Galizien, der Bukowina, Ungarns und in Wien. Prive Friedjung gelangte 1916 mit ihren Eltern nach Kleinmünchen bei Linz. Diese unterhielten offenbar nur wenige bekanntschaftliche Kontakte, die Familie war ohne Verwandte gekommen und kehrte zum ehestmöglichen Zeitpunkt in die Bukowina zurück. Auf verwandtschaftliche Kontakte in Wien, die für Friedjung selbst später sehr wichtig wurden, griff die Familie nicht zurück. Elke Schapiro migrierte in einem Netz aus Bekannten und Verwandten, das auch in Wien bestand. Auch Minna Lachs durchlief auf ihrer Flucht etliche Stationen bis Wien. Ihre Eltern waren darüber informiert, wo Unterkunft und Unterstützung zu erwarten war, etwa in einer jüdischen Gemeinde in Ungarn. Besonders deutlich wird ein Netz von Bekannten und Verwandten in den Schilderungen Manès Sperbers.

Diese Netzwerke veränderten sich im Zielraum Wien, ebenso wie auch die Form der Familien und des familiären Zusammenlebens sich veränderte. Teils war dies ökonomischen Bedürfnissen geschuldet, teils aber resultierte es auch aus der neuen Position, die die Personen innerhalb eines verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Netzwerkes einnahmen. Die je individuellen Migrationserfahrungen der drei Frauen müssen mit dem Wissen über Migration in ihrer Verwandtschaft und Bekanntschaft und der in diesem Netzwerk erfahrenen Unterstützung in Beziehung gesetzt werden, um Vorstellungen von staatlicher Zugehörigkeit verständlich zu machen. Individuelle emotionale Vorstellungen von Zugehörigkeit sind eng mit den Beziehungen verbunden, die in Wien aufgebaut wurden. In der Veränderung von verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Beziehungen in der Migration zeigte sich Zugehörigkeit als ein Prozess des „Zugehörigwerdens“.

Die schwierige Situation, in der sich die MigrantInnen aus den „cisleithanischen“ Ländern der Monarchie in Wien befanden, findet im Begriff des „Ostjuden“ seine verbale Zuspitzung. Der Begriff, von Nathan Birnbaum als positive Distinktion vom „Westjuden“ oder Wiener Juden eingeführt und mit der Sehnsucht nach Erneuerung aufgeladen, wurde zunehmend negativ überlagert. Im Ersten Weltkrieg verwendeten ihn Antisemiten als Inbegriff von Gefahr.⁴¹⁷ Staudinger verweist darauf, dass der Begriff sowohl in seiner romantischen Verklärung als auch im Gebrauch für stereotype Zuschreibungen nur als Quellenbegriff und nicht als wissenschaftlicher Terminus brauchbar sei.⁴¹⁸

Alle drei Frauen haben Anknüpfungspunkte an die Welt des chassidischen Judentums, alle drei setzen sich intensiv mit dieser Welt auseinander. Bei Schapiro und Friedjung ist der Transformationsprozess von einem religiös überformten Leben zur Organisation des sozialen Umfelds, der Organisation des Arbeitsprozesses bis hin zur Kindererziehung ein wichtiger Bestandteil ihres Lebensweges. Mit ihren Reflexionen über Zugehörigkeit liefert die Autobiographie von Minna Lachs zusätzlich wichtige Einblicke. Im Begriff der „Schicksalsgemeinschaft“ kristallisiert sich bei ihr ein gewissermaßen sekundäres, aus einer historischen Reflexion gewonnenes Selbstbild heraus, das den Fremdzuschreibungen, aber auch einer jüdisch-nationalistischen Verklärung entgegengesetzt wurde.

Zugehörigkeit wird nicht – wie im Begriff der Identität – als „übereinstimmende“ Merkmale zwischen Individuen und einer Gruppe aufgefasst, sondern als Selbstverständnis und Positionierung innerhalb von sozialen Gruppen. Wie im Falle Friedjungs konnten diese Beziehungen auch auf eine andere Gruppe übertragen werden. Anhand von Attachments, emotionalen Bindungen, zeigen diese ein Wiederaufgreifen von als positiv erfahrenen familiären Beziehungen.

417 Vgl. Barbara Staudinger, *Unerwünschte Fremde* 37.

418 Vgl. Staudinger 37.

Aus diesem Selbstverständnis, der Selbstverortung innerhalb einer sozialen Gruppe lassen sich Handlungsspielräume und Handlungsmöglichkeiten ableiten, die den drei Frauen zur Verfügung standen.

Implizit oder explizit stehen dabei Auffassungen von Familie und verwandtschaftlichen Beziehungen im Widerspruch zu Auffassungen von familiärer Intimität, die im Zusammenhang der sozialen Frage Teil des Wohlfahrtsdiskurses wurden und auch Eingang in Konzepte des modernen Fürsorgewesens im Wien der 1920er Jahre fanden. Bestimmte Vorstellungen von Vertrautheit, Intimität und Abgeschlossenheit suggerieren – teils bis heute – „natürliche“ Formen des Zusammenlebens, deren Voraussetzungen Sesshaftigkeit und kleine Familien sind. Migrationsprozesse zeigen aber den starken Einfluss verwandtschaftlicher und bekanntschaftlicher Netzwerke, in denen ggf. auch andere Formen des (familiären) Zusammenlebens entstehen konnten, auf das auch ein avanciertes Fürsorgesystem nicht eingestellt war, oder in dem diese Beziehungen nicht anerkannt wurden.

Verwendete Literatur

Quellen:

Gedruckte Quellen:

- Ilse *Arlt*, Die Grundlagen der Fürsorge (1921). Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Maria Maiss (Werkausgabe Ilse Arlt Bd. 1; Soziale Arbeit – Social Issues Bd. 10, Wien 2010).
- Eduard *Beer*, Verein zur Förderung der Handwerker unter den inländischen Israeliten. In: Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift Jg. 22, Nr. 19 (12.05.1905) 292.
- Prive *Friedjung*, „Wir wollten nur das Paradies auf Erden“. Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Herausgegeben und bearbeitet von Albert Lichtblau und Sabine Jahn (Damit es nicht verlorengeht ... 31, Wien/Köln/Weimar 1995).
- Helen Liesl *Krag*, „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft ...“ (Damit es nicht verloren geht ... 17, Wien/Köln/Graz 1988).
- Minna *Lachs*, Warum schaust du zurück? Erinnerungen 1907–1941 (Wien 1986).
- Käthe *Leichter*, Lebenserinnerungen. In: Herbert *Steiner* (Hg.), Käthe Leichter. Leben und Werk (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien 1973) 235–385.
- Robert Lichtblau. In: Albert *Lichtblau* (Hg.), Als hätten wir dazugehört: Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie (Wien 1999) 481–487.
- Karl Philipp *Moritz* (1783), Grundlinien zu einem ohngefähren Entwurf in Rücksicht auf die Seelenkrankheitskunde. In: *Ders.* (Hg.): Gnöthi sautón oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Bd. 1 (Lindau 1978) 31–38.
- O. A., Ein neues Heim für Flüchtlinge. In: Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, Jg. 31, Nr. 46 (20.11.1914) 803.
- Joseph *Roth* (Wien 1927), Juden auf Wanderschaft. Bildauswahl von Christian Brandstätter. Mit 153 Abbildungen nach Photographien von Hermann Drawe, Walter Gircke, Alter Kacyzne, Emil Mayer, Abraham Pisarek, Roman Vishniac u.a. (Wien 2010).
- David Schapira (Wien 1975). In: Albert *Lichtblau* (Hg.), Als hätten wir dazugehört: Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie (Wien 1999) 227–237.
- Manès *Sperber*, All das Vergangene ... Darin: Die Wasserträger Gottes (Wien 1983).
- Julius *Tandler*, Krankenhauswesen und offene Fürsorge in Wien. In: Der sozialistische Arzt. Vierteljahreszeitschrift des „Vereins sozialistischer Ärzte“, Jg. 2, H. 4 (1927) 27–29.
- Adele von Mises (Wien 1929–1931). In: Albert *Lichtblau* (Hg.), Als hätten wir dazugehört: Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie (Wien 1999) 169–192.

Ungedruckte Quellen:

Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder (Reichs-Gesetz-Blatt für das Kaiserthum Österreich, Nr. 142/1867), online unter

<<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=rgb&datum=18670004&seite=00000394>> (5. Oktober 2019)

Staatsvertrag von St. Germain. Artikel 80 (StGBI.Nr. 303/1920), online unter <<https://www.ris.bka.gv.at/NormDokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000044&-FassungVom=2019-07-20&Artikel=80&Paragraf=&Anlage=&Uebergangsrecht=>>> (5. Oktober 2019)

Sekundärliteratur:

Nachschlagewerke:

Felix *Czeike*, Historisches Lexikon der Stadt Wien. In 6 Bänden (Bd. 1, Wien 1992).

Manfried *Rauchensteiner*, Josef *Broukal*, Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie. In aller Kürze (Wien/Köln/Weimar 2015).

Forschungsliteratur:

Klaus J. *Bade*, Pieter C. *Emmer*, Leo *Lucassen*, Jochen *Oltmer*, Die Enzyklopädie: Idee – Konzept – Realisierung. In: *Dies.* (Hg.), Enzyklopädie Migration Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Paderborn 2007) 19–27.

Oskar *Besenböck*, Die Frage der jüdischen Option in Österreich 1918–1921 (ungedr. geisteswiss. Diss., Wien 1992).

Tobias *Brinkmann*, Profit vs. Solidarität? Jacob Schiff, Albert Ballin und die jüdische Auswanderung aus Osteuropa 1890–1914. In: Zeitschrift für Weltgeschichte, 14. Jg., H. 1 (2013) 81–99.

Hannelore *Burger*, Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart (Studien zu Politik und Verwaltung 108, Wien 2014).

Volker *Depkart*, Autobiografie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: Geschichte und Gesellschaft 29, H. 3 (2003) 441–476.

Joachim *Eibach*, Das Haus in der Moderne. In: Joachim *Eibach*, Inken *Schmidt-Voges* (Hg.), Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch (Berlin/Boston 2015) 19–37.

Joachim *Eibach*, Einführung. In: Joachim *Eibach*, Inken *Schmidt-Voges* (Hg.), Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch (Berlin/Boston 2015) 41–46.

- Andreas *Gestrich*, Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert (Enzyklopädie deutscher Geschichte 50, München 2010).
- Philipp *Hahn*, Trends der deutschsprachigen historischen Forschung nach 1945: Vom ‚ganzen Haus‘ zum ‚offenen Haus‘. In: Joachim *Eibach*, Inken *Schmidt-Voges* (Hg.), Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch (Berlin/Boston 2015) 47–63.
- Sylvia *Hahn*, Fremd im eigenen Land. Zuwanderung und Heimatrecht im 19. Jahrhundert. In: Pro Civitate Austriae. Informationen zur Stadtgeschichtsforschung in Österreich, N.F., H. 10 (2005) 23–44.
- Sylvia *Hahn*, Migrantinnen in Wien um 1900. In: Elisabeth *Röhrlich* (unter Mitarbeit von Agnes Meisinger) (Hg.), Migration und Innovation um 1900 (Wien/Köln/Weimar 2016) 173–192.
- Sylvia *Hahn*, Österreich. In: Klaus J. *Bade*, Pieter C. *Emmer*, Leo *Lucassen*, Jochen *Oltmer*, Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Paderborn 2007) 171–188.
- Sylvia *Hahn*, Sehnsucht nach der Ferne: Selbstzeugnisse von ArbeitsmigrantInnen in Wien im 19. Jahrhundert. In: Christiane *Harzig* (Hg.), Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika (Göttingen 2006) 23–41.
- Ernst *Hanisch*, Arbeiterkindheit in Österreich vor dem Ersten Weltkrieg. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 7, H.1 (1982) 109–147.
- Tamara K. *Hareven*, Familiengeschichte, Lebenslauf und sozialer Wandel (Campus Historische Studien 26, Frankfurt/New York 1999).
- Christine *Harzig*, Einleitung: Zur persönlichen und kollektiven Erinnerung in der Migrationsforschung. In: *Dies.* (Hg.), Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika (Göttingen 2006) 7–19.
- Sonja *Haug*, Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung 31, Opladen 2000).
- Mariana *Hausleitner*, Bukowina. In: Wolfgang *Benz* et al. (Hg.), Handbuch des Antisemitismus (Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart 1, München 2008) 60–63.
- Mariana *Hausleitner*, Von der Diskriminierung zur Vertreibung. Nichtrumänen in der Bukowina zwischen 1918 und 1944. In: Cécile *Cordon*, Helmut *Kusdat* (Hg.), An der Zeiten Ränder. Czernowitz und die Bukowina. Geschichte. Literatur. Verfolgung. Exil (Wien 2002) 103–114.
- Dieter J. *Hecht*, Zwischen Feminismus und Zionismus. Die Biografie einer Wiener Jüdin. Anitta Müller-Cohen (1890–1962) (L’Homme Schriften 15, Wien/Köln/Weimar 2008).
- Waltraud *Heindl*, Edith *Saurer*, Einleitung. In: *Dies.* (Hg.), Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867 (Wien/Köln/Weimar 2000) XIX–XXX.

- Lucian-Zeev *Herşcovici*, Suceava. In: YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe, 21. Oktober 2010, online unter: <<http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Suceava>>, (5. Oktober 2019).
- Felicitas *Hillmann*, Migration. Eine Einführung aus sozialgeographischer Perspektive (Sozialgeographie kompakt 4, Stuttgart 2016).
- Beatrix *Hoffmann-Holter*, „Abreisendmachung“. Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914 bis 1923 (Wien/Köln/Weimar 1995).
- Beatrix *Hoffmann-Holter*, Ostjüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914–1923 (ungedr. geisteswiss. Diss., Salzburg 1994).
- Klaus *Hödl*, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien (Böhlau Zeitgeschichtliche Bibliothek 27, Wien/Köln/Weimar 1994).
- Klaus *Hödl*, Ostjüdische Armut und ihre Wahrnehmung. Die galizischen Juden um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. In: Stefi *Jersch-Wenzel* et al. (Hg.), Juden und Armut in Mittel- und Osteuropa (Köln/Weimar/Wien 2000) 309–332.
- Dirk *Hoerder*, Jan *Lucassen*, Leo *Lucassen*, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung. In: Klaus J. *Bade*, Pieter C. *Emmer*, Leo *Lucassen*, Jochen *Oltmer* (Hg.), Enzyklopädie Migration Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Paderborn 2007) 28–53.
- Joanna *Innes*, Steven *King*, Anne *Winter*, Settlement and Belonging in Europe, 1500–1930s. Structures, Negotiations and Experiences. In: *Dies.* (Hg.), Migration, Settlement and Belonging in Europe, 1500–1930s: Comparative Perspectives (International Studies in Social History 23, New York/Oxford 2013) 2–28.
- Sabine *Jahn*, Albert *Lichtblau*, Der Text entsteht. Editorische Notizen zur Entstehung und Gestaltung des Textes. In: Priva *Friedjung*, „Wir wollten nur das Paradies auf Erden“. Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Herausgegeben und bearbeitet von Albert Lichtblau und Sabine Jahn (Damit es nicht verlorengeht ... 31, Wien/Köln/Weimar 1995) 63–61.
- Stefi *Jersch-Wenzel*, Aschkenasische Juden in Europa seit der Frühen Neuzeit. In: Klaus J. *Bade*, Pieter C. *Emmer*, Leo *Lucassen*, Jochen *Oltmer*, Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Paderborn 2007) 385–394.
- Bettina *Joergens*, Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie – eine Einleitung. In: Thomas *Brakmann*, Bettina *Joergens* (Hg.), Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie. Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 51, Essen 2014) 9–22.
- Michael *John*, Vielfalt und Heterogenität. Zur Migration nach Wien um 1900. In: Elisabeth *Röhrlich* (Hg.), Migration und Innovation um 1900 (Wien/Köln/Weimar 2016) 23–64.

- Paul Jones, Michał Krzyżanowski, Identity, Belonging and Migration: Beyond Constructing ‚Others‘. In: Gerard Delanty, Ruth Wodak, Paul Jones (Hg.), Identity, Belonging and Migration (Liverpool 2008) 38–53.
- Matthias Kaltenbrunner, Das global vernetzte Dorf. Eine Migrationsgeschichte (Frankfurt/New York 2017).
- Martha Keil, „Siehe, du bist mir angeheiligt nach dem Gesetz von Moses und Israel...“. Ehe und Scheidung im Judentum. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung Liebeslust und Ehefrust an der Karl-Franzens-Universität Graz, gehalten am 28. April 2010, online unter <http://www.injoest.ac.at/media/keil_siehe_du_bist_mir_angeheiligt.pdf> (5. Oktober 2019) 1–9.
- Yvonne Kleinmann, Jüdische Zuwanderer in Odessa. In: Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer (Hg.), Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Paderborn 2007) 725–731.
- Harald Kleinschmidt, Menschen in Bewegung: Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung (Göttingen 2002).
- Andrea Komlosy, Grenzen und die Steuerung der Binnenmigration in den österreichischen und böhmischen Ländern im 18. und 19. Jahrhundert. In: Mathias Beer, Dittman Dahlmann (Hg.), Über die trockene Grenze und über das offene Meer. Binneneuropäische und transatlantische Migrationen im 18. und 19. Jahrhundert (Essen 2004) 263–286.
- Andrea Komlosy, Grenze und ungleiche regionale Entwicklung. Binnenmarkt und Migration in der Habsburgermonarchie (Wien 2003).
- Eleonore Lappin, Jüdische Lebenserinnerungen. Rekonstruktionen von jüdischer Kindheit und Jugend im Wien der Zwischenkriegszeit. In: Frank Stern, Barbara Eichinger (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus (Wien/Köln/Weimar 2009) 17–38.
- Albert Lichtblau, Einleitung. In: Priva Friedjung, „Wir wollten nur das Paradies auf Erden“. Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Herausgegeben und bearbeitet von Albert Lichtblau und Sabine Jahn (Damit es nicht verlorengelht ... 31, Wien/Köln/Weimar 1995) 17–52.
- Albert Lichtblau, Zufluchtsort Wien: jüdische Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina. In: Weltuntergang. Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg. Herausgegeben von Marcus G. Patka im Auftrag des Jüdischen Museums Wien (Wien 2014) 134–142.
- Jan Lucassen, Leo Lucassen, Alte und neue Perspektiven in der Migrationsgeschichte. In: Mathias Beer, Dittman Dahlmann (Hg.), Über die trockene Grenze und über das offene Meer. Binneneuropäische und transatlantische Migrationen im 18. und 19. Jahrhundert (Essen 2004) 17–42.

- Niklas *Luhmann*, Die Gesellschaft der Gesellschaft. Bd. 2 (Frankfurt am Main 1998).
- Maria *Maiss*, Peter *Pantucek*, Vorwort. In: *Dies.* (Hg.), Die Aktualität des Denkens von Ilse Arlt (Wiesbaden 2009) 9–13.
- Elisabeth *Malleier*, „Making the world a better place“. Welfare and politics, welfare as politics? Activities of Jewish women in Vienna before 1938. In: *Ashkenas – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 16, H. 1 (2006) 261–268.
- Elisabeth *Malleier*, Die Rezeption der Frauenbewegung in der Wiener jüdischen Presse vor 1938. In: *Wiener Geschichtsblätter* 60. Jg., H. 3 (2005) 63–73.
- Jon *Mathieu*, „Ein Cousin an jeder Zaunlücke“. Überlegungen zum Wandel von Verwandtschaft und ländlicher Gemeinde, 1700–1900. In: Margareth *Lanzinger*, Edith *Saurer* (Hg.), Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht (Göttingen 2007) 55–71.
- Jochen *Oltmer*, Einführung: Europäische Migrationsverhältnisse und Migrationsregime in der Neuzeit. In: *Geschichte und Gesellschaft – Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 35, H. 1 (2009) 5–27.
- Svjatoslav *Pacholkiv*, Das Werden einer Grenze: Galizien 1772–1967. In: Waltraud *Heindl*, Edith *Saurer* (Hg.), Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremden-gesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867 (Wien/Köln/Weimar 2000) 517–618.
- Maria *Papathanassiou*, Zwischen Arbeit, Spiel und Schule. Die ökonomische Funktion der Kinder ärmerer Schichten in Österreich 1880–1939 (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien Bd. 24, Wien/München 1999).
- Michaela *Raggam-Blesch*, Being different where being different was definitely not good“. Identitätskonstruktionen jüdischer Frauen in Wien. In: Frank *Stern*, Barbara *Eichinger* (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus (Wien/Köln/Weimar 2009) 257–275.
- Lutz *Raphael*, Zwischen Duldung, Einbürgerung und Privileg. Die Zugehörigkeitsrechte Fremder in der europäischen Rechts- und Sozialgeschichte der Neuzeit. In: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte: Germanistische Abteilung* 129, H.1 (2012) 183–213.
- Christoph *Rass*, Bilaterale Wanderungsverträge und die Entwicklung eines internationalen Arbeitsmarktes in Europa 1919–1974. In: *Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009) 98–134.
- Heidi *Rosenbaum*, Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung (Frankfurt am Main 1992).
- Paul-André *Rosental*, National Citizenship and Migrants' Social Rights in Twentieth-Century Europe. In: Joanna *Innes*, Steven *King*, Anne *Winter* (Hg.), Migration, Settlement and Be-

- longing in Europe, 1500–1930s: Comparative Perspectives (International Studies in Social History 23, New York/Oxford 2013) 269–280.
- Marsha L. *Rozenblit*, Der Habsburg-Patriotismus der Juden. In: Helmut *Rumpler* (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918 XI/1/2 (Wien 2016) 887–917.
- Marsha L. *Rozenblit*, Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation und Identität (Wien/Köln/Graz 1988).
- David Warren *Sabeian*, Simon *Teuscher*, Kinship in Europe. A new Approach to Long Term Development. In: David Warren *Sabeian*, Simon *Teuscher*, Jon *Mathieu* (Hg.), Kinship in Europe. A new Approach to Long Term Developments (1300–1900) (New York 2010) 1–31.
- Julius H. *Schoeps*, Das osteuropäische „Scheitl“. Lebensumstände, Bräuche und Befindlichkeiten. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 52, H. 2 (Leiden 2000) 160–166.
- Timothy *Snyder*, Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin (München 2010).
- Barbara *Staudinger*, „Juden auf Wanderschaft“. Galizische Kriegsflüchtlinge in Wien. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), Forschungen zu Vertreibung und Holocaust (Jahrbuch 2018, Wien 2018) 197–209.
- Barbara *Staudinger*, Unerwünschte Fremde. Galizische Juden in Wien: Zwischen Integration, Wohlfahrt und Antisemitismus. In: Philipp *Mettauer*, Barbara *Staudinger* (Hg.), „Ostjuden“ – Geschichte und Mythos (Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 1, Innsbruck 2015) 29–48.
- Martin *Staudinger*, Christoph *Zotter*, Zehn unangenehme Wahrheiten über die Seenotrettung. In: profil Jg. 50, Nr. 31 (28.7.2019) 36–39.
- Annemarie *Steidl*, Auf nach Wien! Die Mobilität des mitteleuropäischen Handwerks im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel der Haupt- und Residenzstadt (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 30, Wien/München 2003).
- Annemarie *Steidl*, „There are no cats in America ...“. In: Ashkenas – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 17, H. 1 (2007) 13–34.
- Annemarie *Steidl*, Verwandtschaft und Freundschaft als soziale Netzwerke transatlantischer MigrantInnen in der Spätphase der Habsburgermonarchie. In: Margareth *Lanzinger*, Edith *Saurer* (Hg.), Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetzwerke, Geschlecht und Recht (Göttingen 2007) 117–144.
- Bo *Stråth*, Belonging and European Identity. In: Gerard *Delanty*, Ruth *Wodak*, Paul *Jones* (Hg.), Identity, Belonging and Migration (Liverpool 2008) 21–37.
- H.F. *van Drunen*, „A sanguine bunch“. Regional identification in Habsburg Bukovina, 1774–1919 (Amsterdam 2013).

- Stefan *Weiß*, Otto Bunner und das Ganze Haus oder die zwei Arten der Wirtschaftsgeschichte. In: Historische Zeitschrift 273, H. 2 (2001) 335–369.
- Harald *Wendelin*, Schub und Heimatrecht. In: Waltraud *Heindl*, Edith *Saurer* (Hg.), Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867 (Wien/Köln/Weimar 2000) 173–347.
- Gudrun *Wolfgruber*, Messbares Glück? Sozialdemokratische Konzeptionen zu Fürsorge und Familie im Wien der 1920er Jahre. In: L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 10, H. 2 (1999) 277–294.

Abstract

Migration und Verwandtschaft. Migrationsräume und Zugehörigkeit in den Erinnerungen von Elke Schapiro, Prive Friedjung und Minna Lachs

Diese Arbeit untersucht Migrationsräume als Ausformungen verwandtschaftlicher und be-kanntschaftlicher Netzwerke zwischen der Bukowina, dem Osten Galiziens und Wiens als Zielraum. Analysiert wird, wie sich unter den Bedingungen der Migration verwandtschaftliche und be-kanntschaftliche Netzwerke in Wien veränderten und inwiefern der Prozess des Zugehörigwerdens von Migrationserfahrungen beeinflusst war. Dieses Erfahrungswissen zirkulierte innerhalb verwandtschaftlicher und be-kanntschaftlicher Netzwerke.

Die Lebenserinnerungen von Elke Schapiro, Prive Friedjung und Minna Lachs zeigen, dass in ihrer Verwandtschaft verschiedene Migrationsmuster auftraten, diese auch Teil von großen Migrationsketten nach Übersee und nach Wien waren. Diese Muster überlagerten sich, die Verbindungen rissen ab. Dennoch konnten die drei Frauen oder ihre Familien während ihrer eigenen Migration nach Wien und vor Ort auf verwandtschaftliche und be-kanntschaftliche Kontakte zurückgreifen. Unter den Verwandten der drei Frauen innerhalb der Bukowina, Galiziens, oder zwischen Galizien und Russland bestanden jeweils Verbindungen, die gleichsam quer zu staatlichen, aber auch sozialen und kulturellen Grenzen lagen. In der Arbeit werden zum einen diese (verwandtschaftlich bedingten) Migrationsräume untersucht, in denen sich die Frauen und ihre Familien bewegten, zum anderen, inwiefern verwandtschaftliche und be-kanntschaftliche Netzwerke in Wien weiter bestanden, sich veränderten und inwiefern sie auf den Prozess der Zugehörigkeit wirkten, den die drei Frauen in ihren Lebenserinnerungen ausführlich schilderten.

Auf eine einfache Formel gebracht, ist die grundlegende These dieser Arbeit, dass sich verwandtschaftliche Kontakte gerade in der Auflösung ortsgebundener sozialer Bedingungen in der Migration verstärkten und ausweiteten, soziale Beziehungen sich aber auch strukturell veränderten. Diese These wird anhand der Quellen überprüft.